

**STEFAN VERHÜLSDONK**

# **HEINZ' REISE**

**Roman**

*Und damit steige ich in die Regionen  
der Eisberge und verliere mich  
auf Nimmerwiedersehen.  
Franz Kafka, Der Kübelreiter*

## Prolog

Als Heinz aufstand und aus dem Linienbus stieg, brannte die Sonne heiß vom Himmel. Die Hitze war schwer und schwül und trieb einem den Schweiß aus allen Poren. Mit einem zischenden Geräusch schlossen sich die automatischen Türen, der Bus fuhr weiter, und das Dröhnen seines Motors verlor sich nach und nach in der Ferne. Am Straßenrand entdeckte er eine Baumgruppe und beschloß, sich in ihrem Schatten niederzulassen. Es war Spätsommer, schon bald würde der Herbst beginnen.

Was hatte er hier eigentlich verloren? Heinz konnte sich nicht so recht erinnern. War er nicht gerade noch in der Schule gewesen, um den ersten Schultag nach den Sommerferien hinter sich zu bringen? Er war froh, nun wieder frei zu sein. Doch was genau wollte er jetzt hier? Heinz war sich sicher, beim Aussteigen noch genau gewußt zu haben, was ihn in diese Gegend führt, doch jetzt war es ihm irgendwie entfallen. Er ließ seine Augen wandern; ihm gegenüber, auf der anderen Straßenseite, begann eine dichtbewachsene Landschaft, das Naturschutzgebiet 'Dönche'. Doch alles wirkte irgendwie anders; hier und da verunzierten häßliche Betonklötze den einstmals so unberührten Anblick der Natur. Einige der Häuser waren schon fertig und bezogen, an anderen wurde noch eifrig gebaut. Das Gras der Dönche wirkte kürzer, und ein Großteil der Bäume schien zu fehlen.

Heinz bemerkte einige schwarzgekleidete Menschen, die jetzt langsam aus der Senke, die etwa zweihundert Meter von der Straße entfernt begann, hervorkamen. Er fragte sich, was diese Leute so feierlich gekleidet in einem Naturschutzgebiet verloren hatten. Als sie näherkamen, erkannte er, daß ein schwarzer Sarg getragen wurde. Die Leute hatten Blumen dabei und wirkten sehr ernst. Ihnen voran ging ein ältliches Paar, die Frau hielt den verschleierte Kopf gesenkt und wurde von Weinkrämpfen geschüttelt, der Mann schritt aufrecht neben ihr, und sein Gesicht wirkte wie versteinert. Also fand wohl gleich die Beerdigung eines lieben Verwandten statt. Heinz stand auf, um das Schauspiel genauer verfolgen zu können. Tatsächlich, da war, nicht weit vom Straßenrand entfernt, eine längliche Grube ausgehoben worden, und auf genau diese bewegte sich die feierliche Prozession zu. Als die Grube erreicht war, wurde der Sarg auf zwei Holzbalken, die quer darüber lagen, abgestellt. Die Leute senkten die Köpfe. Ein in ein langes weißes Gewand gekleideter Geistlicher löste sich aus der Gruppe und begann aus scheinbar handgeschriebenen Notizen zu lesen. Er war ein kleiner, fülliger Mann, der mit salbungsvollem Gesicht seine Litaneien dahersang, doch Heinz konnte kein Wort verstehen. Er sah nur den Mund des Geistlichen, der auf und zu klappte, wieder und wieder. Dann wurde der Sarg von vier Männern mit zwei dicken Stricken ein kleines Stück angehoben, ein fünfter zog die beiden Holzbalken darunter weg und legte sie neben das Grab. Die Männer begannen, ihre Last in die Grube zu senken.

Plötzlich entstand Unruhe unter den Trauergästen; mit einem Knirschen war der Sarg am Grubenrand angestoßen und hängengeblieben. Sofort hob man ihn wieder heraus, und Heinz setzte sich in Bewegung, um sich das Weitere aus der Nähe anzuschauen. Als er ankam, waren zwei Männer gerade dabei, die Schraubverschlüsse am Deckel zu öffnen. Heinz gesellte sich zu den Trauergästen und schaute aufmerksam zu. Man schien ihn nicht zu bemerken. Die Männer, die den Sarg öffneten, wirkten sehr besorgt, daß der Leiche etwas geschehen sein könne. Wenn dem nämlich so sein sollte und sie das nicht wieder in Ordnung bekämen, wäre sicher großer Ärger angesagt, wenn nicht gleich die Kündigung. Die Männer hatten Schweißperlen auf der Stirn und taten Heinz leid. Sicher hatten sie Familien zu ernähren.

Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß das hier ja ein recht ungewöhnliches Plätzchen für eine Beerdigung war. Normalerweise fand so etwas doch auf Friedhöfen statt. Und ganz hier in der Nähe gab es doch

auch einen davon. Was war der Grund, daß man den Verstorbenen hier und nicht in geweihter Erde begrub? Ob es ein Atheist gewesen war? Oder ein Mörder? Na, jedenfalls war es eine Schande, ihn, was auch immer er verbochen hatte, hier draußen, direkt neben einer Baustelle zu verscharren! Das Recht auf einen ordentlichen Platz auf dem Friedhof sollte jeder haben, ob nun Senator oder Sittenstrolch. Heinz überlegte, bei wem er sich deswegen beschweren sollte.

Die Männer hatten inzwischen alle Verschlüsse geöffnet und hoben den Deckel ab. Roter Samt kam zum Vorschein, dann ein weißes Seidenkissen, ein schwarzes Jackett. Schließlich sah Heinz das Gesicht. Es war ein relativ junges Gesicht, und es kam ihm bekannt vor. Er konnte sich nur nicht entsinnen, woher. Er überlegte angestrengt, kam aber zu keinem Ergebnis. Er mußte den Toten wohl in früheren Zeiten gekannt oder zumindest ein paarmal getroffen haben. Heinz fiel auf, daß der Präparator ziemlich geschludert hatte; die Leiche war völlig unrasiert, Kinn und Oberlippe über und über mit schwarzen Bartstoppeeln bedeckt. Sein Haar sah aus, als wäre es seit einer Woche nicht mehr gewaschen und genau so lang nicht mehr gekämmt worden. Außerdem wies das Gesicht bereits Leichenflecke auf, die man doch sicherlich hätte wegschminken können. Was für ein Pfusch! Erst dieser Ort, und jetzt auch noch dieser Zustand. Heinz war ehrlich empört. Es war nicht zu glauben. Zwei junge Spaziergängerinnen kamen vorbei, blieben interessiert stehen, und eine der jungen Frauen sagte nach einem Blick auf den Toten: „Nur gut, daß ich noch nicht gefrühstückt habe!“

Er trat einen Schritt zurück, denn die Leiche sah nicht bloß gammelig aus, sie roch auch so. Dann bemerkte er, daß der Sargdeckel, der mit der Unterseite zuoberst neben dem Sarg lag, eine Besonderheit aufzuweisen hatte; an der Innenseite befand sich ein Münzschloß mit Klinke. Wie aufmerksam. Sollte sich das Ableben als ein Irrtum herausstellen, konnte sich der ‘Tote’, vorausgesetzt er hatte das passende Geldstück, selber befreien und mußte nicht jämmerlich ersticken. *Kein schlechtes System*, dachte Heinz; *das sollte Schule machen...*

Die Männer rückten dem Toten den Kopf zurecht, glätteten ihm den wirren Scheitel und zupften an seiner Krawatte herum. Dann überzeugten sie sich noch einmal, ob nun alles am richtigen Platz war, und legten den Deckel wieder drauf. Heinz wunderte sich, daß der Zustand der Leiche keinen Protest unter den Trauergästen ausgelöst hatte; nein, sie schienen das Aussehen und den Geruch nicht einmal zu bemerken. Er dachte noch einmal in das fleckige Gesicht der Leiche. *Etwa dreißig Jahre alt... Wenn die Wangen nicht so eingefallen wären...* Nein, es wollte ihm nicht einfallen. Eben glaubte er noch, ein plötzlicher Geistesblitz würde seine Erinnerungen aufhellen, doch das Licht verschwand so schnell wie eine Streichholzflamme, die man dem Wind aussetzt. Der Deckel wurde wieder festgeschraubt.

Als der Sarg dann endlich sicher plaziert war, trat das alte Paar an den Rand und senkte die Köpfe. Die Frau schluchzte laut in ein spitzenbesetztes Taschentuch, der Mann blieb ernst und gefaßt. Dann zog die Frau einen Strauß vertrockneter Blumen hervor und warf ihn in das Grab.

„Junger Mann!“

Heinz schrak zusammen. Jemand hinter ihm hatte leicht auf seine Schulter geklopft und ihn angesprochen. Er wandte sich um und sah in das fahle Gesicht eines Sargträgers. „Ja, bitte?“

„Es ist mir sehr unangenehm, Sie das fragen zu müssen, aber könnten Sie vielleicht ein Weilchen hier aufpassen? Unsere Kollegen kommen gleich, um das Grab zuzuschaukeln, und wir wollen nicht, daß in der Zwischenzeit eventuell jemand die Gunst der Stunde ausnutzt und sich am Sarg zu schaffen macht. Sie verstehen? In der letzten Zeit ist es wieder besonders schlimm mit den Nekrophilen“ Der Mann sah Heinz erwartungsvoll an.

„Nun“, sagte Heinz, „wann werden Ihre Kollegen denn in etwa kommen? Ich habe noch wichtige Verpflichtungen.“

„Also, in spätestens, wirklich spätestens einer Viertelstunde sind sie da, eher noch früher. Die Gewerkschaftssitzung dürfte eigentlich längst beendet sein.“

„Na, das sollte dann ja möglich sein. Keine Sorge, ich werde aufpassen wie ein Schießhund. Ihre Leiche ist bei mir so sicher wie...“ Ihm fiel kein passender Vergleich ein.

Der Mann stieß ein leises Lachen aus. „Ich danke Ihnen!“ Dann wandte er sich um und ging mit den anderen zurück in Richtung Senke. Heinz sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren. Dann setzte er sich neben das Grab ins Gras und wartete.

Die Zeit verstrich. Heinz sah in das Grab. Na, besonders in Unkosten hatten sich die Verwandten ja nicht gerade gestürzt; ein billigeres Sargmodell konnte es wohl kaum noch geben - keinerlei Verzierungen oder Ornamente, keine Beschläge, die Griffe und die Verschlüsse sahen aus, als gehörten sie

zu irgendeiner landwirtschaftlichen Maschine, nicht aber an einen Sarg. Mal abgesehen von dem einzigen Luxus, dem Münzschloß, war das hier eine ganz schlichte, schwarz gestrichene Holzkiste. Kränze gab es auch keine, nur ein paar trockene Blumen. Daß sich die Leute nicht schämten... Na, wer weiß; vielleicht war das ja der Grund für den merkwürdigen Grabplatz.

*So allmählich könnten die Totengräber aber kommen*, dachte Heinz. Er sah auf seine Uhr und stellte fest, daß er schon seit über einer halben Stunde wartete. Er hatte doch noch anderes zu erledigen, auch wenn ihm nicht so recht einfallen wollte, was das war.

Schließlich beobachtete er das Treiben auf der Baustelle und ließ seine Beine in die Grube baumeln. Als auf der Baustelle nicht mehr gearbeitet wurde, sah er wieder auf seine Uhr und mußte verärgert erkennen, daß sie stehengeblieben war. Er war jetzt wirklich böse; seit Stunden wartete er auf die sauberen Kollegen des Sargträgers, und diese Herren hatten es scheinbar nicht nötig, hier aufzutau-chen. Sicher hockten sie im Moment in irgendeiner Kneipe und diskutierten über ihre Gewerkschafts-sitzung, tranken Bier und Schnäpse und lachten, während er hier saß und zusah, wie die untergehende Sonne langsam ein warmes Abendrot über den Horizont zeichnete.

Schließlich wollte er nicht länger warten. Der Geruch der Leiche drang durch den geschlossenen Sarg bis zu ihm herauf und wurde immer intensiver. Der Anfang und das Ende des Lebens hatten ihre eigen-gerüche, am Anfang roch der Mensch nach Babypuder, und am Ende riecht er nach Verwesung. Zwei typische Gerüche, und Heinz mochte keinen von beiden. Aber der Verwesungsgeruch war frei-lich ein ganzes Stück schlimmer, unangenehmer; ein schwerer, süßlicher Duft, den man, einmal ver-nommen, nie mehr vergißt. Eigentlich war es sonderbar - wenn im Herbst die Blätter sich bunt verfär-ben, absterben und zu Boden fallen, erfreut sich der Mensch an ihrem Anblick; wenn aber einer der ihren stirbt und sich verfärbt, erfreut sich niemand daran. Er nahm die Schaufel, welche neben dem Grab in einem Erdhügel steckte, und begann, selbst das Grab zuzuschaufeln. Die Erde polterte dumpf auf den Sargdeckel. Mit der Zeit wurde das Poltern immer leiser und war schließlich gar nicht mehr zu hören. Als das Grab dann gefüllt war, steckte er die Schaufel in den Grabhügel und verschnaufte. Die Sonne war inzwischen gänzlich untergegangen, es wurde merklich kühler, doch Heinz schwitzte aus allen Poren. Als er wieder zu Atem gekommen war, zog er die Seiten des Hügels mit der Schaufel gerade, und endlich war es geschafft, das Grab sah aus, wie ein ordentliches Grab auszusehen hatte. Er pflückte ein paar wilde Blumen und legte sie auf den Hügel. Man konnte ihm nichts vorwerfen, er hatte getan, was getan werden mußte, und konnte nun beruhigt zurück zur Straße gehen.

## Kapitel 1

Wo war er hier nur hingekommen? Nachdem er die Beerdigung hinter sich gelassen hatte, war Heinz - ganz in Gedanken - immer nur der Straße gefolgt und hatte gar nicht mitbekommen, wie er die Stadt verließ. Jetzt lag die Straße einsam und völlig gerade vor ihm und führte durch einen Ozean von ho-hem Gras. Weit und breit war kein Haus zu sehen, schon seit Stunden kein Auto vorbeigekommen. Es gab hier keinen Baum, kein Gebüsch, nur riesige, scheinbar endlose Grasfelder, die im leichten Wind Wellen warfen wie die Oberfläche des Meeres. Die Welt war für ihn rätselhafter denn je. Alles wirkte bekannt und vertraut, aber auch fremd und unwirklich. Warum war er bloß so weit gegangen? Was wollte er nur hier? Irgendwie hatte er das Gefühl, bis vor kurzem noch genau gewußt zu haben, was ihn in diese gottverlassene Gegend führte; nur, daß es ihm jetzt beim besten Willen nicht mehr ein-fallen wollte.

Heinz ging auf dem Mittelstreifen der Straße, weil es keinen Bürgersteig gab und er allmählich auch nicht mehr damit rechnete, daß hier jemals ein Auto vorbeikommen würde. Die Monotonie der Land-schaft machte ihm zu schaffen, und da ihn nichts ablenkte, begannen seine Gedanken zu wandern. Die komischsten Sachen fielen ihm ein, Ereignisse aus seiner Kindheit und Jugend, Dinge, die er schon längst vergessen zu haben glaubte, doch nun standen sie wieder frisch und lebendig vor seinem geisti-gen Auge, als wäre alles erst in den letzten Tagen passiert. Seine erste Kindheitsliebe fiel ihm ein, er war etwa fünf Jahre alt gewesen. Das Mädchen war eine blonde Schönheit, etwas älter als er, und in dem riesigen Kleingartengebiet in der Nähe gab es einen Garten, der ihrem Vater gehörte, wo sie sich still und heimlich trafen, um kleine Küßchen auszutauschen. Sie hieß Cornelia. Was wohl aus ihr geworden war? Sicher hatte sie geheiratet und selber schon ein paar Kinder in die Welt gesetzt. Oder war schon wieder geschieden. Oder auch tot. Heinz wußte, daß er das nicht mehr in Erfahrung bringen

konnte. Aber er hatte noch seine Erinnerungen, und dort würde sie immer seine erste zarte Liebe sein. Dann sah er sich wieder Jahre später, ein dicker Junge in der Schule, der von allen nur gehänselt wird. Man paßte ihn auf dem Schulhof ab, um ihn zu verprügeln und zu erniedrigen, und er hatte eine Höllenangst vor jeder Pause und vor dem Schulweg morgens und am Mittag. Sicher fühlte er sich nur zu Hause. Klar, er hatte auch Freunde, doch das waren meist selbst Versager wie er, die bei der kleinsten Gefahr sofort die Flucht ergriffen, und die auch allen Grund dazu hatten, weil sie keine echten Jungen waren, so wie er, weil sie sich beim Spielen dumm anstellten oder nur in den Tag hineinträumten, weil sie weinten und nicht hart waren. Sie waren Versager, doch wer hatte sie dazu gemacht? Ihre Eltern? Ihre Persönlichkeit? Ihre Klamotten? Die Gegend, aus der sie kamen? Das dumme Gesicht? Heinz meinte sich dunkel an eine Verpflichtung zu erinnern, und der Weg, den er nahm, hatte damit zu tun. Er mußte irgendwo hin, doch was war sein Ziel? Einem programmierten Roboter gleich ging er einfach weiter, immer weiter, setzte Schritt vor Schritt. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß ihn diese Straße zum Ziel bringen würde, daß er sie nur lange genug verfolgen mußte, um dorthin zu gelangen, wo er am liebsten sein wollte.

Er dachte plötzlich an seinen Vater, einen großen, kräftigen, strengen Mann. Was konnte der selbstherrlich und ungerecht sein! Jede kleine Freude wurde Heinz als Kind verdorben, sobald sein Vater ins Spiel kam. Er wollte einen Sohn, der ihn achtet und verehrt und so werden will wie er. Doch das wollte Heinz nicht. Allein der Gedanke, so zu werden wie sein Vater, bereitete ihm Übelkeit. Heinz zeichnete viel, sang oft vor sich hin, las sogar Bücher. Das paßte dem Vater, dem jedwede musische Veranlagung fehlte, überhaupt nicht. Er war Beamter, ein bodenständiger Mensch, und sein Sohn schwebte immer nur in Phantasiewelten herum. Spielte nichtmal Fußball. Hatte im Schulsport ständig schlechte Zensuren. War sogar in Mathe eine Niete. Nur im Lesen und Schreiben und Malen brachte er ständig Einsen nach Hause. *Wofür braucht ein Kind denn sowas?* hörte Heinz seinen Vater moseern. Er konnte sich einfach nicht damit abfinden, daß sein Sohn so völlig aus seiner Art geschlagen war.

Er meinte, in einiger Entfernung ein großes, rechteckiges Gebäude auszumachen. Es lag am rechten Straßenrand, war aber scheinbar noch Kilometer entfernt. Er sah es nur als kleine Schachtel im grünen Grasmeeer. Er beschloß, etwas mehr Tempo zuzulegen. Er war doch schon so weit gegangen, und endlich - jetzt endlich kam wieder ein Ziel in Sichtweite. Wie lange er wohl schon unterwegs war? Waren es Stunden? Oder bereits Tage? Fast kam es ihm so vor, als hätte er nie etwas anderes getan, als hier diese einsame Straße zu verfolgen.

Heinz' Mutter erschien neben seinem Vater. Teuer gekleidet stand sie da, streitlustig und stolz wie immer. Sie war stolz auf ihren Mann, das war sicher, doch wie Heinz vermutete, rührte dieser Stolz mehr von dem Einkommen als von der Person seines Vaters her. Sie war einfach froh, jemanden zu haben, der ihr einen niveaувollen Lebensstil ermöglichte. Und Vater war froh, eine Frau gefunden zu haben, die er vorzeigen konnte, die zu einem Besserverdienenden, wie er einer war, paßte.

Das Gebäude kam langsam näher. Heinz konnte inzwischen erkennen, daß es sich um ein rotes Backsteinhaus mit etwa sechs Etagen und einem Flachdach handelte. Es hatte ein schwarz überdachtes Portal, auf dem eine gelbe Leuchtschrift angebracht war, die mit geschwungenen Buchstaben das Wort 'CASINO' schrieb. Ohne noch lange zu überlegen, beschloß Heinz, dort eine Rast einzulegen. Er fühlte sich so merkwürdig, so sonderbar leicht, als hätte er unterwegs die Hälfte seines Gewichts verloren. Er mußte wieder zu Kräften kommen, um die Reise fortsetzen zu können. Zwar wußte er nicht, wohin sie ihn führen würde, doch gleichzeitig war er sich sicher, daß es ein Ziel gab; er mußte nur lange genug danach suchen.

Er begann zu humpeln. Seit einem Unfall als Kind hatte er ein 'kaputtes Bein', wie er es selber bezeichnete. Er hatte damals lange Zeit im Krankenhaus gelegen, und zehn Tage, nachdem er entlassen worden war, stellte man bei einer Nachuntersuchung fest, daß eine der beiden Schrauben, die man ihm eingesetzt hatte, zu brechen begann. So mußte er am selben Tage wieder ins Krankenhaus und wurde tags darauf operiert. Ein Jahr später mußte er wieder unters Messer, um sich die stärkeren Schrauben, die man ihm eingesetzt hatte, entfernen zu lassen. Einige Zeit später war er bei einem Orthopäden in Behandlung, weil sein krankes Bein nicht mehr wuchs und er eine Einlage für den Schuh benötigte. Er wurde geröntgt, und als der Arzt sein Röntgenbild betrachtete, entfuhr ihm: „Oh, verdammte Scheiße!“ Daß so etwas, von einem Arzt ausgesprochen, nicht gerade Gutes bedeutete, war ihm sofort klar. Er teilte ihm mit, daß sich bei ihm eine Hüftgelenksnekrose gebildet hatte, und Heinz war in Tränen aufgelöst, als er erfuhr, daß er wieder ins Krankenhaus mußte, da er ohne eine Operation wahrscheinlich nicht mehr allzu lange richtig laufen werden könnte. Er ließ sich also wie-

der operieren, wieder wurde ihm ein Metallteil im Knochen verankert, und dieses Metallteil mußte ein Jahr später wieder entfernt werden. Vom Versorgungsamt bekam er nach Anfrage die Mitteilung, daß er 'eingeschränkt erwerbsfähig', also behindert sei. Die meiste Zeit bemerkte er diese Behinderung nicht, sah man einmal davon ab, daß er nicht soviel laufen oder lange stehen oder schwere Sachen heben durfte. Er wurde vom Schulsport befreit, was ihm gefiel, da er dieses Fach noch nie leiden konnte. Später blieb ihm der Dienst bei der Bundeswehr erspart; man konnte also mit Fug und Recht behaupten, daß ihm seine Behinderung durchaus auch Vorteile brachte. Jetzt jedoch spürte er - wie schon so manches Mal - die Nachteile davon.

Heinz mußte plötzlich an sein erstes Besäufnis denken. Mit einem Freund hatte er sich Bier gekauft und es zu Hause im Keller getrunken. Und auf einmal hatte er sich gut gefühlt, nein, nicht bloß gut, er hatte sich stark gefühlt, unangreifbar. Da war kein Platz mehr für Unsicherheit oder Angst, da war nur noch Wohlbehagen und gute Laune. Er hatte das Gefühl, alles schaffen zu können, was er nur wollte. Es war, als hätte er den Sinn des Lebens erkannt... Zumindest so lange, bis das Bier ausging, denn da wurde ihm plötzlich schlecht, und alles, die ganze Welt, der Keller und vor allem er selber, schien sich zu drehen wie ein wildgewordenes Karussell. In der Nacht kotzte er sich die Seele aus dem Leib und beschloß, nie wieder Bier zu trinken, was er auch etwa zwei Wochen durchhielt.

*Ja, ein Bier wäre jetzt wirklich nicht zu verachten*, dachte Heinz. Sicher gab es in diesem Casino was zu trinken, sicher auch Bier. Die Aussicht auf ein kühles Getränk gab ihm neue Kraft. Und schließlich hatte er das rote Gebäude erreicht. Er verließ die Straße und ging über hohes Gras zum Eingang, da es keinen Fußweg zu geben schien. *Merkwürdig*, dachte Heinz. Ein überdachtes Portal, eine Leuchtschrift, aber kein Weg. Sollte das hier vielleicht nur ein Notausgang sein, der wohlmöglich noch versperrt ist? Aber seit wann gab es denn so protzige Notausgänge?

Plötzlich verlor er den Boden unter dem rechten Fuß und sank bis zum Knöchel in eine schlammige Pfütze ein, welche verborgen im Gras lag. Er fluchte und zog Schuh und Strumpf aus. Mußte das jetzt sein? Was sollten die Leute im Casino von ihm denken? Er wrang den Strumpf so gut es ging aus und säuberte den Schuh im Gras. Als er beides wieder anzog, mußte er ein Gefühl des Ekel unterdrücken, und als er weiterging, gab der rechte Schuh bei jedem Schritt ein Geräusch von sich, als würde man barfuß durch Schlamm waten.

Dann stand Heinz vor einer hohen Glastür mit zwei Flügeln, hinter der es recht düster war. Sollte das Casino etwa noch geschlossen haben? Er griff den Türknauf und zog einen der beiden Türflügel auf. Glück gehabt. Er betrat das Gebäude und suchte nach einem Lichtschalter, doch als er ihn fand und betätigte, blieb es dunkel. Er drückte noch ein paarmal, doch es tat sich nichts. *Auch gut*, dachte er und riß die Augen auf, die sich trotz des Helligkeitsunterschiedes schnell an das hier vorherrschende Dämmerlicht gewöhnten. Er befand sich auf einem Flur, links stand ein Zigarettenautomat, daneben war eine Tür. Ihm gegenüber an der Wand war ein Schild angebracht, auf welchem ein Pfeil nach links wies und die Worte 'ZUM SCHANKRAUM' standen. An der rechten Wand entdeckte Heinz zwei Reihen von jeweils sechs etwa einen Quadratmeter großen Steinplatten, die mit etwa einen halben Meter Zwischenraum nebeneinander in der Wand eingelassen waren. Die Platten waren schwarz, und es war etwas eingemeißelt, doch es war zu dunkel, um es lesen zu können. Er ging am Zigarettenautomat vorbei und überlegte, ob er sich eine Schachtel ziehen sollte; er entschied sich dagegen und öffnete die Tür, die ihn, wie er hoffte, zu einem kühlen Bier führen würde.

Doch statt in einem Schankraum fand sich Heinz in einer großen, blaßgrün gekachelten Herrentoilette mit etwa acht Kabinen auf der rechten und ebensoviel Pißbecken auf der linken Seite wieder. Der Raum war erfüllt mit einem Geruch nach Urin und Reinigungsmitteln. Heinz durchschritt ihn und entdeckte eine weitere Tür. Sie führte auf einen schmalen, schwach beleuchteten Gang. Auf der rechten Seite waren mehrere Milchglastüren, und Heinz gegenüber, am Ende des Gangs, befand sich ein großes, zugemauertes Fenster, welches zur Hälfte von einem Vorhang aus schwerem, rotem Stoff verdeckt wurde, der bis auf die Dielen reichte. Er klopfte an die erste Tür, doch es kam keine Antwort. Er ging weiter zur zweiten Tür und klopfte auch dort. Wieder nur Stille. Als auch bei der dritten Tür keine Reaktion auf sein Klopfen erfolgte, öffnete er sie kurzerhand und spähte vorsichtig hinein. Es war ein irgendwie sehr eng wirkender Raum mit mehreren kleinen Kabinen und Schließfächern, scheinbar ein Umkleideraum. Heinz trat ein und sah sich um. Links und rechts waren zwischen den Kabinen etwa einen halben Meter breite Durchgänge, und man konnte sehen, daß es diese Durchgänge auch in den angrenzenden Räumen gab. Scheinbar war das hier trotz mehrerer Milchglastüren ein einziger Trakt von niedrigen, engen Umkleideräumen. Er öffnete eine der Kabinen und mußte fest-

stellen, daß sie höchstens von einem Kind zu gebrauchen waren, und selbst das könnte schon Platzangst bekommen. Wie sollte man sich denn darin je umziehen können, ohne blaue Flecke am ganzen Körper davonzutragen? Na, zumindest waren sie oben offen. Den Kopf würde man sich also nicht stoßen. Und man hatte freie Sicht in die Nachbarkabine, ohne erst auf die Sitzbank klettern zu müssen. Wenn das nichts war...

Heinz verließ den Umkleideraum und ging zum zugemauerten Fenster. Er fragte sich, warum man es zugemauert hatte, und zog den Vorhang ganz vor. Überhaupt hatte er noch kein Fenster gesehen, seit er das Haus betreten hatte. Außer diesem hier. Auf eine helle, freundliche Atmosphäre schien man hier keinen besonders großen Wert zu legen. Nun ja, jeder Betrieb hatte wohl seine eigenen Regeln.

Heinz fiel auf, daß die letzte der Milchglastüren im Gegensatz zu den anderen nicht geschlossen war. Sie stand einen Spalt breit auf, und als er sie ganz aufzog, blickte er in ein düsteres Treppenhaus. Auch hier schien es keine Fenster zu geben. Er entdeckte einen Lichtschalter und betätigte ihn. Es flackerte im Treppenhaus, dann ging mit einem Brummen die Beleuchtung an. Na, wer sagt denn!

Heinz begann die Stufen zu erklimmen. Eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daß er ganz nach oben mußte. So ließ er Stockwerk um Stockwerk unter sich, und die Wände wurden, je höher er kam, immer ärmlicher und brüchiger. Als die Treppe schließlich vor einem kurzen Gang endete, war keinerlei Tapete oder sonstiger Schmuck mehr zu finden. Hier und da bröckelte der Putz ab und entblößte nacktes, rotes Gestein. An der Decke, die übersät war mit gelblichen Wasserflecken, hing eine nackte Glühbirne, welche, blind von Staub und Spinnweben, kaum noch Licht spendete. Am Ende des Gangs entdeckte er eine Tür mit abblättrender weißer Farbe. Er öffnete sie und sah einen Abstellraum, in welchem sich mehrere verstaubte Flipperautomaten und 'Einarmige Banditen' befanden. Auf dem Boden lag Kinderspielzeug herum, Puppen, ein zerzauster Teddy, Sandförmchen und noch einiges mehr. Ob das das Geheimversteck der Kinder des Casinobesitzers war? Hatte der überhaupt Kinder? Gab es ihn überhaupt? Heinz entdeckte auf einem der Flipper, der genau neben der Tür stand, eine umgefallene Vase und drumherum liegend verdorrte Blumen. Er sammelte sie zu einem Strauß zusammen und steckte diesen in die Vase. Dann fragte er sich, warum er das gerade getan hatte, und schüttelte den Kopf. Er schloß die Tür und ging zurück zum Treppenhaus.

Die nächsten Stockwerke boten nur durchnummerierte Zimmertüren. Heinz versuchte hier und da eine zu öffnen, doch die Türen waren stets verschlossen.

Dann vernahm er im Treppenhaus plötzlich eine heitere Musik, einen Marsch oder etwas ähnliches. Heinz war mehr als erstaunt. Bis eben war es in diesem Gebäude noch vollkommen still gewesen. Die Töne schienen von weiter unten zu kommen. Er stieg die Stufen hinab und stellte fest, daß der Ursprung der Musik im ersten Stock hinter einer dunkel lackierten Holztür mit gelbem Fenster lag.

Plötzlich veränderte sich die Atmosphäre wie mit einem Schlag. Heinz erblickte einen gemütlich-rustikal eingerichteten Kneipenraum und fröhliche Menschen, die an runden Tischen ohne Tischdecke saßen und mit Kartenspielen beschäftigt oder in Unterhaltungen verwickelt waren. Über jedem Tisch hing eine Lampe mit dunklem Schirm, und auf jedem stand eine brennende Kerze, so daß der ganze Raum angenehm und gemütlich beleuchtet war. Eine Woge von Wärme und Fröhlichkeit traf Heinz, der schon wieder einen menschenleeren Umkleideraum oder etwas ähnliches erwartet hatte. Auf Fenster wurde zwar auch in diesem Raum verzichtet, doch allein die Tatsache, daß hier echte, lebendige Menschen waren, daß hier Leben war, tröstete darüber allemal hinweg. Man konnte sich an alles gewöhnen, sogar an fensterlose Räume. Da war auch eine Theke, hinter welcher ein dicker Barmann mit umgebundener fleckiger Schürze gerade damit beschäftigt war, gespülte Gläser abzutrocknen und zu polieren. Er hielt ein Glas gegen das Licht einer Kerze, von denen auch auf der Theke mehrere standen, wischte nochmals mit einem Geschirrtuch darüber, und befand das Glas dann nach einer weiteren Prüfung als sauber genug, um es in ein Regal hinter der Theke zu den anderen Gläsern zu stellen. Auf die Theke stützen sich zwei ältere Herren, und Heinz beschloß, sich ihnen zuzugesellen, da kein freier Tisch zu finden war. Beim Barmann orderte er ein Bier, und dieser stellte das Glas, welches er gerade reinigte, auf den Tresen, legte gelangweilt das Handtuch daneben, ging dann, als hätte er alle Zeit der Welt, gemächlich zu den Zapfhähnen und ließ auf ein vorgezapftes Bier noch etwas draufzischen, um es Heinz dann hinzustellen. „Bitte schön, der Herr.“

Heinz betrachtete das Bierglas und fürchtete, es könnte sich jeden Moment in Nichts auflösen, ebenso wie die ganze Kneipe und ihre Besucher. Doch das Glas blieb, und die Kneipe blieb. Er brauchte nur seine Hand auszustrecken und zuzugreifen, und sein Durst würde Vergangenheit sein. Aber vielleicht würde sich das Glas beim Zugreifen als Illusion erweisen. Er würde ins Leere greifen, und im näch-

sten Moment wäre auch Leere um ihn herum. Es gab keine andere Lösung: Er mußte das Glas nehmen und daraus trinken, um ausschließen zu können, daß seine Befürchtungen begründet waren. Und das tat er.

Oh, war das gut! Der kühle Gerstensaft rann durch Heinz' Kehle wie Wasser durch ein ausgetrocknetes Bachbett, und er fühlte sich gleich wieder um einiges besser. Er nahm noch einen Schluck, rülpste, stellte das Glas auf der Theke ab und wandte sich an einen der beiden älteren Herren: „Verzeihung, können Sie mir verraten, wie spät es ist?“

Der Angesprochene sah Heinz nicht an und wies nur mit dem Zeigefinger auf eine Uhr, die über dem Eingang angebracht war. Heinz schaute hin und mußte feststellen, daß diese Uhr keine Zeiger besaß. „Na, schönen Dank auch“, sagte er, nicht ohne Schärfe; es war eine Frechheit, jemanden, der höflich um eine Auskunft bittet, derart zum Narren zu halten!

Doch der Mann rührte sich nicht und murmelte nur: „Keine Ursache.“

Heinz wußte nicht, was er sagen sollte; er hatte erwartet, daß der Mann etwas sagen würde, um seine unbefriedigende Auskunft als Witz zu entlarven. „Wissen Sie“, fing er schließlich an, „ich bin nicht von hier, bin fremd in dieser Gegend. Und ich will ja nichts weiter wissen als die Uhrzeit. Ich habe noch einen wichtigen Termin, und den will ich nicht verpassen. Sie verstehen?“

Der Mann rührte sich noch immer nicht, doch er antwortete: „Freilich verstehe ich. Bin ja nicht dumm. Aber das ist ganz allein Ihr Problem. An Ihrer Stelle würde ich versuchen, den Termin einzuhalten. Das würden wohl die meisten tun.“

„Aber wie soll ich denn? Der Termin ist gottverdammst wichtig, glauben Sie mir! Wenn ich ihn versäume, werde ich... wird mir... ich meine, auch wenn sich das für Sie jetzt unglaublich anhören mag: Ich muß den Termin einhalten!“

Heinz hatte keine Ahnung, von was für einem Termin er sprach. Er hatte doch gar keine Verpflichtungen. Oder doch? War da nicht noch etwas, das er unbedingt erledigen mußte? Es wollte ihm nicht einfallen. Und warum bettelte er jetzt diesen scheinbar Verrückten an, er möge ihm die Uhrzeit verraten? Warum ließ er sich von diesem alten Stoffel zum Narren halten? Er war ratlos.

„Sie waren wirklich noch nie in dieser Gegend?“

Heinz sah sich um. Der zweite ältere Herr stand plötzlich an seiner anderen Seite und blickte ihn an.

„Ja, allerdings. Und stellen Sie sich vor: Ich frage eben diesen Herrn da ganz höflich nach der Uhrzeit, und er versucht, mich für dumm zu verkaufen! Das ist doch keine Art! So geht man doch nicht mit Fremden um!“

„Da haben Sie sicherlich recht. Aber Sie dürfen es Heinrich auch nicht übel nehmen. Er ist oft etwas seltsam. Kommt schon seit Jahren hierher, trinkt nie, raucht nie, spricht nie... Seit er zusehen mußte, wie ein Geisteskranker seine Familie umgebracht hat, läuft er ein wenig neben der Spur. Aber eigentlich ist er ein netter Bursche. Nur eben etwas eigen. Übrigens - mein Name ist Karl.“

„Das tut mir leid“, sagte Heinz. Dann besann er sich und fügte hinzu: „Das mit Heinrich, mein ich. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Karl. Mein Name ist... ist... Ich heiße Albert.“ Was sollte denn das schon wieder? Warum gab Heinz einen falschen Namen an? Fühlte er sich vielleicht sicherer, wenn man seine wahre Identität nicht kannte?

„Sehr angenehm, Herr Albert. Und? Wie gefällt es Ihnen denn in unserer Gegend? Haben Sie sich schon ein wenig eingelebt?“

Heinz druckste herum. Er konnte doch nicht die Wahrheit sagen. Es gefiel ihm hier ganz und gar nicht, er war fremd hier und - viel schlimmer noch - alles hier war auch fremd für ihn, nein, nicht nur fremd - unbegreifbar. „Gut gefällt es mir“, log er. „Wirklich, ein sehr angenehmes Klima. Und überhaupt - die ganze Gegend ist so... wie soll ich mich ausdrücken... mein Herz hüpfst hastig... nein, ich meine, diese Landschaft hier, und dieses Casino...“

„Wie fanden Sie hierher?“

„Nun, ich kam von einer Beerdigung. Glaube ich zumindest.“

„Zu witzig. Und warum kamen Sie hierher?“

„Äh... Das weiß ich nicht mehr.“

Karl sah ihn mit einem besorgten Ausdruck im Gesicht an und sagte: „Das wissen Sie nicht mehr?“

„Nein. Ganz ehrlich.“

Karl schüttelte mit dem Kopf. „Merkwürdig. Sehr merkwürdig.“

„Wieso ist das merkwürdig“, fragte Heinz. Er wurde nervös. Wer gab diesem Mann das Recht, ihn derart auszufragen? Und warum antwortete er auch noch?



„Nun ja, wissen Sie, Herr Albert, normalerweise kommt niemand hier her ohne zu wissen, warum. Es ist einfach ungewöhnlich. Überlegen Sie doch noch einmal.“ Der besorgte Ausdruck im Gesicht Karls blieb.

„Nun, ich glaube... ja, ich hatte wohl einfach keine Lust mehr, da draußen so allein herumzulaufen...“  
„Sehr interessant! Weiter!“ In Karls Gesicht stand sichtbar Neugierde. Plötzlich bewegte sich auch Heinrich und sah Heinz gespannt an.

„Nun, ich ging da also vor mich hin, ich weiß nicht mehr, wie lange, und plötzlich entdeckte ich das Casino. Übrigens ein sehr bemerkenswerter Bau...“

„Wollen Sie sich hier ein Zimmer nehmen?“

„Ich weiß noch nicht, ob diese... ich meine, ob ich das in Betracht ziehen sollte. Oder ob ich es müßte.“

„Das sollten Sie aber wissen. Glauben Sie mir.“

Karls besorgter Gesichtsausdruck bereitete Heinz immer mehr Unbehagen. Und daß Heinrich mit dem Kopf schüttelte und sich mit einem resignierenden Gesichtsausdruck wieder abwandte, machte sein Gefühl auch nicht besser. Was sollte dieses Verhalten?

Auf einmal verstummte die Musik. Scheinwerfer flammten auf und tauchten den hinteren Teil der Kneipe in helles Licht. Heinz entdeckte eine kleine Bühne. Ein buckliger alter Mann im schwarzen Smoking betrat die Bühne und zog einen glänzenden Zylinder. „Meine Damen, meine Herren“, sagte der Alte mit dünner, hoher Stimme, „wir beginnen nun mit unserem Abendprogramm. Den Auftakt bildet Brutus, der Muskelmann. Ich wünsche Ihnen angenehme Unterhaltung.“

Karl stieß Heinz mit dem Ellenbogen in die Rippen. „Das dürfen Sie nicht verpassen; so etwas bekommt man nicht alle Tage geboten!“

Der Buckelige machte einem kleinen, kräftigen Mann im Leopardenkostüm Platz. Von den Tischen kam Beifall. Auch Karl und Heinrich klatschten. Während Brutus sich in alle Richtungen verneigte, trugen vier schwarzgekleidete Männer mit Zylinder einen Eichenholzsarg auf die Bühne und stellten ihn vor dem Akteur ab. Dann wandten sie sich dem Publikum zu und machten gleichzeitig eine knappe Verbeugung, um anschließend gemessenen Schrittes die Bühne zu verlassen. Der kleine Mann ging in die Knie und griff unter den Sarg; dann spannte er seine Muskeln und stemmte ihn mit einem schnellen Ruck in die Höhe. Er stand nun wieder und hielt den Sarg über seinen Kopf, doch das Gewicht ließ ihn schwanken. Irgendetwas knackte laut. Heinz befürchtete, dieser Brutus würde jeden Moment umfallen, doch er blieb stehen und setzte den Sarg dann mit einem Knall wieder auf dem Boden ab. Neuer Beifall brauste auf. Der kleine Mann öffnete die Verschlüsse und zeigte dem Publikum den Inhalt des Sarges: die Leiche einer alten Frau im weißen Kleid, das grünliche Gesicht war eingefallen, und die Haut zeigte dunkle Verfärbungen.

Heinz war schockiert. Das war ja widerlich, das konnte es doch nicht geben!

Das Publikum lachte wie über einen guten Witz und klatschte. Brutus verschloß den Sarg wieder und verneigte sich. Dann wurde der Sarg auf ein Zeichen hin entfernt, und man reichte ihm ein Mikrofon. Brutus begann mit tiefer Stimme zu singen, eine einfache Melodie in einer Sprache, die Heinz nicht verstand. Von irgendwoher erklang eine Klavierbegleitung.

Karl wandte sich Heinz zu und sagte lachend: „Einzigartig, finden Sie nicht?“

„Geschmacklos“, erwiderte er. „Sagen Sie, Karl, war das eine echte Leiche? Sie sah so... so organisch aus.“

„Natürlich war das eine echte Leiche. Was denken Sie denn?“

„Ja, aber... das ist doch pietätlos!“

„Warum pietätlos“, fragte Karl. „Hier ist es genau wie im Zirkus, das Leben und der Tod arbeiten meist Hand in Hand. Wie oft verunglücken denn Artisten tödlich? Und? Regt sich da vielleicht noch einer auf? Nein. Ganz im Gegenteil; der Tod des Artisten wird Bestandteil der Vorstellung, wird zur Attraktion. Ein Großteil der Zuschauer wartet regelrecht darauf. Wie heißt es doch so schön: There's no business like showbusiness!“

Brutus hörte auf zu singen, und erneut brauste Beifall auf. Er verneigte sich wieder in alle Richtungen und verließ dann die Bühne.

Als der Beifall sich gelegt hatte, sagte Heinz: „Na, ich will ja nicht spießig sein, gerade ich! Ich meine nur...“

Der Barmann tippte ihm auf die Schulter und zischte: „Ruhig! Es geht weiter.“

„Sie haben ja recht“, flüsterte Karl. „Ich finde auch, Brutus hätte zumindest heute mal - zur Feier des Tages, wenn man so sagen will - eine neue Leiche nehmen können.“

Der Buckelige betrat wieder die Bühne. „Und nun ist es mir eine ganz besondere Freude, Ihnen, sehr verehrtes Publikum, unsere Daniela vorstellen zu dürfen, die Sie jetzt mit ihrer erotischen Tanznummer unterhalten wird. Viel Vergnügen!“

Heftiger Applaus erklang, als der Buckelige mit einer Verbeugung einem kleinen Mädchen Platz machte, welches schüchtern die Bühne betrat.

„Was ist denn DAS“, flüsterte Heinz Karl zu.

„Haben Sie es nicht gehört: Daniela mit ihrer erotischen...“

„Jaja, aber das Mädchen da ist doch höchstens zehn Jahre alt!“

„Neun, um genau zu sein. Es ist die Tochter des Betreibers. Sie macht das noch nicht lange, also erwarten Sie nicht zu viel.“

Heinz war sprachlos und sah wieder zur Bühne. Eine aufdringliche Musik hatte eingesetzt, und das Mädchen begann mit ungelungenen Bewegungen und angestrengtem Gesichtsausdruck zu tanzen. Dann streifte das Kind nach und nach Kleidungsstück um Kleidungsstück ab und ließ sie zu Boden fallen. Schließlich stand es nur noch mit einem Höschen bekleidet im Scheinwerferlicht und ahmte kokette Blicke und ekstatische Bewegungen im Rhythmus der Musik nach. *Hey, big spender...* Heinz fühlte sich benommen und war unfähig, irgend etwas zu sagen. Das konnte es nicht geben! Was da geschah, konnte doch nicht wahr sein! Und keinerlei Protest aus dem Publikum, ganz im Gegenteil, die Menschen waren richtig in Fahrt, waren begeistert und feuerten das Mädchen auch noch an, endlich alles zu zeigen. Er sah, wie die Hände einiger Zuschauer in den Hosentaschen verschwanden, um dort einer emsigen Beschäftigung zu frönen.

Das Mädchen streifte schließlich auch das Höschen ab und warf es ins Publikum, und im nächsten Augenblick beendete ein Paukenschlag die Musik. Heinz sah den Kinderkörper im grellen Scheinwerferlicht und war völlig verblüfft. Er bemerkte beiläufig, wie Karl das Höschen einsteckte. Das Licht auf der Bühne verlosch, und von den Tischen kam tosender Applaus. Heinz weigerte sich noch immer zu glauben, was er da eben gesehen hatte.

Dann leuchteten die Scheinwerfer wieder auf. Der Buckelige stand auf der Bühne und reichte dem Mädchen eine buntkarierte Decke, in die es sich rasch hüllte. „Meine Damen und Herren - Daniela!“ Wieder wurde geklatscht, und das Mädchen verneigte sich mit rotem Gesicht.

Als Heinz dieses schamhafte Verhüllen sah, fiel die Benommenheit von ihm ab, und er schämte sich; die Tänzerin, die sich da eben vor begeisterten Zuschauern ausgezogen hatte, war ein KIND!

Zwei kräftige Männer, die wie Schlachter wirkten, kamen auf die Bühne und führten das Mädchen weg.

„Das eben waren die Ausbilder von Daniela“, sagte Karl. „Und - wie fanden Sie diese Nummer? Doch nicht auch pietätlos, oder?“ Karl stieß ein hohles Lachen aus.

„Nein, das war krank“, entgegnete Heinz.

„Aber, aber; wie sagt man doch so schön bei Ihnen: Andere Länder, andere Sitten...“

„Was soll denn aus dem Kind mal werden, wenn es jetzt schon Striptease tanzt? Ein Pornostar?“

Karl lächelte vor sich hin. „Pornostar...“ Dann sagte er mit vorwurfsvollem Tonfall: „Herr Albert, Sie müssen noch sehr viel lernen.“

„Was heißt hier lernen“, entrüstete sich Heinz. „Hier gibt es nichts zu lernen! Das, was da eben auf der Bühne ablief, war krank und gegen das Gesetz!“

„Gegen welches Gesetz?“ fragte Karl.

„Gegen ALLE Gesetze!“

„Gegen alle Gesetze! Was wissen Sie schon von unseren Gesetzen? Sie sind hier nur Gast, ein Fremder, den keiner kennt, vergessen Sie das nicht! Ihre Gesetze haben hier keinen Wert, und sie werden durch Ihr Gezeter auch nicht eingeführt!“

„Dieser Tanz war geschmacklos und gegen die Natur!“ Heinz nahm sein Bierglas und trank den Rest in einem Zug aus.

„Natur, sagen Sie? An welche Natur denken Sie? Dieser Tanz ist die Natur, die Natur hat ihn notwendig gemacht, wie alles hier...“

Heinz ging zum Ausgang. „Versuchen Sie nicht, mir etwas einzureden, an das ich nicht glauben kann!“

Karl schüttelte resignierend den Kopf. „Sie müssen noch sehr, sehr viel lernen. Sie werden schon sehen.“

„Und ob ich sehen werde“, sagte Heinz und verließ den Raum. Er knallte die Tür dermaßen zu, daß er befürchtete, die gelbe Glasscheibe würde zerspringen. Doch sie hielt, und Heinz ging einigermaßen beruhigt zum Treppenhaus. Ärger wegen beschädigter Einrichtung wollte er sich nicht auch noch einhandeln.

Als er die Tür zur Toilette öffnete, vernahm Heinz plötzlich wimmernde Laute. Er folgte ihnen und fand eine angelehnte Kabinentür, hinter der sie scheinbar ihren Ursprung nahmen. Er öffnete die Tür vorsichtig und sah das kleine Tanzmädchen, welches vor der Toilette auf dem Boden kauerte. Die Decke hatte man ihm wieder abgenommen. Die Haut des Kindes, vorhin noch makellos, zeigte Blutergüsse und rote Striemen. „Nicht hauen! Bitte nicht hauen!“

Eine Welle von Mitleid überkam Heinz. „Keine Angst, Kleines, ich tu dir doch nichts. Ganz bestimmt nicht! Aber sag mal, warum liegst du denn hier auf dem kalten Kachelboden herum? Hast du kein Bett?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf. Ihm wurde plötzlich bewußt, daß er für die zusammengekauerten Gestalt wie ein Riese wirken mußte, und ging in die Hocke.

„Aber du mußt doch frieren! Hier kannst du dir doch den Tod holen!“ Er wollte dem Kind tröstend über die Schulter streichen, doch als er seine Haut berührte, erschrak er - sie war eiskalt.

„Du meine Güte!“ Rasch zog er seine Jacke aus und legte sie dem Mädchen um die Schultern. Dann suchte er einen Heizkörper. Als er ihn fand, drehte er das Ventil auf und hörte ein metallisches Gluckern. Er ging zurück und sagte: „So, jetzt wird es dir hoffentlich etwas wärmer. Mehr kann ich nicht tun. Tut mir leid. Aber ich muß weiter, es hilft nichts. Schlaf gut, Kleines.“ Vorsichtig schloß er die Kabinentür und verließ die Toilette.

Dann stand er wieder auf dem unbeleuchteten Gang. Er verließ das Casino und ging zurück zur Straße.

## Kapitel 2

Heinz ging in den Keller. Er wußte nicht so genau, was er dort wollte, doch eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daß er hier unten etwas finden konnte, wonach er schon lange suchte. Es war düster. Heinz fand sich in einem sehr weitläufig wirkenden, niedrigen Kellerraum wieder, der teils nur mit Maschendraht, teils auch mit Steinwänden in kleine Verschläge unterteilt war. Er wußte nicht mehr, wo sein Verschlag war, hatte aber das Gefühl, als könne er die anderen jeweils einer bestimmten Person oder Familie zuordnen. In jedem Raum stand irgend etwas, meist waren es Möbel und Pappkartons oder prall gefüllte Plastiktüten. Alte Waschmaschinen, Fahrräder, Werkzeug und vieles andere gab es zu entdecken. Heinz spürte das Verlangen, in den alten Sachen herumzusehen, fremde Keller zu betreten, in fremden Erinnerungen zu kramen. Der muffige Kellergeruch gefiel ihm, er fühlte sich hier wohl. Er war allein und konnte tun und lassen, was immer er wollte; keiner würde ihn erwischen können. Hier nicht. Er war sicher.

Heinz begann zu forschen und war plötzlich wieder ein neugieriges Kind. Die meisten Verschläge besaßen keine Türen, und wenn sie doch welche hatten, fehlten die Schlösser. Er sah sich immer weiter um, und es kam ihm vor, als würde der Keller von Minute zu Minute größer. Es mußten mehr als hundert separate Räume sein. Wem gehörten die nur alle? So viele Menschen wohnten doch gar nicht im Haus. Oder sollte er sich da täuschen? Heinz war fasziniert und irritiert zugleich.

In einem der Verschläge fand er einen Stapel Fotoalben. Zum Teil waren sie noch neu, mit glänzenden, bunten Einbänden, zum Teil waren es aber auch alte, abgegriffene Bücher mit angestoßenen Ecken, mal in Leder, mal in Pappe. Heinz setzte sich in einen alten, muffig riechenden Sessel und nahm das erste Album, das auf dem Stapel lag. Es war ein neueres mit einem Umschlag, der zwei Katzenkinder zeigte. Doch als er es gerade öffnen wollte, vernahm er plötzlich ein Geräusch. Es hörte sich so an, als würden sich Schritte nähern, aber nicht nur die Schritte einer Person, sondern mindestens die von zwei Menschen. Gesprochen wurde nicht, aber die Schritte kamen näher und näher. Heinz legte das Fotoalbum zurück auf den Stapel und überlegte, wo er sich verstecken konnte. Und er hatte gedacht, hier völlig sicher zu sein! Wieder ein Irrtum. Wie so oft. Wie eigentlich immer. Panik stieg in ihm auf. Er hatte hier nichts zu suchen, das hier war nicht sein Keller, und die Fotoalben gehörten auch nicht ihm. Er war hier ein Eindringling. Doch würden das auch die anderen wissen? Bei den

vielen Kellerräumen, wer sollte da noch den Überblick haben, welcher wem gehört? Wenn die Leute nicht gerade die Besitzer dieses einen Verschlags waren, hatte Heinz eine reelle Chance, ungeschoren davonzukommen. Doch vielleicht kannten sie die wahren Besitzer? Es war wohl auf jeden Fall besser, sich zu verstecken. Heinz sah sich um, und der einzig adäquate Ort schien hinter dem Sessel, welcher eine recht hohe Lehne besaß, zu liegen. Also hockte er sich dahinter und machte sich so klein es eben ging.

Die Schritte wurden lauter und lauter. Heinz versuchte, so flach wie möglich zu atmen. Seine Muskeln waren aufs Äußerste gespannt und schmerzten, doch er durfte sich nicht rühren, um nicht noch ein Geräusch zu verursachen. Man durfte ihn auf keinen Fall entdecken. Es war ernst!

Schließlich schienen die Schritte genau vor dem Sessel, hinter welchem Heinz sich versteckt hielt, zum Stehen zu kommen. Das war's. Er hörte sein eigenes Herz pochen, und die Schläge schienen durch den ganzen Keller zu hallen. Man hatte ihn erwischt, er hatte sich verraten. Gleich würden sie ihn hinter dem Sessel hervorziehen. Was konnte er nur tun? Wohin konnte er noch fliehen? Er hielt den Atem an und war verzweifelt, daß er dasselbe nicht auch mit seinem Herzen tun konnte. Dieses Pochen mußte ihn ja verraten!

„Ich dachte mir schon, daß ich Sie hier finden würde.“ Die Stimme kam Heinz bekannt vor. „Aber sagen Sie mal: Was machen Sie denn da hinter dem Sessel? Haben Sie etwas verloren? Suchen Sie was?“

Heinz sah vorsichtig nach oben und entdeckte Karls Gesicht über der Sessellehne. Welch eine Erleichterung! Er konnte sich zwar keinen Reim darauf machen, was Karl ausgerechnet hier verloren hatte, doch er war froh, daß es nur er war und nicht der Besitzer des Verschlags und der Fotoalben. Heinz stand auf und klopfte sich den Staub von der Kleidung.

„Nein, ich suche nichts. Das heißt, ich suche schon was, aber das wäre mir jetzt zum Erklären zu kompliziert.“ Neben Karl entdeckte Heinz ein kleines Mädchen, das ihn neugierig und ernst mit großen Augen ansah.

„Ich verstehe. Nun, aber wie dem auch sei, der Grund unseres Hierseins ist, daß Daniela Ihnen für Ihr freundliches Verhalten von neulich danken wollte.“

„Ist doch nicht der Rede wert“, sagte Heinz. „Man ist ja nur höflich.“ Er überlegte, bei welcher Gelegenheit er gegenüber diesem Kind ein besonders freundliches Verhalten an den Tag gelegt haben könnte, doch es fiel ihm nicht mehr ein. Er setzte sich wieder in den Sessel und fragte dann, um das Thema zu wechseln: „Dürfte ich erfahren, wie Sie hierher kommen?“

Karl lächelte hintersinnig. „Sie machen mir Späße. Wie kommt man wohl hierher?“

„Nun gut, aber warum kamen Sie hierher? Nur wegen... äh, diesem Mädchen da?“

„Daniela. Aber das war, wie Sie wohl schon erkannt haben, nicht der alleinige Grund meines Hierseins. Nein, ich wollte auch mal nach Ihnen sehen. Sie sind ja damals so plötzlich verschwunden, Heinrich glaubte schon, er hätte Sie mit seiner stoffeligen Art vergrault und macht sich nun schwere Vorwürfe. Der Arme. Aber auch ich bin zugegebenermaßen ziemlich ratlos. Was war der Grund für Ihren plötzlichen Aufbruch?“

„Da kann ich Heinrich beruhigen“, antwortete Heinz, obwohl ihm nicht mehr so recht einfallen wollte, wer dieser Heinrich eigentlich war; überhaupt hatte er das Gefühl, ständig etwas zu vergessen, wohingegen dieser Karl mehr über ihn zu wissen schien als er selber. Woher kannte er Karl eigentlich? „Ich bin nicht wegen ihm oder wegen Ihnen gegangen. Ich mußte vielmehr gehen, weil mich wichtige Verpflichtungen binden. Ich konnte von vornherein nicht ewig bleiben. Na, das kennen Sie ja sicherlich. Wer kann das schon?“

„Na, verwechseln Sie da nicht Können und Wollen?“

„Ich denke nicht.“

Karl sah Heinz an, als würde er ihm kein Wort glauben. Auch das Mädchen blickte sehr skeptisch. Heinz hatte das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen, doch er wußte nicht recht, wie er das anstellen sollte. „Wissen Sie, Karl, ich habe noch eine lange Reise vor mir, ich werde wohl sehr lange unterwegs sein, und jetzt wollte ich noch etwas Kraft sammeln. Sie verstehen? Ich kann mich nicht so sehr anstrengen, selbst wenn ich es wollte; ich darf es nicht.“

„Aber sicher doch“, erwiderte Karl. „Ich verstehe Sie. Das Ziel liegt vor dem Anfang, doch wenn wir es erreicht haben, befindet sich der Anfang weit hinter uns. Morgen ist heute schon gestern, doch gestern war heute noch morgen. Aber was wird übermorgen sein? Wer soll das wissen, wenn nicht Sie? Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Albert; früher oder später, da bin ich mir sicher, werden wir

uns wiedersehen. Der Tag wird kommen, da brauchen Sie wieder eine Rast, und an genau diesem Tag werden sie das Casino erreichen. Sie werden schon sehen.“

„Möglich ist alles. Und sehen werde ich bestimmt. Was auch immer.“

Heinz war verwirrt. Was für ein Film lief hier eigentlich? Wer war dieser Karl, und was erzählte er da überhaupt? Was hatte Heinz in einem Casino verloren? Er ging doch höchstens mal in eine Kneipe, aber bestimmt nicht in Casinos. Er war doch kein Krösus. Was jedoch viel schlimmer war: Warum vergaß er alles so schnell? Wer war denn dieses Mädchen da neben dem älteren Herrn? Hatte man ihm den Namen nicht schon gesagt? Es wollte ihm nicht einfallen.

„Herr Albert, es ist nun an der Zeit, daß Daniela und ich gehen. Es ist schon spät, und das Kind muß ins Bett - sozusagen.“ Karl grinste schelmisch. „In diesem Sinne möchten wir uns also verabschieden. Bis wir uns wiedersehen, haben Sie sicher noch einen langen Weg zu gehen. Leben Sie wohl.“

„Leben Sie wohler“, erwiderte Heinz. Als ihm die Unsinnigkeit seiner Antwort bewußt wurde, fügte er hinzu: „Na, Sie wissen schon, was ich meine.“

„Sicher.“ Karl nahm das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm weg. Kurze Zeit später hatte Heinz den Mann und das Mädchen völlig vergessen. Er saß in seinem Sessel und versuchte nachzudenken. Nichts fiel ihm mehr ein. Es war sinnlos. Es war wie der Versuch, einen Traum, an den man sich noch kurz nach dem Aufwachen in jeder Einzelheit erinnern konnte, im folgenden festzuhalten, wenn einen die Realität packt und all die kleinen und großen Pflichten des täglichen Lebens wieder an Wichtigkeit gewinnen. Es war unmöglich. Schließlich gab Heinz auf; wer wußte schließlich, ob dieser Traum es überhaupt wert war, daß man sich an ihn erinnerte? Er sah den Stapel Fotoalben und nahm wieder das oberste mit den Katzenkindern. *Erst einmal ausspannen und Fotos anschauen, das käme jetzt gut.* Dachte er.

### Kapitel 3

Nachdem er das Casino verlassen hatte, folgte Heinz wieder der Straße, Stunde um Stunde, durch grün wogende Grasmeeere, die nach und nach verebten und vereinzelt Baumgruppen Platz machten. Die Bäume wurden dichter und dichter, und schließlich ging er durch einen richtigen Wald. Nach wie vor war die Straße wie ausgestorben. Er fühlte sich allein. Sehr allein. Was würde er geben, um jetzt ein bißchen Gesellschaft zu haben! Egal wen, selbst sein Vater wäre ihm hier recht.

Der Wald bestand aus sehr hohen Laubbäumen, deren Kronen, da es bald Herbst wurde, in allen Farben leuchteten. Die Straße war schon übersät mit buntem Laub. Stellenweise lag soviel davon am Boden, daß man den Asphalt nicht mehr sehen konnte. Heinz mochte den Herbst. Im Sommer war es ihm zu heiß und im Winter zu kalt, doch der Herbst war in Ordnung. Man konnte so wunderbar nachdenken, das Sterben der Blätter inspirierte ungemein. Ja, der Herbst war seine Jahreszeit. Wie sich andere im Sommer wohlfühlten, wenn sie stundenlang in der Sonne braten konnten, oder im Winter, wenn sie das Heil ihrer Knochen auf den Skipisten riskierten, fühlte sich Heinz wohl, wenn er das bunte Laub sah, wenn die Tage wieder kürzer und die Nächte immer länger wurden. *Du bist destruktiv*, würde sein Vater wohl dazu sagen. *Eine bessere Zeit als den Sommer kann es doch gar nicht geben...*

Wenn er doch nur mal jemanden begegnen würde! Irgend jemanden. Seit Tagen war er nun unterwegs, und in der ganzen Zeit hatte er niemanden gesehen. Die Straße war völlig tot, keine Autos, keine Spaziergänger, nichts. Auch im Wald war es totenstill, bis auf das Rauschen der Blätter im Wind. Nicht einmal Tiere schien es hier zu geben. Es war, als würde er sich gar nicht mehr auf der richtigen Welt bewegen, als durchwandere er irgendeine andere Dimension. Die Straße war real, ebenso der Wald und das Laub. Das alles war echt. Doch diese Stille konnte nicht stimmen, die konnte es einfach nicht geben. Wo gab es eine Straße, auf der tagelang kein Auto fuhr? Und warum sollte sie gesperrt sein, wo er doch noch an keiner Baustelle vorbeigekommen war? Selbst aus der Ferne war kein Geräusch zu vernehmen. Heinz fühlte sich so einsam wie noch nie in seinem ganzen Leben. Es war eine sonderbare, von allem Besitz ergreifende Einsamkeit, die ihm bisher völlig unbekannt war.

Seine kleine Schwester Bianca erschien vor seinem geistigen Auge. Sie war ihm noch immer der liebste Teil der Familie gewesen. Als sie noch ein kleines Kind war, hatte er gern den Beschützer für sie gespielt, hatte auf sie aufgepaßt und sie geliebt, wie ein Bruder seine Schwester nur lieben kann. Er vertraute seiner Schwester, und er wußte, daß sie auch ihm vertraute. Bianca lächelte ihm zu, und es

war, als würde er selber lächeln. Selbstverständlich gab es auch Streit unter den Geschwistern, wie das bei Geschwistern ja immer der Fall ist, doch nach jedem Streit fühlte sich der eine dem anderen nur um so mehr verbunden, während sich Heinz nach jedem Streit mit dem Vater oder der Mutter mehr und mehr von seinen Eltern zu entfernen schien. Wäre doch Bianca nur jetzt, genau jetzt hier! Sie oder sonst ein Vertrauter. Der Weg würde nur noch halb so lang sein.

Warum war er nicht einfach im Casino geblieben? Dort war es zwar auch nicht gerade toll, aber wenigstens gab es Menschen, mit denen er sich unterhalten konnte. Hatte man ihm nicht sogar ein Zimmer angeboten? Aber nein, Herr Heinz mußte wie immer seinen Kopf durchsetzen und weitergehen, einer ungewissen Zukunft entgegen. Das hatte er nun davon. Selbst schuld!

Schließlich war er erschöpft und setzte sich am Straßenrand in feuchtes Moos, um zu verschnaufen. Es war dunkel geworden, und wenn man nach oben durch die Baumwipfel sah, konnte man die Sterne erblicken. Sie glitzerten matt am sonst schwarzen Himmel. Von Zeit zu Zeit wurde eine gespenstartige weiße Wolke vorbeigeweht. Alles war ruhig und friedlich, nur der Wind flüsterte leise im Geäst. Heinz schloß die Augen und döste ein.

Er wurde recht unsanft von zwei voll aufgeblendeten Scheinwerfern geweckt, die zu einem Auto gehörten, welches mit der Front Heinz zugewandt auf der Straße stand. Er hielt sich eine Hand vor die Augen und spähte durch die Finger. Eine Gestalt tauchte in diesem irren Licht auf, es war ein Mann um die Fünfzig, der, in einen langen grauen Mantel gehüllt und mit einem Hut auf dem Kopf, auf Heinz zukam. Er schien ein besorgtes Gesicht zu machen.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Dieses Licht! „So bestimmt nicht! Ich brauche keine Hilfe!“ Heinz war wütend.

„Nun, ich dachte nur... weil Sie doch so mutterseelenallein hier im Wald rumsitzen, und das auch noch bei Nacht. Ich kam gerade hier vorbei, und da sah ich Sie am Straßenrand, tja, und da dachte ich mir, der Mann könnte vielleicht Hilfe gebrauchen.“

„NEIN! Da ist wirklich kein Bedarf! Lassen Sie mich mit Ihren verdammten Scheinwerfern einfach in Ruhe.“ Seine Augen schmerzten, als würden glühende Daumen sie tief in ihre Höhlen pressen.

„Sind Sie sicher? Wollen Sie nicht vielleicht doch lieber bis zur nächsten Ortschaft mitfahren? Würde mir wirklich nichts ausmachen, ganz im Gegenteil; ich würde mich über etwas Gesellschaft sehr freuen. Diese Strecke hier ist doch recht einsam.“

„Also... Ich glaube das einfach nicht! Ich kann auf Ihre Gesellschaft gerne verzichten. Blind wollte ich nicht werden.“

„Ich verstehe Sie nicht. Haben wir etwa verschiedene Sprachcodes? Ich kann Ihnen nur nochmals versichern, daß ich Sie wirklich gerne bis zur nächsten Ortschaft oder bis zur nächsten Stadt mitnehmen würde. Ich habe noch ein gutes Stück zu fahren.“

„Verdammt nochmal! Ich möchte aber nicht mitfahren!“

„Ja, wollen Sie denn lieber hierbleiben? Mitten im Wald? Hier fahren keine Linienbusse, müssen Sie wissen. Wie wollen Sie denn hier fortkommen?“

„Ich habe zwei Beine“, erwiderte Heinz in einem Tonfall, als wolle er jemanden, der weniger Hirn als eine Kröte besitzt, beibringen, wie man eins und eins zusammenzählt. „Und am einen Ende von diesen Beinen befindet sich jeweils ein Ding, das zur Fortbewegung gedacht ist und sich ‘Fuß’ schimpft. Zwei davon hat man normalerweise. Und wenn Sie mit Ihrer Scheißkarre nicht bald abhauen, werde ich mit dem Ding, was sich am einen Ende meines Beines befindet, Ihnen dorthin treten, wo die Beine ihr zweites Ende haben! Kapiert?“

„Nun werden Sie doch nicht gleich ausfallend! Ich wollte doch nur freundlich sein. Aber manchen kann man es wohl nie rechtmachen.“

„So ist es, Mann, so ist es! Und nun verschwinden Sie endlich, Sie und Ihre Scheiß-Scheinwerfer!“ Er schrie, so laut er nur konnte: „HAUEN SIE AB!“

„Nun“, sagte der Mann und schien nachsichtig zu lächeln, „wenn Sie wirklich nicht zustimmen sind... Wollen Sie es sich nicht doch noch einmal überlegen?“

„HAU AB, VERDAMMT!“

Der Mann entfernte sich. „Dann eben nicht. Leben Sie wohl.“ Er stieg in sein Auto und startete.

Erst als Heinz die Autotür zuklappen hörte, dämmerte ihm, was er gerade getan hatte. Sollte er noch aufspringen und das eben Gesagte als einen Scherz hinstellen? Er wollte doch gar nicht hier herumsitzen, er wollte Gesellschaft, wollte in einen Ort, in eine Stadt, irgendwohin, wo Menschen waren. Was zum Teufel hatte er denn hier verloren? Da war eine Chance, endlich nicht mehr allein zu sein, und er

hatte sie verspielt. Doch irgend etwas in ihm hinderte Heinz daran, aufzuspringen und zum Auto zu laufen; statt dessen brüllte er aus Leibeskräften: „MACH BLOß, DAß DU LAND GEWINNST, DU DUMME SAU!“

Das Auto fuhr fort.

Er war verzweifelt. Was hatte er getan? Da war ein Mensch nur freundlich gewesen, nur hilfsbereit, und er hatte nichts anderes im Sinn, als diesen Menschen zu vertreiben. War er denn verrückt geworden? Heinz wollte doch wirklich weg von hier, keine Frage. Er sah die roten Rücklichter des sich entfernenden Wagens, die kleiner und kleiner wurden, um schließlich ganz im Dunkel des Waldes zu verschwinden. Was war denn nur los mit ihm? Gut, die aufgeblendeten Scheinwerfer hatten ihn gestört, hätten wohl jeden gestört, doch wer sagt denn, daß das nicht bloß ein Versehen des Mannes war? Es war ein Fehler, gleich so grob zu werden. Ein weiterer Fehler. Ein dummer Fehler. Er legte die Stirn auf seine Knie, schloß die Augen und fühlte sich einsamer denn je.

Zu Fuß würde er die nächste Stadt wohl nie erreichen. Er war doch schon tagelang unterwegs, ohne Anzeichen einer Ortschaft zu entdecken. Hatte der Mann nicht extra noch gesagt, daß hier keine Linienbusse verkehren? Das bedeutete weiteres Laufen, sehr viel Laufen. Noch ein Auto würde sicher nicht vorbeikommen, die Chance hatte er verspielt. Es war hoffnungslos. Warum war er nur so, wie er war?

Heinz hob den Kopf. Er mußte wieder eingeschlafen sein. Benommen schaute er sich um. Er saß noch immer in dem muffig riechenden Sessel, vor ihm lag ein umgestürzter Stapel Fotoalben. Er stellte fest, daß er eines der Alben auf dem Schoß liegen hatte. Heinz schlug es auf.

Auf der ersten Seite befanden sich einige Automatenpaßfotos von meist jungen Menschen, die ihm bekannt vorkamen. War dies das Fotoalbum eines Freundes? Heinz besah sich die Paßbilder ganz genau. Ja, er erinnerte sich wieder, er kannte diese Menschen. Es waren seine Freunde. Da waren Dieter und Peter, Claus und Boris, Natascha und Susi sowie noch einige andere, die Heinz zwar bekannt vorkamen, die er aber jetzt nicht einzuordnen wußte. Teils schauten sie ernst in die Linse, teils machten sie auch Grimassen oder schienen über irgend etwas zu lachen. Jeder war so abgebildet, wie Heinz ihn kannte. Dieter sah auf seine übliche Art cool und unerreichbar aus, Peter zeigte sein berühmtes Begrüßungslachen, Claus machte Faxen und schien gerade irgend etwas Verrücktes zu sagen, Boris grinste gestellt in die Kamera, Natascha sah verlogener und hinterhältiger wie eh und je aus, und Susi - sie sah aus wie eine düstere Madonna, blickte sehr ernst und hart, doch ihr Gesicht verriet auch die Verletzbarkeit, die hinter dieser Fassade steckte. Heinz war fasziniert. Das war nicht sein Album, soviel stand fest, doch das waren seine Freunde und Bekannten. Warum befand sich eigentlich kein Bild von ihm in dem Album? Da er doch diese ganzen Menschen gekannt hat, mußte der Besitzer dieses Fotoalbums ihn doch auch kennen. Das war doch nur logisch. Aber es blieb dabei: Keines der Paßfotos zeigte Heinz. Er blätterte um.

Es folgten einige Fotos, die er nicht einzuordnen wußte. Sie zeigten Familien- und Kinderbilder, wohl die des Albumbesitzers. Dann sah er Claus am Tisch in seiner Wohnung unter dem Dach eines fünfstöckigen Häuserblocks. Er grinste über das ganze Gesicht in die Kamera, und der Tisch war übersät mit Tellern und Essensresten und Dosen, Milchtüten, Wurstverpackungen und Flaschen. Und natürlich Kaffeetassen samt der dazugehörigen Glaskanne. Scheinbar war Claus gerade mal wieder drauf und dran, sich ein Salami-Nutella-Brot mit Senf und Honig zu machen, wie er das gerne zu tun pflegte, weil er damit noch jeden schocken konnte. Ja, Claus lachte gerne, und zwar am liebsten über seine eigenen Witze, die zwar nicht immer gut, meist nicht einmal besonders originell, dafür aber sehr schrill und laut waren. Dann schlug er einem auf den Rücken oder verpaßte einem einen Hieb in den Magen, meist heftiger, als es nötig gewesen wäre. Das war keine Absicht, er wollte nicht wehtun, doch wenn er erst einmal in Fahrt war (und das war er fast immer), konnte ihn nichts mehr bremsen. Vielleicht lag das an der Tatsache, daß Claus gut und gerne vier bis fünf Kannen Kaffee am Tag trank, aber nicht nur einfach Kaffee, sondern eine schwarze Brühe, die so stark war, daß wohl selbst ein Toter davon wach würde. *Ein Lazarus Spezial für den Herrn?* Er stand ständig unter Hochspannung. Doch was das Verblüffendste war, obwohl er eigentlich recht nervte und nicht besonders groß, geschweige denn gutaussehend war, hatte er ständig eine Freundin. Und nicht einmal die Häßlichsten, wie Heinz zugeben mußte. Er quatschte sie immer recht plump an, gab ihnen was aus, lachte und erzählte seine Witze, betatschte sie, kam ihnen ganz nahe, und schon hatte er gewonnen. Die Frauen waren wohl nicht immer die Klügsten, aber Heinz konnte sie trotzdem nicht verstehen. Claus hatte nichts, was ein Mann haben sollte, war launisch und laut und verschreckte seine Umwelt von Zeit zu

Zeit mit cholerischen Anfällen, während denen er Gläser an die Wand warf oder einmal sogar das Bett, in dem seine Freundin lag, in Brand setzte. Ja, Claus war schon eine sehr eigene Type. Trotzdem fiel es den Frauen immer sehr schwer, sich von ihm zu trennen, es kam zu Streits, Claus schmiß sie raus, und eine Woche später standen sie wieder vor seiner Tür. Wie er das schaffte, hatte Heinz nie verstanden. Claus war ein guter Kumpel, das war klar, wenn es einen gab, der seinen letzten Pfennig für seine Freunde gab, dann war er es. Doch manchmal beschlich einen auch das Gefühl, er wolle sich seine Freunde erkaufen, wenn man beispielsweise erwähnte, daß man etwas hungrig sei, ging Claus gleich los und kaufte ein, als hätte er eine Familie zu ernähren. Dann stellte er alles vor einem auf den Tisch und sagte: „Iß!“ Und er war beleidigt, wenn von den Einkäufen was übrigblieb, was bei den Mengen, die er anschleppte, aber meist der Fall war. Daß er es so manchmal schaffte, seinen Monatslohn schon in der ersten Woche zu verpulvern, störte ihn nicht. Er half auch gerne anderen mit Geld aus, und wenn mal jemand seine Wohnung verlor, konnte er sicher sein, daß er bei Claus Unterschlupf finden würde. Er war schon beinahe krankhaft selbstlos.

Ein anderes Foto zeigte Claus neben seinem alten roten Passat, der von Beulen und Kratzern nur so übersät war. Claus konnte sich nie auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren, und wenn er Auto fuhr und jemanden mitnahm (was er seinem Naturell entsprechend sehr oft tat), konnte es passieren, daß er zugunsten einer Unterhaltung die Aufmerksamkeit für die Straße vernachlässigte. An einen Unfall erinnerte sich Heinz noch gut, weil er an diesem Abend selber mit im Wagen gesessen hatte, und zwar auf dem Beifahrersitz. Hinten saßen noch drei Leute, einer davon war Boris. Sie waren gut drauf, scherzten und brüllten aus dem Auto. Es herrschte eine sehr ausgelassene Stimmung. Sie lachten und sangen, und plötzlich war da dieser dunkelblaue VW-Käfer direkt vor ihnen, und die Bremsleuchten dieses Autos strahlten hell, Heinz sah das und registrierte auch, daß Claus keine Anstalten machte, selber zu bremsen. Er starrte nur auf diese Bremslichter und schien zu keinem Ergebnis zu kommen, was er nun tun sollte. Und da krachte es auch schon. Der Käfer wurde ein Totalschaden, der Passat mußte für zwei Wochen in die Werkstatt. Doch so richtig zu bekümmern schien das Claus nicht. Er machte weiter seine schrillen Späße, und wieder beschlich einen der Verdacht, daß diese Heiterkeit nur eine Art Schutzmauer, daß sie nicht wirklich war.

Heinz blätterte weiter und sah noch mehr Fotos von Claus, mit Bekannten, mit Fremden, mit seinen diversen Frauen. Immer dieses Lachen. Es gab kaum Bilder, auf denen Claus nicht lachte oder zumindest feixte. Woher nahm er bloß all die Fröhlichkeit?

Dann war das Buch am Ende, und Heinz legte es neben dem Sessel auf den Boden. Im gesamten Kellerlabyrinth war es still, nur eine Maschine gab von irgendwoher ein dumpfes Pochen von sich. Es hörte sich fast an wie der Herzschlag des Gebäudes. Es pulsierte. Heinz war zufrieden.

## Kapitel 4

Es war schon wieder früher Abend, als Heinz die Gartenlauben sah. Sie befanden sich etwa hundert Meter von der Straße entfernt auf einer Lichtung im Wald. Ohne noch lange zu überlegen, ging er darauf zu. Als die erste der Lauben erreicht war, suchte Heinz wie unter einem Zwang nach dem Eingang und fand ihn verschlossen. Er suchte weiter und entdeckte noch eine zweite, eine unverschlossene Tür. Er öffnete sie und erblickte eine sehr eng wirkende, höchstens einen Quadratmeter Grundfläche messende Toilettenkabine; wie sollte denn darin ein ausgewachsener Mensch je Platz finden?

Plötzlich hörte er Stimmen aus der Ferne, Männerstimmen, anscheinend zwei, und eine davon wirkte sehr erregt. Heinz versuchte zu verstehen, was gesagt wurde.

„...Ich sage dir, wenn ich mal so einen erwische, den mache ich rund! Den schlage ich grün und blau, der wird nicht mehr wissen, ob er Männlein oder Weiblein ist! Alle Nase lang hängen diese Ärsche in meiner Laube rum und feiern ihre Scheißfeten, und meistens geht dabei was kaputt! Aber ganz gleich, welches Schloß ich mir kaufe, die kriegen es immer wieder auf...“

„Mir geht's nicht besser“, sagte die zweite Stimme. „Ich hab mir schon überlegt, ob ich mir nicht eine Waffe zulegen sollte. Es könnte ja sein, daß ich mal einen erwische, und da will ich nicht gerne nackt dastehen, wenn du verstehst, was ich meine. Ich glaube, diese Mißgeburten kann man getrost als vogelfrei betrachtet. Man würde wahrscheinlich eher eine Medaille ernten als ins Gefängnis zu wandern, wenn man mal einen kaltmacht. Mein Schwager hat neulich einen an seinem Auto erwischt und ihn



mit seinem Gewehr die Eier weggeschossen - reine Notwehr, da kommt dir keiner krumm. Ganz im Gegenteil, in seiner Gegend ist mein Schwager seitdem angesehener denn je.“

„Ich hab mir schon eine Waffe besorgt“, sagte die erste Stimme stolz. „Hier, schau sie dir an. Damit pustest du diesen Ratten das Gehirn aus dem Schädel, ehe sie Piep sagen können. War nicht ganz billig, aber nötig! Ich habe die Spitzen der Projektile noch schön flachgefeilt; sie rotieren dann heftiger, wenn sie in den Körper eindringen, machen riesige Löcher an der Austrittsstelle. Halbe Sachen waren mir schon immer ein Greuel!“

„Hm, nicht übel. Könnte mir gefallen. Wenn du einem diesen Lauf in den Mund schiebst und abdrückst, kannst du seinen Gedanken beim Fliegen zusehen. Wirklich, nicht übel.“

„Ist ja meine Rede. Wenn schon, denn schon. Also, ich bin ja eigentlich nicht unbedingt der Meinung, daß man sofort schießen muß, sobald man nur eine fremde Person an seinem Eigentum entdeckt; wenn sie einem aber komisch kommt oder abhauen will oder so, ja, was bleibt einem denn da noch übrig? Für alles, was der Kerl einem eventuell kaputt gemacht oder geklaut hat, habe ich schließlich hart gearbeitet! Sein Eigentum sollte man schon verteidigen dürfen, das ist ja wohl das mindeste. Und wer weint diesen Pennern schon nach? Freunde haben die eh keine, und die Eltern sind wohl eher froh, wenn sie sie los sind. Wie die schon aussehen... So anders.“

Die Schritte kamen immer näher. Und Heinz stand hier in einem fremden Garten an einer fremden Laube und hatte eine geöffnete Tür in der Hand! Wenn nun gerade einer von denen der Besitzer dieser Laube war, wohlmöglich noch der mit der Waffe? Heinz geriet in Panik. Was sollte er tun? Zum Fliehen schien es zu spät zu sein, die Schritte waren schon ganz nahe. Er zwängte sich, ohne noch weitere Zeit mit Überlegen zu verschwenden, in die Klokabine und zog vorsichtig die Tür hinter sich zu. Dann setzte er sich auf den Lokus und starrte in die Finsternis. Er traute sich kaum zu atmen. Die Stimmen und Schritte kamen näher und näher und schienen schließlich genau vor der Toilettentür zum Stehen zu kommen.

„Neulich hätte ich doch fast mal so einen erwischt; machte sich hier an der Kleiderschranktür zu schaffen.“ Der Mann schlug mit der geballten Faust laut gegen die Tür, hinter der sich Heinz versteckt hielt. „Hat aber noch mal Glück gehabt, die Ratte; war ziemlich flink. Aber ich sage dir, wenn ich den noch zu fassen gekriegt hätte! Junge, dem hätt' ich den Marsch geblasen, daß es raucht!“

Heinz hatte das Gefühl, sein Herz würde zerspringen, und er spürte, wie ein heißer Tropfen Urin unhaltbar in seine Hose sickerte. Kam so das Ende? In einem aus einer Klokabine mutierten Kleiderschrank? Zwischen an Bügeln auf einer Stange hängenden Mänteln und Blusen und Pullovern, die muffig rochen und einem den Atem nahmen? Auf einer Hutschachtel sitzend?

„Wollen wir nicht noch mal zu mir gehen“, fragte da plötzlich der andere Mann, und seine Stimme klang für Heinz wie Engelsgesang, als er sagte: „Ich hab noch 'ne halbe Kiste Bier stehen; Helga weiß nichts davon...“

„Wenn sie es wüßte, würde der Kasten wohl auch nicht mehr stehen. Worauf warten wir noch? Solche Schätze sollte man nicht zu lange unbewacht lassen.“

„Ganz meine Meinung. Außerdem - Rattenjagd mit Bier im Bauch macht mehr Spaß als ohne, nicht wahr?“

„Da kannst du aber einen drauf lassen!“

Die Stimmen entfernten sich wieder. Heinz atmete auf. Er wartete, bis sich sein Herzschlag stabilisiert hatte und von draußen nichts mehr zu hören war, dann öffnete er vorsichtig die Tür. Als er aus dem Kleiderschrank stieg, fiel ihm ein seidenes Tuch über das Gesicht, so daß er einem Moment lang nichts sehen konnte. Er stolperte und landete mitsamt dem Tuch knapp neben einem Blumenbeet. Er fluchte leise und rappelte sich auf. Dann warf er das Tuch in den Schrank und schloß die Tür, so leise es ging. Er schlich geduckt zurück zur Straße, und als er sie erreicht hatte, begann er zu rennen. Heinz wollte nur noch eines: So weit wie möglich weg von hier. Und das, so schnell es ging.

Die hohen Bäume flogen wie dunkle Schatten an ihm vorbei. Er lief und lief. Schließlich konnte er nicht mehr, seine Kräfte verließen ihn, die Lungen schienen platzen zu wollen, sein Bein schmerzte, und so ließ er sich keuchend am Straßenrand nieder. Er würde wohl nie die nächste Stadt erreichen, ja, Heinz fürchtete inzwischen schon fast, daß er es nicht einmal mehr schaffen würde, den Wald zu verlassen. Er hatte ihn geschluckt und würde ihn nicht mehr ausspucken, der Wald und diese Gegend hatten ihn geschafft, ihm den Mut genommen.

Heinz blieb am Straßenrand hocken. Er war allein, und würde es wohl noch lange bleiben. Die Nacht senkte sich herab, und die Bäume verschwanden nach und nach in der Dunkelheit. Er fühlte sich resi-

gniert und kraftlos. Er wollte in eine Stadt, wollte unter Menschen, zurück zu vertrauten Verhältnissen. Er wollte ein Telefon. Nach Hause. Hier war er doch völlig hilflos. In der Stadt würde alles wieder so werden, wie es einmal war, er würde die Dinge und Ereignisse in seiner Nähe verstehen und sich nicht mehr länger von ihnen verwirren lassen. Er könnte daheim anrufen und sich abholen lassen. Oder den Bahnhof suchen und einen Zug nehmen. Vielleicht würde er auch seine Freunde wiedertreffen, die er irgendwo verloren haben mußte, vielleicht konnte er dann auch wieder mit seiner Schwester plaudern, über die Eltern schimpfen, mit ihr lachen. Ja, so könnte es sein, so mußte es sein. In der Stadt würden seine Sorgen schwinden, da war er sich sicher, er mußte eine Stadt erreichen, um sich wieder wohl fühlen zu können, um wieder nach Hause zu kommen. Doch wie sollte er das nur bewerkstelligen? Wie? Es war alles so aussichtslos.

Heinz fror. Hatte er nicht im Casino noch eine Jacke gehabt? Doch wo hatte er die gelassen? Hatte er sie verloren? Heinz fror die ganze Nacht.

Endlich kam die Morgendämmerung. Er glaubte zwar kaum noch an die Möglichkeit, jemals irgendwo anzukommen, doch er konnte auch nicht für alle Zeiten hier sitzenbleiben, ein neuer Tag war angebrochen, ein neuer Tag voller neuer Möglichkeiten. Er rappelte sich auf. Es mußte weitergehen, er durfte sich nicht gänzlich aufgeben. Neulich hatte er einen Menschen getroffen, der ihn mit seinem Auto ein Stück mitnehmen wollte; folglich mußte es in der Nähe eine Ortschaft geben, eine Stadt. Wenn man es logisch durchdachte, mußte er früher oder später in einer Stadt landen, denn Städte waren mit Straßen verbunden, und auf einer solchen befand er sich schließlich.

Heinz war schon eine ganze Zeitlang gelaufen, die Sonne stand hoch am Himmel, da glaubte er plötzlich zu träumen - vor ihm lichtete sich der Wald. Er wähnte sich am Rand der Straße sitzen und schlafen. Dann wacht er auf und sieht sich um - nichts als hohe dunkle Bäume, die kaum Sonnenlicht durchlassen, nichts als die Düsternis und Stille des Waldes, und alles war nur ein schöner Traum, ein schöner aber unerreichbarer Traum. Doch es geschah nicht. Heinz ging weiter und verließ endlich den einsamen Wald, trat aus der Dunkelheit ins Licht. In Abständen von etwa fünfzehn Metern standen auf beiden Seiten am Straßenrand dieselben Laubbäume wie im Wald, doch das störte Heinz nicht. Ganz im Gegenteil, Alleen hatte er schon immer gemocht, vor allem im Herbst. Auch hier lag Laub auf der Straße, doch beiweiten nicht soviel wie im Wald. Heinz war nun schon ein ganzes Stück besser gelaunt, und seine Hoffnungen wuchsen wieder. Und es dauerte auch nicht lange, da sah er in der Ferne die Silhouette einer großen Stadt. Das war es. Endlich. Das Ziel war in Sichtweite gerückt. Nun lag es an ihm, auch noch die letzten Schritte zu schaffen.

Aber diese letzten Schritte sollten sich als schwieriger erweisen, als er geglaubt hatte. Er ging und ging, Stunde um Stunde, schon bald würde wieder der Abend hereinbrechen, die Sonne sank immer tiefer und berührte fast die Silhouette. Doch es war wie verhext; Heinz schien der Stadt keinen Schritt näher zu kommen. Sie lag nach wie vor in weiter Ferne. Und nach wie vor kam kein Auto vorbei. Er legte hin und wieder einen Spurt ein, doch auch das half nichts. Schließlich verließen ihn wieder die Kräfte. Er setzte sich am Straßenrand auf trockene, brüchige Ackererde und atmete schwer. Heinz hob den Kopf und sah in den Himmel. Ein Schwindel erfaßte ihn, und einen Moment lang hatte er das Gefühl, gleich in dieses blaue, endlose Meer hineinzustürzen. Es war ein nicht unangenehmes Gefühl. Plötzlich war ihm, als höre er sich nähernde Motorgeräusche. Er sah wieder zur Straße und mußte eine große, dunkle Limousine entdecken, welche mit hohem Tempo vorbeifuhr. Er wollte noch aufspringen und winken, doch er war so schwach, daß er nur hilflos zusehen konnte, wie sich das Auto in der Ferne verlor. Das gab ihm den Rest. Sein Mut verließ ihn völlig. Er hatte wieder versagt. Alles war sinnlos. Heinz würde die Stadt niemals erreichen. Er ließ den Kopf sinken und sah, wie ein schwarzes, käferähnliches Insekt unter seinem rechten Schuh verschwand. Schnell trat er zu und spürte, wie etwas unter seinem Fuß zermalmt wurde. Ein häßliches Knirschen ertönte. Dann hob er den Schuh und stellte verwirrt fest, daß das Insekt spurlos verschwunden war. Heinz prüfte die Sohle, doch auch da klebten keine organischen Reste. Merkwürdig. Ein Loch oder einen Spalt auf dem Boden konnte er auch nicht entdecken, in welches sich das Insekt hätte flüchten können. Er war aber auch zu gar nichts zu gebrauchen...

Man hatte ihm angeboten, ihn in die nächste Stadt mitzunehmen, doch Heinz hatte abgelehnt. Er mußte wohl verrückt geworden sein, anders konnte er sich dieses Verhalten nicht erklären. Ein verrückter Versager... Er mußte lachen, doch es war kein fröhliches, sondern sehr bitteres Lachen.

Er spürte, wie eine Trauer von ihm Besitz ergriff, die stärker war als alles, was er je erlebt hatte. Es war ein Gefühl von absoluter Hilflosigkeit gegenüber einem Problem, das keiner auf der ganzen ihm

bekanntem Welt lösen konnte. Und es war auch die Trauer um sich selbst, um das, was er verpassen würde. Es war die Mutter aller Schwermut, die ihn hier wie eine Krake umarmte und ihm mit ihren Küssen seine Hoffnungen absaugte.

„Warum so verzweifelt?“

Heinz erschrak. Da hatte ihn doch jemand angesprochen. Aber wie sollte das denn möglich sein - bis eben war er doch noch völlig allein gewesen. Und Schritte hatte er auch keine gehört. Er hob den Kopf und erblickte einen kleinen, alten, dünnen Mann mit grauen Haaren, der auf einen Wanderstab gestützt vor ihm auf der Straße stand und freundlich lächelte. Der Mann hatte eine Nickelbrille auf der Nase und mußte seinen Falten und seinem dünnen Haarwuchs nach schon über achtzig Jahre alt sein. Doch er wirkte weise und gutmütig, wie ein lieber Opa, der gleich anhebt, ein Märchen zu erzählen.

„Gibt es etwas, das Sie bedrückt?“

„Wie kommen Sie darauf?“ Heinz' Ton wurde ungewollt unhöflich, doch diesmal durfte er sich nicht gehen lassen. Er wollte den netten alten Mann nicht verscheuchen wie neulich den Autofahrer.

„Nun“, antwortete der Alte lächelnd, „ich bin zwar nur ein alter Mann, und meine Augen sind auch schon mal besser gewesen, doch Ihnen würde wohl selbst ein scheinbarer Blinder ansehen, daß in Ihrem Leben etwas ganz und gar nicht in Ordnung ist. Sie sehen drein“, fügte er kichernd hinzu, „als hätten Sie mit Ihrem Dasein bereits abgeschlossen.“

„Nun“, erwiderte Heinz, „es ist nur so, daß ich das Gefühl habe, nicht mehr von der Stelle zu kommen. Ich gehe und gehe, doch ich komme meinem Ziel kein Stück näher.“

„Was genau ist denn Ihr Ziel?“

„Diese Stadt dort. Ich würde sie so gerne erreichen, doch ich schaffe es einfach nicht.“ Heinz ließ die Schultern sinken.

„Wie heißen Sie, wenn man fragen darf?“

„Albert...“ Wieder dieser falsche Name!

„Hören Sie, Herr Albert, es gibt wichtigere Dinge im Leben als etwas Gewünschtes zu erreichen. Was wollen Sie denn in der Stadt? Leben Sie dort?“

„Nein. Genaugenommen kenne ich diese Stadt da überhaupt nicht, ich weiß nicht einmal, wie sie heißt. Es ist nur so, daß ich mich so schrecklich einsam fühle, hier draußen, so allein...“

„Jaja“, sagte der alte Mann verständnisvoll. „Sie brauchen mir nichts zu erklären, ich verstehe Sie nur zu gut. Diese Stadt dort ist sehr weit weg, und in Ihrer Jugend scheint sie Ihnen gleichbedeutend mit der Lösung Ihrer Probleme zu sein. Doch hören Sie auf einen alten Mann, der sich in seinem langen Leben schon so manches Ziel gesteckt hat: Wer weiß denn, wie die Stadt aussieht, wenn Sie sie erst einmal erreicht haben? Können Sie denn mit Sicherheit sagen, daß es sich auch lohnt, die Strapazen eines langen Weges auf sich zu nehmen? Schon so manches, was aus der Ferne noch frisch und verlockend aussah, hat sich aus der Nähe betrachtet als faul und stinkend erwiesen. Haben Sie darüber mal nachgedacht?“

„Genaugenommen... nein.“

„Dacht' ich's mir doch! Sehen Sie, eigentlich laufen Sie doch nur einer Wunschvorstellung nach. Freilich, wir alle haben unsere Träume und Wünsche, selbst ich, obwohl mir, wie Sie sicher einsehen werden, nicht mehr viel Zeit bleibt, sie zu verwirklichen. Illusionen gehören zum Leben, und Wünsche sind ja genaugenommen nichts anderes als Illusionen von einer besseren Zeit. Doch vergessen Sie niemals - nichts ist so wie es scheint. Es kommt nur auf die Art der Betrachtung an. Die Stadt wird unerreicher für Sie bleiben, solange sie Ihr einziges Ziel ist.“

„Meinen Sie?“

„Aber ja, Herr Albert, aber ja! Hören Sie damit auf, Hoffnungen in diese Stadt zu setzen, hören Sie auf, überhaupt irgendwo hinein Hoffnungen zu setzen. Hoffnungen werden enttäuscht; Sie wissen das. So war es immer, so wird es immer sein. Vergessen Sie Ihre Hoffnungen! Sie sind es nicht wert!“

Heinz verstand den alten Mann nicht so recht. „Ja, aber...“

„Gehen Sie Ihren Weg. Alles kommt so, wie es kommen muß. Sie können nichts daran ändern, ebensowenig, wie ich etwas an meinem Alter ändern kann. Jede Anstrengung ist vergeudete Zeit, und Sie ahnen ja nicht, wie schnell einem dieses Gut ausgehen kann... Zeit. Gehen Sie einfach Ihren Weg, und alles wird sich von selbst zusammenfügen. Ich weiß es: Sie können die Stadt erreichen! Aber hoffen Sie nicht darauf. Sie werden schon sehen...“

Heinz hob den Kopf und sah - nichts. Die Straße lag so leer wie eh und je vor ihm. Der alte Mann war ebenso lautlos verschwunden, wie er aufgetaucht war. Hatte er ihn etwa nur geträumt?

Die Worte hallten noch einmal durch seinen Kopf: *Hoffnungen werden enttäuscht, alles kommt so, wie es kommen muß. Man muß aufhören, sich Hoffnungen zu machen, um weiter zu kommen.* Nun ja, warum auch nicht? Heinz verstand den Sinn zwar nicht, doch er beschloß, sich an den merkwürdigen Ratschlag des alten Mannes zu halten - was hatte er schon zu verlieren? Der Alte war von hier, also mußte er auch über die besonderen Verhältnisse hier Bescheid wissen. Und selbst, wenn er die Stadt nicht erreichen sollte - was machte das schon? Hauptsache, es ging irgendwie weiter. Es mußte einfach weitergehen, wie auch immer. Also stand Heinz mühsam auf, schlug mit ein paar Handbewegungen den Staub von seiner Jeans und machte sich wieder auf den Weg.

## Kapitel 5

Er schien der Stadt tatsächlich näher zu kommen. Es lag zwar immer noch eine beträchtliche Strecke vor ihm, aber Heinz war nun doch wesentlich besser gelaunt als zuvor; alles schien wieder ganz klar zu sein: Er war nur viel zu erschöpft gewesen, um wirklich von der Stelle kommen zu können, hatte sich alles nur eingeredet; keine überirdische Macht war im Spiel, und die Vorstellung, die Stadt nie erreichen zu können, nie wieder Gesellschaft zu haben, erwies sich - dem Himmel sei Dank! - als Hirngespinnst. Er konnte schon erste Fabrikschornsteine, Hochhäuser und Kirchtürme erkennen; in längstens einer Stunde würde er angekommen sein.

Er fragte sich wieder und wieder, wo der alte Mann hergekommen und wohin er wieder verschwunden war. Doch es gab einfach keine logische Erklärung. Wie ein Engel war der Greis aufgetaucht, hatte teils unverständliche, teils belehrende Dinge von sich gegeben, und dann war er wieder im Erdboden verschwunden. Heinz verstand nicht, was er hatte sagen wollen. Nichts ist so wie es scheint. Sie werden schon sehen. Und keine Hoffnungen mehr. Hatte er sich die Stadt vielleicht zu sehr gewünscht und sie deshalb nicht erreichen können? Wollte der Alte das damit sagen? Es war verwirrend, dieser merkwürdige Auftritt, der merkwürdige Vortrag. Doch irgendwie hatte er seit dieser Begegnung auch das sichere Gefühl, es schaffen zu können, die Worte des Mannes hatten ihm neuen Mut geschenkt. Er war nicht allein, nicht wirklich. Und es war nur eine Frage der Zeit, bis er seine Freunde treffen würde, wieder nach Hause käme, wo man sicher schon lange auf ihn wartete. Und was hätte er alles zu erzählen! Bianca würde staunen, und der Vater bekäme bestimmt ganz feuchte Augen. Solche Abenteuer hat er nie erlebt, und das würde er auch bis zum Ende seiner Tage nicht nachholen können. Er hatte ihm also etwas voraus.

Da entdeckte Heinz in einiger Entfernung eine Unebenheit an einem der Alleebäume, und als er ihm näherkam, erkannte er, daß hier einige Zeit zuvor ein Unfall stattgefunden haben mußte. Ein ausgebranntes Autowrack klebte schwarz und verbeult am Stamm des Baums, Benzin- und Brandgeruch schwängerte die Luft. Ringsherum war das Gras schwarz verkohlt, und auch der Baum hatte einiges einstecken müssen. Heinz näherte sich vorsichtig dem ehemaligen Fahrzeug und spähte in sein Inneres. Es erwies sich als leer, nur auf dem Rücksitz lag zusammengekrümmt ein verbranntes, nicht sehr großes Tier, welches einmal ein Hund gewesen sein könnte. Heinz war erleichtert, hatte er doch schon damit gerechnet, gleich eine schrecklich entstellte Menschenleiche zu entdecken. Doch wo war der Fahrer abgeblieben? War er beim Aufprall herausgeschleudert worden? Nichts ließ darauf schließen, die Frontscheibe war zwar gesplittert, aber noch vorhanden, die vier Türen des Wracks alle geschlossen, und Heinz konnte auch keine Blutflecke auf dem Rasen entdecken. Ist das Auto vielleicht erst nachträglich, nach dem Unfall, angezündet worden? Aber warum sollte denn jemand so etwas tun?

Wenn das nun das Auto war, das ihn mitnehmen wollte? Die Möglichkeit bestand, so selten, wie hier mal jemand vorbeikam. Ja, es war gut, daß er nicht eingestiegen war, nicht auszudenken, was alles hätte passieren können; vielleicht läge jetzt SEIN verkohlter Körper statt dem des Tieres hier in diesem Wrack. Wer weiß denn, aus welchem Grund ihn dieser Kerl mitnehmen wollte; vielleicht war er ja so einer, der sich nur am Geschrei verbrennender Menschen aufgeilen konnte, unter Umständen hätte er ihn niedergeschlagen und das Auto abgeschlossen, um es dann anzuzünden. Und aus Ärger, ihn nicht erwischt zu haben, schnappte sich der kranke Kerl einen herumstreunenden Hund, sperrte ihn in das Auto auf den Rücksitz, fuhr es vor einen Baum, damit es wie ein Unfall aussah, stieg aus, schloß die Tür, zündete den Wagen an und sah dem Hund beim Sterben zu. So mußte es gewesen sein. Wie sonst sollten sich die geschlossenen Türen erklären lassen? Wer würde denn nach einem Unfall

aus einem brennendes Auto steigen und hinter sich noch ordentlich die Türe schließen? In einer solchen Situation hatte man doch wohl Wichtigeres zu tun!

Er ging um das Auto herum und entdeckte an der hinteren Stoßstange eine Klokette. Sie war, wie die Schnur mit den Dosen bei einem Hochzeitswagen, so befestigt, daß der Griff beim Fahren hinterhergeschleift wurde. Merkwürdigerweise waren die Kette und der Griff völlig unversehrt, nicht einmal angesengt. Heinz entwirrte sie und nahm sie ab. Der Griff war aus Holz. Ein selten schönes Stück. So etwas bekam man heutzutage gar nicht mehr zu sehen, wo doch jede Toilette mit Druckknöpfen, und wenn nicht damit, so doch zumindest mit Plastikgriffen an den Ketten ausgestattet war. Er steckte die Kette in seine Hosentasche. Ein Souvenir. So triumphierte er letzten Endes; er war weiter gekommen, näherte sich der Stadt, hatte sie schon fast erreicht - ohne von irgendwelchen ominösen nächtlichen Scheinwerferblendern mitgenommen zu werden. Nein, sie hatten ihn nicht reinlegen können, ganz im Gegenteil, nun legte er sie hinein! Vielleicht war die Kette das Zeichen eines Psychopathen, welches er, um sich damit ins Rampenlicht zu stellen, am Tatort, einem wahrscheinlich gestohlenen Wagen, zurückließ? Der Klokettenkiller hat wieder zugeschlagen... Doch nun hatte sie Heinz, was das Auto- und Hundeeopfer sinnlos machte und dem Verrückten die Show stahl; er war zufriedener denn je.

Schließlich entfernte er sich wieder von dem Autowrack und ging weiter in Richtung Stadt. Die Klokette drückte in der Tasche seiner Jeans, doch das störte ihn nicht groß. Er würde hier der Sieger bleiben.

Heinz dachte wieder an den alten Mann. Man mußte nur einfach seinen Weg gehen, und alles würde in Ordnung kommen, hatte er gesagt. Hoffnungen werden enttäuscht, hatte er auch gesagt, und nur, wer seine Hoffnungen vergißt, kommt weiter. Heinz verstand zwar noch immer nicht so genau, was ihm der Mann damit klarmachen wollte, doch eine gewisse Wahrheit lag darin, das konnte nicht bestritten werden. Er kam weiter, kam wieder von der Stelle, ohne sich Hoffnungen zu machen. Wie oft hatte er sich vorgeworfen, nicht in das Auto eingestiegen zu sein? Doch nun erwies sich dies als eine ausgezeichnete Entscheidung. Er näherte sich der Stadt, und die Stadt näherte sich ihm; was interessierte Heinz ein verbranntes Wrack, solange er selber nicht darin war?

Der scheinbar psychisch kranke Fahrer hatte sich dünn gemacht, war verschwunden, doch in seinen kranken Phantasien würde er im Gegensatz zu ihm immer gefangen sein. Sicher, zunächst war er noch verzweifelt gewesen, hatte sich hilflos, wie von aller Welt verlassen gefühlt, doch das war vorbei; jetzt verstand er mehr, als dieser potentielle Anstaltsinsasse je verstehen würde. Nichts ist so wie es scheint. Etwas hatte ihn beschützt, hatte ihn vor einem wahrhaft schrecklichen Schicksal bewahrt, und dieses Etwas steckte tief in ihm. Was es auch war, sein Schutzengel oder sein Karma, es beschützte ihn, er brauchte sich keine Sorgen zu machen, mußte nur einfach weitergehen, und alles würde so kommen, wie es eben kommen mußte.

Die Lippen des nächtlichen Autofahrers schließen sich um einen imaginären Pistolenlauf, und im nächsten Moment ist ein irgendwie zu leises Knallen zu hören. Der Mann wird, wie nach einem kräftigen Schlag ins Gesicht, zu Boden geworfen, an seinem Hinterkopf platzt etwas wie eine gefederte Klappe auf und läßt schleimiges Gehirn an eine nicht vorhandene Wand spritzen; Feind fällt um. Aus seiner Nase ergießt sich ein Strom schwarzen Blutes, seine Muskeln bleiben von der letzten Aufregung noch einige Sekunden angespannt, dann erschlaffen sie und lassen den toten Körper in sich zusammensacken. Der Blutstrom stürzt weiter aus der Nase, und jetzt endlich rinnt der Lebenssaft auch über die Stirn, bahnt sich seinen Weg an der Nasenwurzel vorbei, vereint sich mit dem Sturzbach, welcher sich unablässig weiter über die toten Lippen und über das tote Kinn auf das weiße Hemd ergießt, auch, als das Herz des Mannes schon lange zu schlagen aufgehört haben muß. *Halbe Sachen waren mir schon immer ein Greuel...* Ja, Heinz fühlte sich wirklich gut. Der mußte noch geboren werden, der ihn so einfach reinlegen konnte...

Endlich erschien das erste Anzeichen der Zivilisation; am rechten Straßenrand entdeckte er einen etwa zwei mal zwei Meter großen, dunkelgrauen Betonquader, welcher unablässig ein hohes Summen von sich gab. Was war das? Ein Trafohäuschen? Heinz betrachtete den Quader aus der Nähe und stellte fest, daß es keine Türen daran gab, lediglich ein kleines schmales Fensterchen auf jeder Seite im oberen Drittel, welches von einem Gitterrost verdeckt wurde und keinen Einblick gestattete. Er umrundete den summenden Quader noch einmal und gab es dann auf, die Bedeutung desselben herausfinden zu wollen.

Als Heinz einige hundert Meter weitergegangen war, erblickte er am rechten Straßenrand einen neuen Betonquader, welcher genauso beschaffen war wie der erste. Wieder einige hundert Meter weiter stand ein ebensolcher, und nach diesem folgte ein weiterer. Was auch immer ihre Bestimmung war, in regelmäßigen Abständen folgten neue, stets gleiche Betonquader, und ihr Summen schwang durch die Luft, war bald das einzige, das Heinz noch hören konnte.

Er kam an einem gelblichen Ortsschild vorbei. Leider wurde es von einem hohen Dornengebüsch fast völlig verdeckt, so daß Heinz den Namen der Stadt nicht herausbekommen konnte, es sei denn, er wolle sich die Hände blutig kratzen, worauf er allerdings nicht die geringste Lust verspürte. Nun ja, es gab wohl auch wichtigeres.

Schließlich ging Heinz weiter. An beiden Straßenseiten erschienen Schrottplätze und Müllhalden. Ein permanenter Verwesungsgeruch lag in der Luft. Die Halden waren durch sehr hohe Gitterzäune geschützt, welche mit Papptafeln und Sperrholzplatten abgedeckt wurden, doch der Wind und die Jahre hatten schon einen Großteil davon heruntergeweht. Da rosteten alte Karossen, verbeult und gestapelt, vor sich hin. Und gegenüber lagerten Halden von Haushalts- und Sperrmüll, Tausende von gefüllten Plastiktüten, tote Kühlschränke, brüchige Möbel. Die Exkremente der Großstadt. Dünger für Pflanzen, wie sie Heinz noch nie gesehen hatte. Sie wuchsen zwischen rostigen Blechdosen und matten Glasscherben, verwesenden Monatsbinden und zerlesenen Magazinen, gewundene Stauden mit grauen Blüten. *Sicher riechen die nach Vergängnis, nach Abdeckerei*, dachte Heinz. Ein Duft, der einem den Magen rhythmisch zusammenzieht, der Duft des Verrottens, des Todes. Er ging unwillkürlich schneller.

Dann fand er sich in einem Industrieviertel wieder, links und rechts nichts als Fabriken, ebenfalls von hohen, rostigen Gitterzäunen geschützt. Aus schwarzen Schornsteinen strömte unablässig dunkler Qualm, hier und da schossen von Zeit zu Zeit Flammen aus den Schloten. Die Straße wirkte nun wesentlich breiter. Die Gegend war erfüllt von einem dumpfen Dröhnen, dem Puls von Maschinen, riesige, funkenspuckenden Maschinen, die sicher von kleinen schmutzigen Männern bedient wurden. Heinz entdeckte gewaltige Schutthaufen, wohl der Abfall irgendwelcher Massenproduktionen, Metallteile, herausgeschnitten, ohne Sinn und Zweck, die von Zeit zu Zeit mit lautem Klirren von Förderbändern auf solche Haufen geschüttet werden, um dort zu verrosten. Riesige Ölpfützen waren zu sehen, aus denen Blasen aufstiegen, als wäre unter ihrer matt schimmernden Oberfläche soetwas wie Leben. Hier und da hingen Plakatwände an den Gitterzäunen, doch die staubige Luft hatte die Werbebotschaften unleserlich gemacht. Wie Gespenster wirkten die ehemals so strahlenden Werbemodells, grau und verschwommen, und ihr Lachen wurde zu schreienden Fratzen.

Aus der Ferne war eine tief heulende Sirene zu hören. Mittagspause. Oder Feierabend? Würden gleich kleine schmutzige Männer in Arbeitskleidung die Straße bevölkern? Die Gespenster der Fabriken? Nein, die Straße war und blieb leer.

Er kam unter einer niedrigen Eisenbahnbrücke hindurch. Als er ihr Ende fast erreicht hatte, ertönte aus versteckt angebrachten Lautsprechern die Werbedurchsage irgendeines Kaufhauses in der Stadt. *„...das dürfen Sie sich nicht entgehen lassen, jetzt im Angebot, der weiteste Weg lohnt sich! Kaufen Sie noch heute Ihr Glück im sagenhaften Delta 4...“* Na, die versprechen ja viel, dachte Heinz. *Aber ob die Preise auch stimmen?* Die Durchsage verstummte wieder. Er ging ein paar Schritte zurück und durchschritt die Brücke erneut. Als er an der selben Stelle wie eben angekommen war, erklang die Durchsage wieder. *„...das dürfen Sie sich nicht entgehen lassen, jetzt im Angebot...“* Er hörte es sich noch einigemal an und fragte sich, warum diese Durchsage immer dann startete, wenn er an einer bestimmten Stelle ankam. War da vielleicht eine Lichtschranke versteckt? *„...kaufen Sie noch heute Ihr Glück im sagenhaften Delta 4...“*

Dann verließ Heinz das Industriegebiet und erreichte nach einem kurzen Marsch durch wild wachsende Wiesen einen riesigen Parkplatz. Es war zwar kein Auto weit und breit zu sehen, doch die Markierungen auf dem Boden sprachen für sich. Von Zeit zu Zeit kam er an ineinandergeschobenen Einkaufswagenkolonnen vorüber. Auf Schildern war zu lesen, daß man, falls man beabsichtige, in der Stadt einzukaufen, sich einen Wagen mitnehmen solle, da es in den Geschäften der Stadt laut der Stadtverordnetenversammlung vom soundsovielten keine solchen mehr gebe. Heinz war versucht, sich einen Wagen zu nehmen, doch dann sah er sich mit einem solchen durch die Stadt gehen, und ließ es lieber bleiben. Das war doch einfach zu lächerlich! Welche vernünftige Erklärung sollte es für einen Einkaufswagenverbot in den innerstädtischen Geschäften geben? Er ging und ging, doch ehe er das

Ende des Parkplatzes erreicht hatte, war schon wieder mindestens eine halbe Stunde vergangen. Wenn man hier vergessen hatte, wo das eigene Auto steht, war man echt aufgeschmissen.

Schon eine ganze Zeit lang war Heinz ein weitläufig angelegtes, einstöckiges Gebäude am Ende des Parkplatzes aufgefallen, und als er jetzt davorstand, sah er zwei Türen an der Front. Auf der einen stand 'Herren' und auf der anderen 'Damen'. Eine öffentliche Toilettenanlage. Er dachte wieder an die Einkaufswagen. In manchen Geschäften wurde verlangt, daß man zum Einkaufen selbst kleiner Sachen einen solchen benutzen mußte. Vielleicht wäre es doch besser, sich einen Wagen mitzunehmen, und in einer Stadt wie dieser war man ja auch sicherlich nicht der Einzige, der damit rumlief. Er ging zurück zu einer der Kolonnen und versuchte, einen Wagen herauszuziehen, doch sie waren durch Münzschlössern gesichert. Heinz kramte in seinen Taschen und fand ein Markstück. Wenn doch nur alles so einfach wäre. Er entriegelte ein Schloß und zog sich einen rostigen Einkaufswagen heraus, der zwar nicht sehr schön, dafür aber recht groß war; mit dem Ding könnte man locker den Wochenvorrat für eine sechsköpfige Familie transportieren. Er dachte daran, daß er weiter hinten an schönen, chromglänzenden Exemplaren vorbeigekommen war, und ärgerte sich nun, seine Mark für solch ein Gerät ausgegeben zu haben. Doch dann schob er den Wagen unbeirrt in Richtung Toilette, und als er sie erreicht hatte, beschloß er, hineinzugehen. Konnte wohl nicht schaden, denn wer wußte schon, wie lange er noch unterwegs sein würde?

## Kapitel 6

Irgendwo ratterte eine Heizung. Heinz nahm sich ein neues Fotoalbum vom Stapel. Es hatte einen rosa Kunstledereinband, und als er es aufschlug, sah ihn Natascha, eine seiner Exfreundinnen, an.

Da war sie wieder, dick und arrogant, wie er sie kannte. Natascha. Miß Piggy... Sie hatte Niveau, wie sie immer behauptete, ach was, sie hatte nicht nur Niveau, sie war überhaupt der niveauvollste Mensch, der auf Erden existierte. Arbeiter hatten kein Niveau. Arbeitslose, also Asoziale, erst recht nicht. Wer bei Aldi einkaufen ging, hatte kein Niveau, und Leute, die zum Croissant 'Hörnchen' sagten, auch nicht. Wer nicht mindestens fünf Braune im Monat verdient, ist eh niveaulos. Das Fernsehen hatte kein Niveau, ebenso wie die wenigsten Bücher, Chauvies sowieso, und Regenwetter erst recht. Eigentlich war nichts niveauvoll genug für Natascha, er selbst am allerwenigsten.

Heinz jedoch war eher der Meinung, daß gerade sie gar nichts hatte, am allerwenigsten Niveau. Schließlich bedeutete Niveau 'Höhe', und an Höhe fehlte es Natascha in jeder Hinsicht. Sie war das Kind gutverdienender Eltern und hatte es seinerzeit sehr eilig gehabt, ihn ins Bett zu bekommen. Sicher, er war auch nicht ganz tatenlos geblieben, doch gegen sie war er ein Waisenknabe. Und kaum hatten sie es ein paarmal getan, fing sie an, sich wie ein Blutegel an ihn anzusaugen. Sie stülpte sich über Heinz wie eine riesige Qualle und wollte ihn als ihr persönliches Eigentum, als eine Knetfigur, die sie, wie es ihr gerade angenehm war, formen konnte. Er sah Bilder von ihr vor einem Spiegel, wie sie ihren feisten Körper betrachtete, er sah sie mit dem Freund ihrer Busenfreundin im Bett, den Mund im Schrei weit aufgerissen, er sah auch sich mit Natascha im Bett, ein schlanker Junge auf einem Berg von Bauch und Brüsten. Warum hatte er sie eigentlich genommen, obwohl sie ihn nicht im Mindesten reizte? Es war wohl die Gelegenheit, ein Mädchen von sechzehn Jahren so leicht ins Bett zu bekommen. Sie war sich seiner so sicher gewesen, doch er bündelte schon vorsichtig mit einer anderen Frau an. Als sie es nach etwa neun Monaten endlich rausbekam, machte sie eine Szene, daß das Geschirr in den Schränken klapperte, während Heinz bequem im Bett lag, um sich alles wie ein schlechtes Schauspiel anzuschauen. Sie konnte ihn nicht verletzen, weil sie ihm nichts bedeutete. Sie nervte nur. Sie und ihr niveaivolles Getue.

Germanistik und Philosophie wollte Natascha studieren. Postbeamtin wurde sie schließlich, weil ihr Vater Oberamtsrat war und die Fäden zog. Ihr Vater. Die Horrorfigur schlechthin, die nie wissen durfte, daß ihr Töchterlein einen Freund hat. Schon gar nicht einen mit *solchen* Ansichten, der an einer *solchen* Schule sein Abitur macht, der eben schon deswegen *kein* Niveau hat. Natascha hatte immer vorgegeben, ihren Vater zu hassen, weil er etwas aus ihr machen wollte, was sie nicht sein wollte. Eine anständige, erfolgreiche Frau. Sie hingegen sah sich als streitlustige Feministin, die den 'Tod des Märchprinzen' für ein großartiges Buch, ja, mehr noch, für eine Art persönlichen Lebensbericht hielt. Doch all ihre Revolten waren nichts als Show; als der Vater ihr wieder nützlich sein konnte, hat sie sich an ihn gehängt, hat sich von ihm eine sichere Arbeit besorgen lassen. Sie liebte

den Weg des geringsten Widerstands. Ansehen konnte schließlich auf vielerlei Arten erworben werden.

Heinz schlug das Album wieder zu und warf es hinter sich. Diese Bilder waren es weißgott nicht wert, angesehen zu werden.

## Kapitel 7

Heinz öffnete die Tür, auf der 'Herren' stand und war über die Größe der Toilette wirklich erstaunt. Sie wirkte gar nicht wie eine öffentliche Bedürfnisanstalt, eher wie eine sehr, sehr weitläufige, von unzähligen Neonröhren bestrahlte Tiefgarage. Als er den Einkaufswagen hineinschob, hallte sein Klappern unendlich nach. Heinz stellte den Wagen in einer Ecke neben der Tür ab. Wer sollte den schon klauen?

Links war eine schier unendlich wirkende Reihe von Waschbecken, über welchen Spiegel angebracht waren. Rechts hingen in größeren Abständen Kondomautomaten. Er ging weiter in das Gebäude hinein. Nach den Waschbecken folgten auf der linken Seite Pißbecken, anfangs noch alte, harnsteinbedeckte Modelle, später immer neuere, sauber glänzende Becken, mal aus Keramik, mal aus Metall. Rechts waren die Kabinen untergebracht, und auch hier herrschte rege Vielfalt; es gab ordinäre Plumpsklos, alte Becken voller gelblicher Ränder, Klos mit Kette und mit Druckknopf, einige waren supermodern mit vollautomatischer Spülung, andere so alt und gebraucht, wie es wohl älter nicht mehr geht. Alle fünf Meter ging rechts ein hunderte von Meter langer Gang ab, auf dessen beiden Seiten es noch mehr Kabinen gab.

Schließlich stellte sich Heinz vor eines der neueren Pißbecken und versuchte zu pinkeln. Es ging nicht. Schritte näherten sich, ein Mann mit grauem Hut kam und stellte sich an das Becken neben ihn. Heinz hörte seinen Hosenlatz ratschen, und Sekunden später plätscherte es auch schon. Verdammst, warum konnte der und er nicht?

Er hatte das Gefühl, sich schrecklich zu blamieren, stand hier mit offenem Hosenlatz und pinkelte nicht. Er versuchte, die Lage zu entschärfen: „Tja, man hat so seine Probleme.“

Der Mann schwieg und plätscherte.

„Ich nehme an, daß was mit der Prostata nicht stimmt. Wie das so gehen kann. Ich sollte mal wieder zum Arzt gehen und mich so richtig durchchecken lassen.“

Der Mann plätscherte weiter.

„Sagen Sie, sind Sie hier aus der Stadt?“

Der Mann plätscherte.

Wie konnte ein normaler Mensch mit normalen Innereien bloß so lange pinkeln?

„Na, wohl mächtig Druck gehabt, was?“

Plätschern.

„Großen Wert auf Konversation legen Sie wohl nicht? Ich war jetzt sehr lange unterwegs, müssen Sie wissen, tut mir ja leid, wenn ich Sie, als den ersten Menschen, der mir nach langer Zeit begegnet, gleich vollschwätze. Macht bestimmt keinen guten Eindruck, was?“

Ein gelber, nicht enden wollender Strahl.

„Na, dann eben nicht. Wer nicht will, der hat schon. Langsam könnten Sie aber auch mal wieder fertig werden, so lange pißt doch kein normaler Mensch! Ihr Inneres besteht wohl nur aus Blase.“

Plätschern. Ein Plätschernder.

Heinz versuchte, vor sich hinzupfeifen - *I'm singing in the rain...* - doch seinen gespitzten Lippen wollte kein Ton gelingen, er machte nur 'Pfft-pfft'.

„Es ist aber auch wie verhext; heute will mir scheinbar gar nichts gelingen. Ist wohl nicht mein Tag. Ich versteh das gar nicht, sonst...“

Der Mann kam zum Ende, schüttelte ab, schloß die Hose und drückte auf den Spülknopf. Dann drehte er sich um und ging fort.

Heinz blieb zurück und preßte sich schließlich doch noch ein paar Tröpfchen ab. Dann betätigte er die Spülung und ging zurück zum Ausgang. An einem der Waschbecken wusch er seine Hände mit bräunlichem Wasser und mußte verärgert feststellen, daß es keine Möglichkeit gab, sich abzutrocknen. Ein paar Meter weiter hing ein Papierhandtuchspender, welcher jedoch leer war. Da auch die nächsten Spender stets leer waren, trocknete sich Heinz schließlich an seiner Jeans ab. Als er wieder



beim Eingang angekommen war, nahm er seinen Einkaufswagen und verließ das Gebäude. Draußen stellte er fest, daß ihn jemand in der Zwischenzeit ausgetauscht haben mußte, denn dieser hier war zwar immer noch sehr groß und rostig, aber ein Rad hing fest und ließ den Wagen ständig seitlich ausbrechen. Vorhin drehten sich noch alle vier Räder, da war sich Heinz sicher. Bestimmt war das dieser schweigsame Kerl von eben. Er ärgerte sich.

Mitsamt seinem Einkaufswagen ging Heinz durch eine Gegend von Vorstadt villen, schöne, große Häuser mit großen Gärten und vielen Bäumen. *Hier läßt sich's leben*, dachte er. Schön ruhig. Zu ruhig eigentlich, denn es war keine Menschenseele auf den Bürgersteigen oder in den Gärten. Ob die alle einkaufen sind? Unwahrscheinlich. Vielleicht existierten sehr strenge Vorschriften die Ruhezeit betreffend? Lärmen bei Strafe verboten. Und wenn man sowieso keinen Krach machen darf, kann man sich auch schlafen legen. Ja, vielleicht war gerade allgemeine Siesta. Hoffentlich bekam er keinen Ärger wegen seines rasselnden Einkaufswagens. Leise war das Ding ja ohnehin nicht, und das Kopfsteinpflaster tat noch das seinige dazu. Welche Strafe stand wohl auf Ruhestörung durch einen alten Einkaufswagen?

Dann änderte sich die Umgebung, Heinz kam durch eine Gegend voller hoher alter Mehrfamilienhäuser, Mietskasernen aus dem vorigen Jahrhundert. Doch auch hier war niemand. Die Häuser wirkten sehr abgewohnt und brüchig, die Fassaden waren verrußt und zeigten oft das nackte Gestein. Hinter den Fenstern war es dunkel. Sie waren mit einer Schmutzschicht überzogen, die so zäh zu sein schien, daß ein Abwaschen nicht möglich war. Aber vielleicht war die Luft auch so schmutzig, daß man die Fenster selbst durch tägliches Putzen nicht sauber halten konnte?

An einer Straßenecke entdeckte er eine Kneipe und beschloß, dort endlich mal wieder eine Rast einzulegen. Er hatte etwas Stärkung bitter nötig. Wie lange hatte er schon nichts mehr gegessen? Heinz konnte sich an keine Mahlzeit in der letzten Zeit erinnern. Er war ausgehungert, ausgepowert, brauchte dringend neuen Treibstoff, um die Batterien wieder aufzuladen. Und hier hatte er die Möglichkeit dazu, endlich nicht mehr allein da draußen in der Pampa (sondern allein hier drinnen in der Stadt...), hier gab es Häuser und Kneipen, eine zivilisierte Gegend also. Und in einer zivilisierten Gegend, mußte es auch zivilisierte Menschen geben, das war überall so und würde hier nicht anders sein. Fünf Stufen führten zur Tür der Kneipe. Heinz stellte den Einkaufswagen neben dem Treppengeländer ab und stieg sie hoch. Neben dem Eingang war auf der rechten Seite ein Zigarettenautomat angebracht, dessen Scheiben eingeschlagen und Schächte leer waren. Er drückte eine schwere Holztür mit gelben Fenstern auf und fand sich auf einem kleinen, unbeleuchteten Flur wieder. Links waren zwei weiß lackierte Türen, die wohl zu den Toiletten führten, gegenüber befand sich eine schwarze mit einem kleinen, fast erblindeten Spiegel in Gesichtshöhe. Er öffnete sie und trat in den Schankraum. Er war leer. Kein Wirt, keine Bedienung, keine Gäste.

Heinz setzte sich an einen kleinen runden Holztisch, welcher mit einer roten Tischdecke und einer leeren Blumenvase geschmückt war, und wartete. Die Kneipe sah aus, wie jede Kneipe dieser Art aussah: Alle Tische waren mit den selben roten Tischdecken dekoriert, an den Wänden hingen auf dunkler Tapete Ölbilder, die Waldmotive zeigten. Hinter der Theke standen in Regalen blitzsaubere Gläser und viele verschiedene Flaschen. Selbst der Kleiderständer neben dem Eingang fehlte nicht. Was diese Kneipe jedoch von anderen unterschied, war die Tatsache, daß sie menschenleer war. Sollte sie etwa noch geschlossen sein? Aber warum waren denn dann die Türen auf? Wo steckte bloß der Wirt? War er vielleicht in der Küche beschäftigt? Man ließ doch keine Kneipentüren offen, wenn keiner da ist.

Ob er mal rufen sollte?

„Hee, Bedienung!“

Es blieb still. Hatte er sich im Ton vergriffen? Er versuchte es erneut: „Hallo! Ich würde gern bestellen.“

Keine Reaktion.

Nun ja, er konnte warten. Es war doch schon viel wert, zumindest einmal ausspannen zu können vom langen und anstrengenden Fußmarsch. Irgendwann würde schon mal jemand auftauchen und seine Bestellung aufnehmen. Ein großes Bier. Und was zu essen. Eine Wurstplatte? Warum nicht. Oder ein Strammer Max. Etwas in der Art würden sie schon haben. Er stellte ja keine hohen Ansprüche, wollte einfach nur mal wieder was Nahrhaftes in den Bauch bekommen.

Einige Zeit später betraten zwei Kinder den Schankraum. Es waren Jungen, so zwischen acht und neun Jahre alt. Sie gingen kichernd hinter die Theke und nahmen zwei Weingläser aus dem Regal, um sie mit Korn vollzugießen. Dann prosteten sie sich zu und tranken die Gläser auf ex leer.

Heinz war wie versteinert vor Schreck. Das konnte doch nicht wahr sein! Da gossen sich Kinder Schnapsmengen in den Kopf, die selbst einen passionierten Trinker durchgeschüttelt hätten, und verzogen nicht einmal das Gesicht. Und nicht nur das; jetzt schenkten sie sich erneut ein, wieder bis zum Rand, und tranken es runter. Sie kicherten und flüsterten sich etwas zu. Dann wurden die Gläser noch einmal gefüllt, diesmal aber nur zu zwei Dritteln.

Heinz erwartete, daß die Jungen jeden Moment tot umfallen würden. Diese Mengen an Alkohol mußte doch wie Gift auf die kindlichen Organismen wirken. „Hee, ihr da! Dürft ihr das denn überhaupt schon?“

Die Jungen tranken die Gläser mit einem Zug leer.

„Ey, ihr Burschen! Ich rede mit euch!“

Wieder wurden die Gläser gefüllt.

„Das gibt's doch wohl nicht! Wollt ihr euch denn umbringen? Soviel vertragt ihr doch gar nicht! HEY! Nicht schon wieder trinken! Ich faß es nicht.“

Die beiden flüsterten noch etwas, dann stellten sie die Flasche zurück ins Regal. Die Gläser blieben auf der Theke stehen. Die zwei Jungen durchquerten sicheren Schrittes den Raum und kümmerten sich nicht im Mindesten um das, was Heinz sagte. Kichernd und flüsternd verließen sie die Kneipe.

„Hee, ihr Dreckbacken, ihr könnt doch nicht einfach so verschwinden! Bleibt gefälligst hier! Könnt ihr nicht reden, oder seid ihr taub? Hierbleiben, ihr Wänste! Sauft einfach Korn und haut dann ab. Wie soll ich das dem Wirt erklären? Ich wollte hier noch was essen, verdammtnochmal! IHR MISTGÖREN!“

Die Kinder waren fort. Es blieb ruhig im Schankraum. Niemand schien etwas gehört zu haben, niemand kam und warf ihn raus. Er seufzte. Ob er sich auch einfach selbst bedienen sollte, so wie die Jungen? Doch wenn ausgerechnet in diesem Moment der Wirt zurückkommen und ihn hinter der Theke erwischen würde? Das gäbe Ärger, unter Garantie. Selbstbedienung sah man hier bestimmt nicht gern. Also blieb er an seinem Tisch sitzen und wartete.

Allmählich kam der Abend. Heinz stand auf und suchte einen Lichtschalter, doch als er ihn fand und drückte, blieb es dunkel. Er versuchte es erneut - wieder das selbe Ergebnis. Schließlich setzte er sich zurück an seinen Tisch. Irgendwann würde schon irgendwer kommen und das Licht anmachen. Bestimmt.

Etwa eine halbe Stunde später ging plötzlich mit einem knallenden Geräusch die Beleuchtung an, und die Kneipe füllte sich mit Männern im Alter von fünfzig bis sechzig Jahren, welche mit einem Schlag sämtliche Tische belegten. Nein, nicht ganz; zu Heinz setzte sich niemand. Es war, als hätten sie in Trauben vor der Tür gewartet. Hinter der Theke erschien ein dicker Wirt mit umgebundener weißer Schürze, der gelangweilt dreinblickend Bier zu zapfen begann. Eine sehr junge Frau ging durch die Tische und nahm mit einem Block Bestellungen auf. Heinz überlegte, was er nehmen sollte, und als die Bedienung am Nebentisch stand, hatte er sich im Kopf ein Sprüchlein zurechtgelegt: 'Erst mal ein Bier. Und die Speisekarte, bitte.' Doch die junge Frau ging an seinem Tisch vorbei zurück hinter die Theke und gab dem Wirt die Bestellungen durch. So ein Mist. Heinz sah der Frau in die Augen und hob die Hand, um sie herbeizuwinken. Doch die bemerkte ihn nicht und füllte ein rundes Tablett mit Biergläsern. Er rief: „Hallo, Bedienung! Sie haben mich vergessen“, doch man reagierte nicht. Die junge Frau kam wieder hinter der Theke hervor und begann, das Bier zu verteilen. Keiner schien ihn gehört zu haben. War das hier vielleicht eine geschlossene Gesellschaft, und man bediente ihn nicht, weil er nicht dazu gehörte? Ein Vereinsabend?

Er sah der Bedienung hinterher. Sie trug eine weiße Bluse und einen engen, sehr engen schwarzen Minirock. Die Beine steckten in schwarzen Nylons. Sie war wirklich noch sehr jung, achtzehn höchstens. Und verdammt hübsch. Wohl geformt. Langes, welliges Haar, natürlich blond. Da, jetzt beugte sie sich wieder über einen Tisch, um Gläser abzustellen; Heinz entdeckte durch die Nylons hindurch den weißen Schimmer ihres Schlüpfers. Meine Güte. Da konnte einem schon schwindelig werden. Doch dann sah er eine behaarte Hand mit dicken Schweinefingern an ihrem Schenkel hochgleiten, immer höher, immer weiter, die dicke Hand massierte eine Pobacke, die Bedienung wurde rot und beeilte sich, die Gläser abzustellen. Doch am nächsten Tisch erging es ihr nicht besser. „Zeig mir doch mal deine Äpfelchen“, sagte ein feister, schwitzender Kerl, und öffnete den obersten Knopf ihrer

Bluse. „Hm, das wär' aber was für den Mann meiner Erna!“ Die junge Frau zog sich zurück und stellte endlich auch das letzte Bierglas auf einen Tisch. Ein glatzköpfiger Greis drückte ihr sabbernd einen Kuß auf die Lippen.

Heinz war schockiert. Was sollte denn das? Man konnte doch nicht so mit dem Personal umgehen! Was für widerliche alte Kerle! So ein junges, hübsches Ding so hemmungslos zu begripschen. Er war böse. Vor allem wohl deshalb, weil ihm das Mädchen selbst ausgesprochen gut gefiel. Würde sie ihn vielleicht eher bedienen, wenn auch er sie befummelte?

Die Bedienung machte mit einem neu gefüllten Tablett die Runde und wurde erneut von den Gästen betatscht und geküßt. „Komm doch mal her, meine Hübsche. Mal sehen, ob du so süß schmeckst, wie du aussiehst.“ „Du bist in genau demselben Alter wie meine Tochter, bist genauso gebaut... Komm, gib dem Onkel einen Kuß...“ Diese Hände. Und dieser Körper! Gehörte das Mädchen vielleicht zum Service? Eine nette Aufmerksamkeit vom Wirt? Sie wehrte sich nicht, sah nur immer zu, so schnell wie möglich weiterzukommen. Und dem Wirt schien das Verhalten seiner Gäste egal zu sein. *Na, dachte Heinz, komm du mal an meinen Tisch... Diese Brüste...* Doch die junge Frau kam nicht an seinen Tisch.

Schließlich wurde es ihm zu dumm; er stand auf und ging zur Theke. „He, Wirt! Ein Bier.“

Der Mann mit der Schürze beachtete ihn nicht.

„Ich will jetzt sofort ein Bier!“ Er schlug mit der Faust in eine Bierlache auf der Theke. „Und zwar etwas dalli! Verdammte Sauerei!“

Der Wirt drehte sich um und verschwand durch eine Schwingtür in der Küche.

„EY!“ Heinz wandte sich an seinen Nebenmann: „Haben Sie sowas schon erlebt? Ich werde hier einfach nicht bedient! Ich frage mich, warum? Können Sie mir das sagen?“

Der Mann schwieg.

„Ich bin sowas nicht gewohnt. Das kann man mit einem doch nicht machen. Das beste wird wohl sein, wenn ich mich beschwere. Ich will doch nur was bestellen, das kann doch kein so außergewöhnlicher Wunsch sein, oder?“

Der Mann schloß seine Hand um das halb gefüllte Bierglas, welches vor ihm auf der Theke stand, hob das Glas hoch zum Mund, stülpte die Lippen aus und berührte damit das Glas. Der Glasrand lag auf der Unterlippe, die Hand kippte das Glas, und das Bier rann aus dem Glas in den Mund des Mannes. Dann brachte die Hand das Glas, welches nun nur noch zu einem Viertel gefüllt war, in die Vertikale, die Lippen wurden nach innen gezogen und feuchtglänzend wieder herausgeschnalzt. Die Zungenspitze erschien dazwischen und fuhr genießerisch darüber. Dann senkte sich die Hand des Mannes mit dem Bierglas in Richtung Theke und stellte es darauf ab, indem sich die Finger öffneten und es losließen. Dann drehte er sich weg und unterhielt sich mit seinem Nachbarn über ein Fußballspiel. „Eines ist ja wohl klar: Diese Flaschen werden es nie schaffen, da kannst du mir erzählen, was du willst...“

„Sowas...“ Heinz verschlug es die Sprache. Man ignorierte ihn. Der Wirt, die Bedienung, die Gäste - alle hier taten so, als wenn er gar nicht vorhanden wäre. Aber er war doch vorhanden, er stand hier in dieser Kneipe, vor dieser Theke!

Der Wirt kam zurück hinter die Theke und trocknete seine Hände an der Schürze ab, um anschließend neue Biere zu zapfen.

„Herr Wirt“, begann Heinz erneut, „wußten Sie eigentlich, daß heute Nachmittag zwei kleine Jungen eine Ihrer Kornflaschen geleert haben? Was würde da wohl das Gewerbeaufsichtsamt zu sagen?“

Keine Reaktion.

„Ihre Lizenz können Sie jedenfalls vergessen, wenn raus kommt, daß hier Kinder mit Alkohol versorgt werden. Interessiert Sie nicht, hä? Aber die Leute vom, vom... na, Sie wissen schon, wen ich meine, die wird das interessieren; die werden Ihnen ganz schön die Hölle heiß machen...“

Der Wirt wischte sich seine Hände an der Schürze ab und winkte der Bedienung, die gerade wieder betatscht wurde. „Nu laß den strammen Erich doch mal an deine Knospen, Kleine!“

Heinz sah den Wirt mit einem hilflosen Lächeln an: „Warum reden Sie nicht mit mir?“ Dann schrie er es: „WARUM ZUM TEUFEL REDET HIER KEINER MIT MIR? WAS HABT IHR GEGEN MICH?“

Die Gespräche rings um ihn herum gingen unvermindert weiter, keiner sah zu ihm hin, keiner schien ihn wahrzunehmen. Es war sinnlos. Er blieb einfach an der Theke stehen und sah sich nach der jungen Bedienung um. Wo war sie denn? Er konnte sie nirgends entdecken. Ob er wenigstens sie zum Reden gebracht hätte? Verdammt, wo steckte die Süße?

Schließlich verließ er resigniert die Kneipe.

Auf der Straße mußte er feststellen, daß schon wieder jemand seinen Einkaufswagen ausgetauscht hatte. Der hier war viel kleiner als der, den er vorhin hatte. Na, aber der andere war ja sowieso etwas groß gewesen, für ihn allein eigentlich viel zu groß. Und der hier hatte genau die richtige Größe. Sein Boden war mit Papptafeln ausgelegt, er war ebenso verrostet wie die ersten, und als er damit losging, merkte er, daß auch hier ein Rad blockierte. Man durfte halt nicht zuviel erwarten.

Da hörte Heinz ein verzweifertes Schreien. Es kam aus einem spärlich beleuchteten Hauseingang. Er sah nach und entdeckte drei feiste, lachende Männer, die gerade damit beschäftigt waren, die junge Kneipenbedienung zu vergewaltigen. Zwei hielten sie fest, und der Dritte nahm sie. Ihr Gesicht zeigte Angst, Schmerz und Ekel. Sollte er einschreiten?

Ach was! Keiner beachtete ihn hier, auch dieses Mädchen dort in seiner jetzt zugegebenermaßen recht unangenehmen Situation hatte ihn vorhin völlig ignoriert. Warum sollte er ihm also jetzt helfen? Wahrscheinlich würde ihn ja doch keiner der vier Akteure wahrnehmen. Es hatte einfach keinen Zweck.

Heinz entfernte sich vom Hauseingang. Nun war er also in der Stadt. *Nichts ist so wie es scheint?* Wie recht hatte der alte Mann doch gehabt!

## Kapitel 8

Heinz hörte noch eine ganze Weile die Schreie der Kneipenbedienung, doch er ging weiter, schob seinen rasselnden Einkaufswagen einfach weiter durch Schluchten hoher, alter Häuser. *Ich wollte bestellen, und wo warst du?* Er mußte wohl recht lange in der Kneipe gewesen sein, denn inzwischen graute bereits ein neuer Tag. Die Straße lag ruhig und menschenleer vor ihm.

Ihm fiel auf, daß die meisten Haustüren offen standen. Als wenn hier gar keiner mehr wohnen würde. Straßenzüge leerer, verfallener Häuser. Eine im wahrsten Sinne des Wortes einladende Gegend. Mietskasernen mit toten, kaputten Fenstern, vom Ruß schwarzgefärbten Fassaden, abbröckelndem Putz. Hier wohnte bestimmt schon lange keiner mehr. Er verspürte das Verlangen, eines der Häuser zu betreten. Hatte er sich im Wald nicht vorgenommen, Kloketten zu sammeln? Hatte er das nicht sowieso schon immer getan? Hier gibt es alte, antiquarische Kloketten in Hülle und Fülle, und niemanden mehr, der sie zieht. Ja, er sollte - ganz wie in alten Zeiten - eine kleine Erkundungstour unternehmen. Passieren konnte ja nichts, wer sollte ihn schon erwischen? Man nahm ihn doch allen Anschein nach sowieso nicht zur Kenntnis. Er konnte also tun und lassen, was immer er wollte. Und alte Häuser reizten ihn von jeher. Es gab so viel zu entdecken darin, Relikte vergangener Zeiten, zurückgelassene Möbel, abgenutzte Küchen, fleckige Badewannen, Toiletten, auf denen sich schon zigtausende Male Erleichterung verschafft wurde - Bücher, die beschrieben, was innerhalb von einem Jahrhundert geschah hinter diesen Mauern. Tragödien und Komödien. Wieviele Kinder wurden in diesen Wohnungen großgezogen? Und wieviel alte Leute sind hier gestorben? Welche Unmengen Schicksale erfüllten sich hier? Könnten diese alten Häuser reden, was hätten sie uns wohl zu berichten? Er spürte eine Art wohligen Kribbeln. Er war ein Eindringling, und das gefiel ihm. Er wollte sehen, wollte verstehen, was hier einmal war, was nicht mehr sein würde. Er wollte forschen.

Heinz näherte sich dem Eingang eines Hauses. Es war ein echter Abbruchkandidat. Auf dem Boden lagen Ziegel, Holzteile und Schutt. Er ging an farblosen, aufgebrochenen Briefkästen ohne Namensschildern vorbei ins Treppenhaus. Die Stufen waren aus rostigem Metall und recht schmal. Im Gegensatz zum Lichthof; man hätte glatt zwei Autos dort unten parken können, sowohl neben- als auch hintereinander. Heinz sah nach oben. Das mußten etwa acht Stockwerke sein, vielleicht auch mehr. Er stellte den Einkaufswagen bei den Briefkästen ab und ging zur Treppe. Als er die ersten Stufen betrat, lief ein unangenehmes Knirschen durch das Geländer. Das konnte hier alles jeden Moment einstürzen, keine Frage, es war ohne weiteres möglich, daß er mitsamt der Treppe in die Tiefe stürzte. Sollte er es trotzdem wagen? Diese Frage war natürlich rein rhetorisch, sicher wagte er es und ging weiter, hatte schnell den ersten Stock erreicht. Die beiden Wohnungen rechts und links besaßen keine Türen mehr. Heinz betrat die linke Wohnung. Ziegel und Schutt, wie gehabt. Keine Möbel, keine Tapeten, keine Fensterscheiben, und auf dem Örtchen weder Klokkette noch -brille. Nach einem kurzen Rundgang verließ er sie wieder. Die Wohnung auf der anderen Seite war nicht viel interessanter. Vielleicht gab es ja weiter oben mehr zu entdecken? Er sollte wohl am besten versuchen, so weit wie möglich nach

oben zu gelangen, sicher sah es dort ganz anders aus als hier. Die Stufen würden schon halten, schließlich hielten sie bereits hundert Jahre. Heinz stieg die Treppe weiter hoch. Im zweiten Stock schaute er erst gar nicht in die Wohnungen. Dieselben türlosen Türöffnungen. Dieselben heraushängenden Drähte dort, wo einmal der Klingelknopf war.

Im vierten Stock entdeckte Heinz eine Gemeinschaftstoilette mit mehreren Steh- und Sitzbecken. Vor den einzelnen Kabinen fehlten jeweils die Türen und darin die Deckel und Brillen. Das ehemals weiße Porzellan war gelb und braun verfärbt, einige Becken zerschlagen. Die Kacheln waren zu einem großen Teil von den Wänden gefallen und lagen auf dem abgelatschten Fußboden. Er trat vorsichtig ein und spähte in die Kabinen. Fehlanzeige. An den Abzugskästen hingen statt Ketten nur ausgefranzte Schnüre. Da waren andere wohl schneller gewesen als er. Heinz verließ die Toilette wieder und ging zur gegenüberliegenden Tür. Ein etwa sechs Meter langer, zwei Meter breiter Flur lag vor ihm. An der linken Seite entdeckte er mehrere Nischen, an der rechten waren in regelmäßigen Abständen zerbrochene Fenster. Das Auffallendste war allerdings, daß dieser Flur keinen Boden mehr besaß. Auf beiden Seiten fanden sich Abbruchkanten, Reste des Bodens, welche mal zwei, mal drei Handbreiten hervorstanden. Und darunter nichts als die Düsternis eines weiteren zerstörten Gangs ohne Boden. Auweia, war das tief! Heinz wurde unwillkürlich schwindelig. Doch er wollte, er mußte hinein. In den Nischen befanden sich Toiletten, und die erste davon hatte sogar noch eine richtige Kette, soweit er das von hier aus sehen konnte. Der Rest des Bodens war auf der Fensterseite breit genug, um sich darauf wagen zu können. Auf der anderen Seite war anfangs nur ein maximal drei Zentimeter schmaler Rand übrig, der erst nach zwei Metern wieder breiter wurde. Keine Chance also. Heinz nahm all seinen Mut zusammen und betrat die Bruchkante auf der rechten Seite. Wenn die nur mal hält! Er preßte seinen Rücken an die Wand und balancierte vorsichtig und langsam weiter. Jetzt nur nicht das Gleichgewicht verlieren. Die erste Toilette hatte zwar eine Kette, doch anstelle eines altertümlichen Griffs war nur ein rostiger Flaschenöffner daran befestigt. Die nächsten beiden Toiletten besaßen weder Kette noch Brille, doch die vierte hatte eine Kette, wie sie Heinz noch nicht gesehen hatte - sie glänzte golden, und ihr Griff war aus Porzellan und scheinbar mit kleinen violetten Glassteinen besetzt. Nobel. Die würde sich bei ihm zu Hause bestimmt nicht schlecht machen. Doch wie sollte er sie bekommen? Vor ihm lag ja der Flur ohne Boden, und für einen Sprung schien ihm die Nische doch etwas weit weg. Wenn das wenigstens nicht so tief runterginge! Er balancierte zurück zur Tür. Mist, auf der anderen Seite war echt nichts zu machen. Eher würde er sich den Hals brechen, als auch nur die erste der Toiletten zu erreichen. Der Rand war einfach zu schmal.

Heinz stieg noch einige Stockwerke höher. Die Wände zeigten immer größere Löcher, durch welche er einen grauen Himmel sehen konnte. Dann fehlten plötzlich einige Stufen. Er atmete tief durch, packte das rostige Geländer und sprang darüber hinweg. So gelangte er noch in den siebten Stock. Danach war nichts mehr zu machen, die Treppe hörte einfach zwischen der siebten und achten Etage auf. Ein Dach gab es nicht mehr. Er befand sich im zweitletzten Stockwerk. Es zog durch Mauerlöcher und an rostigen Stahlträgern vorbei. Heinz warf einen Blick in den Lichthof. Die Treppen wirkten wie eine Spirale, die an den Wänden hinaufläuft. Eine falsche Belastung könnte unter Umständen das ganze Gerüst in sich zusammenfallen lassen. Alles war hier morsch und verrostet, vom Zahn der Zeit zernagt. Und bei jedem Schritt schien das gesamte Treppengerüst zu zittern und zu vibrieren. Heinz wurde mulmig. Vielleicht sollte er doch besser zusehen, wieder nach unten zu kommen. Bevor hier alles zusammenkracht... Doch jetzt war erst einmal die Wohnung auf der rechten Seite dran. Sie besaß eine Tür mit abblätterndem, weißem Lack und einem von Kratzern erblindeten Spion in Kopfhöhe. Die Tür stand einen Spalt breit auf, und als Heinz eintrat, mußte er verblüfft feststellen, daß die Wohnung noch Mieter hatte. Ein altes, sehr altes Ehepaar saß zwischen Zimmerpflanzen, gerahmten Schwarzweißfotos und alten Möbeln an einem kleinen Couchtisch, die Frau strickte, der Mann rauchte eine Zigarette. Die beiden waren zusammen bestimmt schon an die einhundertsechzig Jahre alt...

„Oh, das tut mir aber leid“, entschuldigte sich Heinz, „ich dachte nicht, daß hier noch jemand wohnt. Das Haus wirkt gar nicht mehr so. Ich bin jetzt schon in einige Wohnungen reingegangen, eine hatte nicht einmal mehr einen Boden, und da dachte ich natürlich nicht im Traum daran, hier noch jemanden anzutreffen, Sie verstehen? Nicht, daß Sie jetzt denken, ich wollte hier einbrechen. Ich dachte nur, es gehört ja doch keinem mehr... nun, was soll ich groß sagen? Ich war schon immer so ein kleiner Abenteurer. Entschuldigung.“

Der alte Mann beugte sich vor und streifte die Asche seiner Zigarette in einem Aschenbecher aus Porzellan ab. Dann sagte er zu seiner Frau: „Der Ottmar ist jetzt auch abgetreten. Ich hab's vorhin erfahren. Du weißt doch noch, der Ottmar mit dem Holzbein. Der uns immer die gute Leberwurst gebracht hat. Ein halbes Jahr hat er an Maschinen gelegen. Genau wie seine Frau.“

Die alte Frau sah nicht von ihrem Strickzeug auf: „Ich denke, er ist seiner Frau gefolgt. So, wie die beiden zu Lebzeiten zusammengehangen haben...“

„Kann schon sein. Seit seine Else gegangen ist, war der nicht mehr der alte. Weißt du noch, wie Ottmar früher Witze erzählen konnte? Da blieb kein Auge trocken. Die ganze Mannschaft lag am Boden und hielt sich die Bäuche. Aber in den letzten zwei Jahren war er doch der reinste Trauerkloß. 'Else würde jetzt dies tun' und 'Else würde jetzt jenes sagen', was anderes war von ihm doch nicht mehr zu hören. Naja, vierzig Jahre sind auch eine lange Zeit.“

Wurde Heinz wieder nicht wahrgenommen? Er versuchte es erneut: „Es war wirklich nicht meine Absicht, Sie zu stören, daß ich jetzt in Ihrer Wohnung stehe, ist nichts als ein dummer Zufall. Eigentlich wollte ich das Haus längst wieder verlassen haben. Aber meine Neugierde war einfach stärker. Und nachdem ich schon die Gefahr auf mich genommen hatte, über die fehlenden Stufen zu springen, wollte ich auch nicht so ganz tatenlos wieder verschwinden...“

Der alte Mann drückte seine Zigarette im Ascher aus und faltete die Hände wie zum Gebet. „Ich weiß nicht, was ich machen würde, wenn du vor mir gehen solltest. Es ist schon so eine verdammt lange Zeit, die wir zusammenleben. Ich kann mir einen Tag ohne dich gar nicht mehr vorstellen...“

„Fritz... Du alter Charmeur! Wenn ich mal die Augen zukneife, hast du gefälligst fröhlich und fidel weiterzuleben! Renn dann ja nicht rum und nerv den Rest der Menschheit damit, wie sehr ich dir fehle! Ich verstehe ja den Ottmar, aber der Rest der Zeit, die uns noch bleibt, ist so kostbar, so kostbar und rar, daß wir sie nicht verschenken dürfen! Als wir noch jung waren, vor vielen, vielen Jahren, als wir uns gerade kennengelernt hatten, da war die Zukunft noch weit und unendlich, und heute ist sie nichts weiter als viel zu schnell vergangene Vergangenheit. Ich kann mich da nicht so gut ausdrücken, aber ich hoffe, du verstehst, was ich dir sagen will. Jede Stunde, die wir noch haben, ist zu schade, um sie in Trauer zu verbringen.“

„Du hast gut reden! Würdest du denn, wenn ich mal den Löffel reiche, genauso wie bisher weitermachen? Würdest du nie an mich denken? Mich nie vermissen? Also, ich muß dir ganz ehrlich sagen: Ich könnte das nicht.“

„An dich denken und um dich trauern, das sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Für mich würdest du einfach weiterleben, weiterexistieren. Du wärest nicht mehr da, nun gut, aber in meinen Gedanken würdest du doch genauso weiterleben wie bisher. Ich würde dich nie vergessen, niemals; dafür fällst du mir schon viel zu lange auf die Nerven.“ Die alte Frau kicherte. „Und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß es dir gefallen würde, wenn ich den Rest meiner Tage trauernd an deinem Grab verbringen würde. Was hättest du davon? Wir treffen uns ja wieder. Wenn ich als erste gehe, warte ich eben auf dich. Und wenn du vor mir ablebst, wartest du eben auf mich.“

„Und dann gehört uns die Ewigkeit?“

„Sicher.“

Heinz wurde wieder nicht wahrgenommen. Er versuchte noch einen letzten Test, indem er sich umdrehte, die Hose herunterzog und mit dem nackten Hintern wedelte. Nichts. Keine Reaktion seitens der Alten. Sie unterhielten sich einfach weiter.

„Wir haben wirklich ein langes Leben hinter uns, ein langes gemeinsames Leben, meine ich“, sagte die Frau und ließ das Strickzeug in den Schoß sinken. „Weißt du noch, als wir jung waren? Als unsere Körper noch straff und lebendig waren? Mir ist manchmal, als wäre es erst gestern gewesen. Wir waren so... so frisch, so unbekümmert. Was waren wir ein schönes Paar! Weißt du noch, unsere Hochzeit? Und die Kinder? Wir können uns nicht beklagen, wir haben alles gehabt, was man sich wünschen kann.“

Der Mann nahm eine Zeitschrift vom Tisch und schlug sie auf. „Ja, du hast recht. Wir hatten eine schöne Zeit. Richtig schlecht ging es uns eigentlich nie. Weil wir uns hatten. Ich konnte immer sicher sein, daß du mir beistehen würdest, was immer auch geschehen mag. Und du konntest sicher sein, daß auch ich alles für dich tun würde. Wir gehören einfach zusammen. Und gerade das ist es ja, was mich so ängstlich macht; wir sind schon so lange zusammen, schon so viele Jahre, ich kann mir einen Tag ohne dich doch gar nicht mehr vorstellen. Geht es dir nicht auch so?“

Die Frau nahm sich wieder ihr Strickzeug vor. „Das versteht sich doch wohl von selbst. Aber ich will nicht, daß du deine letzten Tage so verbringst wie der Ottmar. Versprich mir das, Fritz!“

„Ich verspreche dir, was du willst. Aber ob ich es halten kann, weiß ich nicht. Ich will mir das nicht länger vorstellen. Wir sind eben am Ende angekommen, und wir sollten zufrieden sein mit dem, was wir hatten. Es wäre wohl vermessen, mehr zu verlangen...“

Heinz verließ irgendwie gerührt die Wohnung. So könnte er sich seine Zukunft auch gut vorstellen. Mit einer Frau den Lebensabend zu verbringen, die schon ein Leben lang zu einem gehalten hat, zu einem gehörte. Es mußte schön sein, auch am Ende nicht allein zu sein.

Heinz stieg wieder hinab. Als er über die fehlenden Stufen sprang, gab die Treppe beim Auftreffen unter seinem Gewicht einige Zentimeter nach. Er beeilte sich, die nächsten Stufen zu überqueren.

Als er wieder im vierten Stockwerk angekommen war, fiel ihm ein, wie er die noble Klokette doch noch bekommen konnte. Er suchte ein starkes, etwa zwei Meter langes Brett, klemmte sich dieses unter den Arm und balancierte erneut auf der Fensterseite des bodenlosen Gangs entlang. Diesmal war es deutlich schwieriger als das letzte Mal. Das Gebäude schien zu schwanken, und Heinz mußte alle Kraft aufwenden, um nicht mitsamt dem Brett in die Tiefe zu stürzen. Schließlich hatte er die Nische erreicht und legte das Brett über den fehlenden Boden. Dann streckte er wie ein Seiltänzer die Arme weit von sich und ging über den Abgrund. Als er etwa in der Mitte angelangt war, lief ein Ruck durch das Haus, und Heinz verlor beinahe das Gleichgewicht. Doch schließlich erreichte er die Nische mit der Toilette und streckte seine Hand nach der Klokette aus. Aus der Nähe betrachtet sah sie gar nicht mehr so toll aus. Er riß sie vom Spülkasten ab und sah sie genauer an. Was er aus der Ferne für lila Glassteinchen gehalten hatte, entpuppte sich als aufgemalt, und das noch nicht einmal besonders gut. Die Kette war nicht golden sondern angerostet, und gut ein Viertel des Plastikgriffs war mit einer braunen Kruste überzogen. Heinz warf die Kette angeekelt in den bodenlosen Flur. Und dafür hatte er eine solche Gefahr auf sich genommen!

Er überquerte das Brett erneut und tastete sich zurück zur Tür. Das Zittern, welches jetzt unaufhörlich durch das Gemäuer lief, verhieß nichts Gutes. Schließlich stieg er die restlichen Stockwerke hinab. Ein unangenehmes Knirschen hallte durch das Treppenhaus. Hier und da lösten sich Ziegel und fielen zu Boden. Je tiefer er kam, desto sicherer fühlte er sich. Gleich war es geschafft, gleich hatte er wieder festen Boden unter den Füßen.

Da war der Einkaufswagen. Als Heinz damit das Haus verlassen wollte, stellte er fest, daß ihn schon wieder jemand ausgetauscht haben mußte; er war jetzt nicht mehr so rostig wie vorher, dafür fehlte eines der hinteren Räder. Naja, wenigstens ließ er sich noch schieben, wenn auch nicht so perfekt.

Heinz verließ das Haus. Das Zittern und Knirschen hatte aufgehört. Nun ja. Ein kleines Abenteuer hatte er immerhin gehabt, auch wenn er sich kein Andenken mitnehmen konnte.

## Kapitel 9

Heinz kam an einem gräulichen Schild vorbei, welches nach links in eine Seitenstraße zum ‘Centrum’ wies. Es war ein gewöhnliches Hinweisschild, auch wenn es in dieser toten Straße etwas deplaziert wirkte. Centrum? Warum schrieben die das denn mit einem ‘C’? War er vielleicht im Ausland? Verstand man ihn unter Umständen deshalb nicht? Aber wie zum Teufel sollte er denn ins Ausland gekommen sein? Er konnte sich an keine längere Bus- oder Bahnreise in der letzten Zeit erinnern. Und die Leute in der Kneipe hatten ihn ja auch eindeutig ignoriert, nicht nur einfach nicht verstanden. Wenn einen jemand in einer fremden Sprache anspricht, dann fragt man doch zumindest nach oder sagt ehrlicherweise: „Nix verstehen!“ Aber jemanden einfach nicht wahrzunehmen, dazu gehörte schon ein bißchen mehr. Da mußte ein System hinterstecken. Er verließ die Hauptstraße und gelangte in eine Gegend mit kleineren, vier- bis fünfgeschössigen Häusern im praktischen Würfelformat. Im Gegensatz zu vorhin gab es Grünflächen und Bäume, Menschen jedoch waren auch hier nicht zu finden.

Wo waren die nur alle? Auf beiden Seiten der Straße standen Stoßstange an Stoßstange Autos, alte wie neue. Irgendwem mußten die doch gehören, irgendwer mußte die doch hier abgestellt haben. Gut, es war noch recht früh, doch es gab doch auch Bäcker oder Hotelfachleute und ähnliches, es war doch einfach unmöglich, daß gar keiner unterwegs war. Schließlich war es doch schon hell. Ob vielleicht Sonntag ist? Allgemeines Ausschlafen? Aber selbst sonntags mußten doch Busfahrer oder Zeitungs-

boten arbeiten. Wo waren die alle? Wohnten sie woanders? Heinz konnte sich keinen Reim darauf machen. Es war unheimlich.

Die Straße endete vor einem Park mit hohen Bäumen. Er schob seinen Einkaufswagen über einen Kiesweg, was sich als nicht ganz einfach erwies. Dann gabelte sich der Weg. Wo sollte er langgehen? Links ging es gerade und eben an einem See vorbei, rechts schlängelte sich ein steiniger Trampelpfad einen Hang hinauf. Heinz wollte erst den geraden Weg gehen, doch eine innere Stimme schien ihm zu raten, er solle besser den anderen wählen. *Na, was soll's denn*, dachte er, *halt mal sehen, wo man da hinkommt*.

Es war nicht gerade einfach, mit dem Einkaufswagen den Weg hochzukommen, Heinz entschied sich, ihn scheppernd hinter sich her zu ziehen, was noch am praktikabelsten zu sein schien. Schließlich konnte er von oben auf den anderen Weg heruntersehen, er sah den See, welcher sich lang und schmutzig dahertzog, mal sich verjüngend, mal breiter werdend. Die Wasseroberfläche war gräulich, eine Schicht undefinierbaren Ursprungs lag darauf. Zum Baden wohl weniger geeignet...

Der Weg wurde mit der Zeit ebener, aber auch immer schmaler. Schließlich endete er vor einer wildwachsenden Wiese. Etwa zwanzig Meter von Heinz entfernt war ein rostiger, mit Grünspan überzogener Gitterzaun, hinter welchem sich auf einem verwilderten Gelände mehrere ein- bis zweistöckige Gebäude befanden. Sie gruppierten sich um einen von Gebüsch, Bäumen und hohen Unkrautwiesen umwachsenen Asphaltplatz, auf welchem mit weißer Farbe ein Fußballfeld aufgemalt war. Hier und da standen rostige Klettergerüste und Schaukeln. Eine Schule, wie es schien. Er fand ein kleines Tor. Hinter den Schulgebäuden waren große Häuser zu sehen, sicher lag da das Centrum. Er überlegte, ob er es wagen sollte, ein Schulgelände zu überqueren, sicher gab es dort Hausmeister, die etwas dagegen haben könnten, Hausmeister mit blauen Jacken und knurrenden Schäferhunden. Doch es schien die einzige Möglichkeit zu sein, das Centrum zu erreichen, denn links vom Zaun ging es gut zehn Meter steil bergab, und rechts schien sich das Gelände in einem Wald von Bäumen und Gebüsch zu verlieren. Es gab auch nur den einen Weg, den er gekommen war. Nun ja, was sollte groß passieren? Den Kopf würde man ihm dafür schon nicht abreißen...

Heinz griff nach dem eisernen Türgriff, drückte ihn runter. Das Tor ließ sich mit einem quietschenden Geräusch öffnen. Er schritt hindurch und kam über eine breite, aber kurze Treppe auf den etwas tiefer gelegenen Pausenhof. Die Schüler hatte wohl gerade Unterricht, denn weit und breit war keiner von ihnen zu sehen. Heinz fühlte sich in seine eigene Schulzeit zurückversetzt. Dieser Hof war wie der Hof von seiner Schule, das selbe Fußballfeld, die selben Klettergerüste und Schaukeln. Es würde ihn nicht wundern, wenn gleich einer seiner ehemaligen Pauker direkt vor ihm auf dem Hof erscheinen würde, um ihn für sein Fernbleiben vom Unterricht zur Rede zu stellen. *Was in aller Welt hast du außerhalb der Pausen hier auf dem Hof zu suchen? Ab in deine Klasse! Deinem Lehrer wird das gar nicht gefallen. Und dem Herrn Direktor erst recht nicht...* Ja, die Schulzeit. Als sie noch aktuell war, hatte er sie verflucht, wollte nichts als erwachsen werden, um sie endlich hinter sich zu bringen. Wie lieblich erschien ihm doch die Vorstellung von einem Feuer, welches die gesamte Schule vernichtete. Er würde am nächsten Morgen hinkommen, seinen alten Lederranzen auf dem Rücken, und außer schwarz verrotteten Mauerresten wäre nichts mehr übrig. Ja, er hatte die Schule gehaßt, und trotzdem wäre er heute froh, noch mal Schüler sein zu können. Es war so eine einfache, unbeschwerte Zeit, die einzige Pflicht, die man hatte, war, immer pünktlich zum Unterricht zu erscheinen. Ja, aus der Sicht eines 'Erwachsenen' von über achtzehn Jahren war die Grundschulzeit etwas ganz anderes als aus der Sicht eines Kindes. Aber wie sollte ein Kind auch wissen, was später für ein Streß folgen würde? Wie sollte es wissen, wie einfach es ist, sich die Grundbegriffe des Wissens beibringen zu lassen, wie schwer aber, damit auch etwas anzufangen? Das Erwachsensein lockt mit Autos und Geld und Selbstbestimmung. Doch wenn man das erst einmal erreicht hatte, fragte man sich schnell, ob das nun schon alles war. Plötzlich schießen die Jahre an einem vorbei, und schon ist man alt. Wie unendlich war doch ein Kinderjahr! Und wie schnell konnte es heute verfliegen! Schon wieder Weihnachten? War das nicht erst vor zwei Wochen?

Heinz überquerte den Hof und konnte es sich nicht verkneifen, durch ein Fenster in eines der Gebäude zu spähen. Da war ein leerer Klassenraum, Reihen kleiner Holztische und -stühle, das Lehrerpult, eine dunkelgrüne Wandtafel, mit den üblichen Kreideschlieren bedeckt. *Wie in meiner Grundschule*, dachte er unwillkürlich. Da war Frau Beinhauer, seine erste Lehrerin. Welch ein harter Name für eine Lehrerin! Beinhauer. Beinbrecher. Knochenhauer. Knochenbrecher. Was hatten sie als Kinder für Assoziationen, als sie das erste Mal den Namen ihrer Klassenlehrerin hörten! Dabei war die Frau gar



nicht mal so übel; gut, sie war vielleicht streng, was sie wohl auch sein mußte, um sich gegen die dreißig Rotznasen durchsetzen zu können, aber sie war nie ungerecht. Und sie wußte mit Kindern umzugehen. Hatte man eine '1' geschrieben, bekam man ein Gummibärchen. Um etwas für Kinder verständlich zu machen, brachte Frau Beinbauer auch schon mal ein kleines Kasperletheater mit und spielte etwas zum Thema vor. OK, verliebt hatte er sich nicht gerade in sie, dafür war sie schon rein altersmäßig zu sehr jenseits von Gut und Böse, doch er hatte sie geachtet, wie alle seine Mitschüler auch. Sie verstand es einfach, sich Respekt zu verschaffen, ohne sich dabei unbeliebt zu machen.

Heinz sah sich auf dem Hof seiner Grundschule. Sie mußten in Zweierreihen antreten und sich auf dem Weg in den Klassenraum an den Händen halten. Heinz mochte es, wenn er in der Reihe neben kleinen Mädchen stand, ein kleines Mädchen an die Hand nehmen mußte. Sie faszinierten ihn einfach, diese so völlig anderen Wesen. Sie wirkten für ihn wie Schmetterlinge, schön und zerbrechlich. Schon in der ersten Klasse hatte er sich unsterblich in ein Mädchen verliebt, und in den späteren Klassen folgten weitere Mädchen, die für ihn die einzige, wahre Liebe darstellten. Wie gerne hätte er nur eine von ihnen besessen! Doch er war damals einfach zu schüchtern, um an eins von den Mädchen ranzukommen. Ein kleiner Junge eben.

Heinz schaute in verschiedene Klassenräume, die jeweils leer waren. Dann entdeckte er die Aula. *In der Aula sollst du aulen.* Was hatten sie früher 'geault', den letzten Rest Schmodder hatten sie mit lautem Schnorcheln durch die Nase hochgezogen und auf den Boden gerotzt. Was konnten kleine Jungen doch ekelhaft sein! Heinz sah den Verkaufstisch des Hausmeisters, wo die gestressten Schüler in den Pausen Milchgetränke erstehen konnten, und da waren auch die typischen Getränkeautomaten, daneben die mit Namen und Zahlen zerkratzten und mit Kakao und Kaugummis verklebten Holzbänke. Ganz wie früher in seiner Schule. Nein, nicht ganz; selbst außerhalb der Pausen konnte man in seiner Schule hin und wieder mal jemandem begegnen, und leere Klassenräume waren auch eher eine Seltenheit. Vielleicht ist ja doch Sonntag? Schulfrei? Oder sind gerade Ferien? Möglich war alles.

Heinz blickte in einen Werkraum. Diese hölzernen Werkbänke mit den üblichen Schraubstöcken, den kleinen Drehstühlen. Er hatte Werken früher nicht sonderlich gemocht, doch es gab auch schlimmere Fächer für ihn. Mathe etwa. Oder Sport! Oh, was hatte er den Sportunterricht gehaßt! Von allen Fächern war das sein schlimmstes, das, was er am meisten fürchtete. Er war wohl das, was man im allgemeinen 'unsportlich' nannte. Etwas besseres als eine '4' hatte er nie geschafft, meist war er sogar noch schlechter. Seine Übungen dienten in der Regel zur Belustigung der ganzen Klasse. Da war Schwimmen schon besser, denn das konnte er recht gut, und außerdem hatte man hinterher die Möglichkeit, den Mädchen beim Umziehen zuzuschauen, wenn man sich etwas geschickt anstellte und dabei nicht erwischt wurde...

Er schob seinen Einkaufswagen zwischen zwei Gebäuden hindurch und erblickte plötzlich ein Mädchen, welches auf der Wiese saß und Blumen pflückte. Es bemerkte ihn nicht und fügte, scheinbar vor sich hinräumend, die Blumen zu einem kleinen Strauß zusammen. Das Mädchen hatte ein sonderbar entrücktes Lächeln auf den Lippen. Wie alt mochte es sein? So um die achtzehn, schätzte Heinz. Es war in ein weites, weißes Gewand gehüllt.

Da stand er nun, hinter seinem Einkaufswagen, und betrachtete ein blumenpflückendes Mädchen. Es war hübsch. Faszinierend hübsch. Graziöser Körperbau, blondes Haar, große, grüne Augen, die scheinbar alles, nur nicht ihn sahen, und ein Gesicht, wie Edvard Munch es nicht schöner hätte malen können. Sollte er es ansprechen? Das Mädchen begann, mit glockenheller Stimme vor sich hinzusingen: „Oh, Schmerz, du Alldurchdringer, dir will ich entfliehen, du Allbezwinger...“ Was für ein sonderbares Lied. Heinz beschloß, noch etwas zu warten, denn er wollte ja auch nicht unhöflich sein oder es gar erschrecken.

„Mit Flügeln, die ich mir errungen, in heißem Liebesstreben, werd' ich entschweben, zum Licht, zu dem kein Aug' gedrungen...“

Heinz war aus irgendeinem Grunde unfähig, sich zu rühren, er lauschte nur dem Gesang des Mädchens, welches jetzt eine neue Melodie anzustimmen begann: „Nun will die Sonn' so hell aufgehen, als sei kein Unglück die Nacht geschehn. Das Unglück geschah nur mir allein, die Sonne, die scheint allgemein...“ Plötzlich verstummte es und drehte den Kopf in Heinz' Richtung.

Er erschrak. Das Mädchen schien direkt in seine Augen zu sehen und ihn anzulächeln. Heinz versuchte, zurückzulächeln, aber er brachte nur eine Fratze zustande. Doch das Mädchen lächelte weiter. Es streckte den Strauß Blumen in seine Richtung, als wolle es sagen: *Hier, die habe ich nur für dich gepflückt.*

Heinz wußte nicht, was er jetzt tun sollte, seine Hände hielten sich krampfhaft am Einkaufswagen fest, als könne er ihm in seiner Entscheidung helfen. Er wollte etwas sagen, doch es fiel ihm nichts Passendes ein. Das Mädchen pflückte noch ein paar Blumen und tat sie zu dem Strauß, um diesen Heinz erneut hinzustrecken. Es waren vornehmlich gelbe Blumen.

Er fühlte sich hilflos. Da war endlich ein Mensch, der ihn wahrzunehmen schien, und er war unfähig, ihn anzusprechen. Wo kam dieses Mädchen nur her? Nahm es ihn wirklich wahr? War es eine Schülerin? Heinz krallte sich regelrecht an seinem Einkaufswagen fest, natürlich wollte er mit dem Mädchen in Kontakt treten, doch gleichzeitig fürchtete er nichts so sehr wie das. Wer nicht einmal ein gescheitertes Lächeln zustande brachte, würde sich bei solch einem hübschen Kind unter Garantie nur verplappern... *Schönes Fräulein, darf ich's wagen, Harn und Geläut ihr anzutragen...*

Plötzlich erschien eine Frau um die Dreißig, welche mit einer blauen Jacke und einer ebensolchen Hose bekleidet war. In Brusthöhe entdeckte Heinz ein Namensschild. Die Frau hatte einen massiven Körperbau und sah so aus, als könne sie einen Mann ohne Anstrengung in einen Gulli prügeln.

„Da bist du ja! Haben wir dir nicht verboten, dich von der Gruppe zu entfernen? Immer muß man hinter dir herrennen! Mädchen, Mädchen, wo soll das nur enden? Sollen wir dich vielleicht wieder einsperren? Das würde dir doch auch nicht gefallen, oder?“ Die Frau sagte dies sehr behutsam, als spreche sie mit einem Kind oder jemanden, der sie nicht versteht.

„Deine Eltern sind gegen die Lobotomie, aber wenn du so weitermachst, bleibt uns bald nichts anderes mehr übrig. Nun komm schon, wir gehen zurück zu den anderen. Laß die Blumen da liegen, du weißt doch genau, daß du keine mit in die Zelle nehmen darfst...“

Das Mädchen lächelte auf seine unheimliche Art und Weise und legte den Strauß ins Gras. Dann stand es auf und ließ sich von der blaugekleideten Frau wegführen. *Das Unglück geschah nur mir allein, die Sonne, die scheint allgemein...*

Heinz war erschrocken. Was sollte denn das? Warum wurde das hübsche Mädchen wie ein Sträfling abgeführt, und warum sprach die blaue Frau mit ihm, als könne es nicht zwei und zwei zusammenzählen? War das unter Umständen gar keine Schule? Aber was war es dann? Er ließ den Einkaufswagen stehen und ging, um die Blumen aufzuheben. Er roch daran, atmete diesen süßen Geruch ein, und ihm war, als rieche er nicht allein die Blumen, als sei da auch ein Hauch von Mädchengeruch dran, ein Hauch von ihrem Geruch. Er legte den Strauß in seinen Einkaufswagen.

Dann ging er zurück zum Hof und sah eine Gruppe junger Menschen, alle in weite weiße Gewänder gehüllt, die sich an den Händen hielten und in Zweierreihen hintereinander hergingen, ganz so, wie sie früher in Heinz' Grundschule zum Klassenraum gehen mußten. Nur daß es keine Erstkläßler, sondern Jugendliche zwischen vierzehn und achtzehn Jahren waren. Am Kopf und am Ende der Gruppe ging je ein blaugekleideter, kräftig wirkender Mann mit demselben Namensschild in Brusthöhe wie eben die Frau, welche das singende Mädchen abgeführt hatte. Die jungen Menschen hatten allesamt abwesende Gesichtsausdrücke, und langsam dämmerte es Heinz, daß das hier gar keine Schule, sondern eine Anstalt für Geistesranke war. Er ging in die Hocke, um sich hinter seinem Einkaufswagen zu verstecken. Letzten Endes würden sie ihn noch dabehalten; ein junger Mann, der einen Einkaufswagen durch die Gegend schob, war sicher ein gefundenes Fressen für die Psychiater. Dann war die Gruppe vorüber, und Heinz beeilte sich, den Hof zu verlassen.

Er ging zwischen den Gebäuden zurück zum grüspanbedeckten Tor und sah durch ein Fenster mehrere junge Menschen, die mit angestrengten Gesichtern Papierbögen falteten. Sie falteten 'Malermützen' und Schiffchen. Dann hatte er das Tor fast erreicht, als er hinter sich jemanden rufen hörte: „He, da will einer von den Kaputten abhauen!“ Hastige Schritte näherten sich.

Heinz blieb wie angewurzelt stehen und wurde von Panik übermannt. Sie hatten ihn. Nun würden sie ihn zu den anderen sperren, und er müßte für alle Zeiten hierbleiben, hier, in dieser Schulanstalt. Sein Herz pochte wie wild.

„Schön hierbleiben, Freundchen! Auch wenn du es nicht kapiere kannst: Wir wissen schon, was gut für dich ist!“

Gleich mußten sie ihn erreicht haben. Sie würden ihn packen und in ein weites weißes Gewand stecken, würden ihn mit Tranquilizern füttern, ihn einsperren, und dann durfte er wie all die anderen hier für den Rest seiner Tage Schiffchen aus Papierbögen falten. Vielleicht würde man ihn auch einer Lobotomie unterziehen, damit er nicht noch einmal auf die Idee käme, von hier abzuweichen. *Du läßt uns leider keine andere Wahl...* Er hatte das Gefühl, sich gleich naß zu machen.

„Du glaubst wohl, du könntest hier einfach rausmarschieren, oder was? Ab zu deiner Gruppe! Und keine Widerworte!“

Heinz atmete tief durch, resignierte: „Na gut, OK, ich will ja keinen Ärger machen.“ Er drehte sich um und wollte dem Wärter seine Hände entgegenstrecken, ein Zeichen, daß er sich in ihre Gewalt ergab, daß er nicht beabsichtigte, noch irgendwelche Gegenwehr zu leisten. Doch zu seiner größten Überraschung stand niemand hinter ihm. Er sah, wie ein junger Mann im weiten weißen Gewand von einem der Blaugekleideten abgeführt wurde, und ein Fels der Erleichterung fiel von seinem Herzen. Nun aber nichts wie weg!

Das grüspanbedeckte Tor war noch offen. Er schob, so leise es eben ging, seinen Einkaufswagen hindurch und machte sich geduckt von dannen. Den Weg, welchen er gekommen war, rannte er, so schnell es ohne hinzufallen ging, hinunter, und schlug, unten angekommen, den anderen ein. Wie war er bloß auf die Schnapsidee gekommen, diesen steilen Pfad hochzuklettern? Geistige Umnachtung? Hätte er vielleicht besser dort oben bei den Bekloppten bleiben sollen? Eine Liaison mit dem singenden Mädchen anfangen sollen? Ach Quatsch! Auf Handinhandmarschieren und Papierbögenfalten hatte er nun wirklich nicht die geringste Lust!

Heinz schob seinen Wagen an einem schmutzigen See vorbei. Der See war nicht wirklich schmutzig, seine Oberfläche war nur völlig bedeckt von Laub und kleinen weißen Blütenblättern, einer gräulichen Schicht, die es einem unmöglich machte, das Wasser zu sehen. Einzig die leichten Wellenbewegungen der Oberfläche ließen erkennen, daß es sich hierbei wirklich um einen See handelte. Er nahm die Blumen aus seinem Wagen und warf sie ins Wasser.

Der Einkaufswagen rasselte laut auf dem Kiesweg, und sein Rasseln und Heinz' Schritte waren die einzigen Geräusche hier. Die Sonne stand inzwischen hoch am Himmel, doch wie gehabt war keine Menschenseele zu sehen. *Dummkopf! Wie soll man eine Seele auch sehen können?* Heinz ging achtlos an Parkbänken und Blumenbeeten vorbei, und schließlich hatte er den Ausgang des Parks erreicht. Er stand vor einer breiten Straße, über welche eine Fußgängerampel führte. Gegenüber waren Häuser zu sehen, große Häuser, moderne Häuser, kein Vergleich zu den Baracken auf der anderen Seite des Parks. Heinz drückte den Knopf an der Ampel, und obwohl weit und breit kein Auto zu sehen war, wartete er, bis es für ihn grün wurde.

## Kapitel 10

Seitdem Heinz die Ampelanlage überquert hatte, war ihm, als höre er aus einiger Entfernung fröhliche Musik. Er folgte einem gewundenen Weg, welcher über eine Grünfläche hinweg und zwischen zwei hohen Häusern mit blau glänzenden Fenstern hindurch auf einen großen Platz führte.

Der Platz war mit an Laternen und Bäumen befestigten Ballons und Girlanden geschmückt, und Heinz entdeckte Losbuden, Bratwurst- und Fischbrötchenstände. Ein Fest war im Gange, Menschen aller Altersklassen standen in Trauben zusammen, unterhielten sich lachend, Kinder rannten schreiend umher, und Heinz hatte Schwierigkeiten, mit seinem Einkaufswagen durch dieses Getümmel hindurch zu kommen. Einmal fuhr er einer Frau ins füllige Gesäß, und erschrocken stammelte er sogleich: „Oh, Tschuldigung, war keine Absicht!“ Doch die Frau drehte sich nicht um, unterhielt sich, als wäre nichts geschehen, weiter mit einer jungen Mutter, die einen Säugling auf dem Arm hielt und unablässig lächelte. Ach so, man nahm ihn ja nicht wahr! Fast hätte er es vergessen, denn um ihn herum herrschte solch eine ausgelassene, fröhliche Stimmung, daß auch er sich plötzlich schon fast wieder wohl fühlte und sein Erlebnis in der Schulanstalt verdrängt hatte. Als Probe, ob da nicht doch was zu machen ist, rammte er den Wagen ein zweites Mal in das weiche Gesäß der Frau, aber die schien wirklich nichts zu merken. Spätestens jetzt hätte sie sich doch mal umdrehen und beschweren müssen. Heinz ging weiter durch Menschen, die ihn nicht bemerkten, und kam sich langsam aber sicher wie ein Gespenst vor. Er könnte wohl splitterfasernackt hier durchmarschieren, an seinem Ding spielen und sämtliche Frauen begripschen, und nichts würde passieren. Er könnte seinen geheimsten Wünschen nachgehen und alles berühren, wonach ihm der Sinn stand, was er schon immer berühren wollte, und niemand würde ihn hindern, niemand würde die Polizei rufen. Doch da er noch einen Funken Anstand besaß, ließ er das lieber bleiben. Nur einmal, als er einer besonders reizvollen jungen Dame gewahr wurde, langte er ihr spaßeshalber an die wohlgeformte Brust und drückte sie ein wenig. Nichts. Absolut keine Reaktion. War er denn wirklich ein Gespenst? Er kniff sich in den Unterarm, so

fest er konnte, und schrie laut: „Aua, Scheiße nochmal!“ Dann verspürte er Harndrang, und als Heinz einen glatzköpfigen dicken Mann sah, der gerade mit hochrotem Kopf zwei kleine Jungen scheltete und ihn an einen ungeliebten Lehrer erinnerte, gesellte er sich dazu und pinkelte ihm ans Bein. Er sah, wie sich die naß werdende Hose dunkel verfärbte und am Bein anklebte, doch wieder erfolgte kein Echo. Die Jungen trotteten wie begossene Pudel davon, und der tatsächlich Begossene schob sich eine Bratwurst zur Hälfte in den Mund und biß ab. Dann begann er rhythmisch zu kauen, wobei ihm ein mit Speichel vermischter Klecks Senf aus dem Mundwinkel zum Kinn herunterlief. Heinz sagte: „Altes Ferkel!“, schloß seinen Reißverschluß und ging weiter.

Er kam an einer Gruppe Jugendlicher vorbei, Jungen, schlacksig, dürr und eckig, die stolz ihren ersten Bartflaum trugen und sich gerade über das andere Geschlecht unterhielten:

„Mit der Petra kann doch jeder, der gibste mal ‘n Eis aus und lädst sie ins Kino ein, und anschließend zeigt sie dir ihre Möpfe und läßt dich ran! Echt, kannst mir glauben, ich hab’s doch selber schon erlebt; wer bei dieser Schlampe nicht landet, ist entweder verklemmt oder schwul!“

„Das glaub ich nicht! Die macht’s doch nicht mit jedem!“

„Wenn ich’s euch doch sage! Was meint ihr, wie die loslegt! Da kriegst du einen Dicken und schießt zehnmal ab, ehe die Ruhe gibt!“

Heinz sah sich die Bubis an und sagte lachend: „Davon träumst du aber bloß! Die Petra ist wahrscheinlich deine rechte Hand, und ihre Möpfe hast du Pickelfresse wohl nur im Playboy bewundert! Blöder Wichser!“ Diese Art von Imponiergehabe kannte er nur zu gut; schließlich war auch er mal in diesem Alter gewesen. Und das arme Mädchen, diese Petra, konnte ihm nur leid tun; ihr Ruf an der Schule war wohl vorerst hinüber.

An einem Bratwurststand rotzte er auf das heiße Blech und sah zu, wie der grüne Schmodder verzischte. Es störte niemanden. Er zog noch eine Ladung durch und ließ sie diesmal auf eine gut gebräunte Wurst fallen; fast sah es aus wie etwas zu schleimig geratener Senf. „Damit deine Würste auch die richtige Würze bekommen“, sagte er und ging weiter.

Dann entdeckte er in der Mitte des Platzes einen quadratischen, mit gelben Kacheln verkleideten Brunnen. Er schob seinen Einkaufswagen hin, kippte ihn auf das fehlende Rad, um ihn am Wegrollen zu hindern, und setzte sich auf den Rand. Hin und wieder zog er Grimassen, zeigte den Leuten den Finger oder pöbelte sie mit den unflätigsten Beschimpfungen an, die ihm einfielen, doch schließlich ließ er auch das bleiben.

Es machte einfach keinen Spaß. Er hatte sämtliche Freiheiten, doch sie bedeuteten ihm nichts. Was hatte er davon, tun und lassen zu können, was er wollte, wenn ihn niemand beachtete, niemand mit ihm lachte, ihn niemand dafür bewunderte? Heinz betrachtete das rege Leben um sich herum und fühlte sich deprimiert, weil er nicht daran teilnehmen konnte.

Das schöne, irre Mädchen aus der Schulanstalt fiel ihm wieder ein. Hatte es ihn gesehen oder nicht? Und wenn, warum konnte es ihn wahrnehmen und die anderen nicht? Was war nur los? Was war mit dieser Stadt, diesen Menschen hier los? Es verwirrte ihn. Heinz war, als befände er sich als Hauptdarsteller in einem widerlichen Alptraum, einen Traum, der kein Ende finden wollte, einem Traum, in dem man keine Chance hatte, durch ein kräftiges Wollen den Alp zu beenden. Er dachte an eine Traumreihe, die er als Vierzehnjähriger hatte: in dieser Zeit wußte er genau, wann er träumte, und er nutzte dieses Wissen in jeder Hinsicht aus. Ihm war bewußt, daß das, was er gerade erlebte, nicht die Wirklichkeit war, und daß er deshalb tun konnte, was er wollte - unliebsame Menschen umbringen, Mädchen vernaschen, wegfliegen - alles war möglich. Und wenn der Traum anfang, ihn zu ängstigen, schloß er einfach die Augen und sagte wieder und wieder: „Ich will aufwachen, ich will aufwachen!“ Und das geschah dann auch.

Überall diese fröhlichen Menschen. Könnte er nur mit einem von ihnen in Kontakt treten! Vor kurzem ging das doch noch. Er erinnerte sich an den nächtlichen Autofahrer, an den alten Mann. Und an Karl. Die hatten ihn wahrgenommen, die hatten mit ihm geredet, für sie war er kein Gespenst gewesen. Doch warum war das jetzt anders? Es war absurd, ergab keinen Sinn.

Eine junge Frau mit Engels Gesicht und kurzen braunen Haaren ging in etwa fünf Metern Entfernung langsam am Brunnen vorbei. Er überlegte gerade, ob er in seiner Verzweiflung über sie herfallen und sie vergewaltigen sollte, denn das war mit Abstand der reizvollste Mensch, den er seit langem gesehen hatte, genau sein Typ, eine echte Traumfrau, als das hübsche Kind unvermittelt stehenblieb, ihn ansah, lächelte und etwas sagte. Heinz konnte nicht verstehen, was die Frau sagte, der Lärm um ihn herum war einfach zu groß, aber sie blickte ihm dabei so eindeutig in die Augen, daß sie nur ihn meinen

konnte. Jeder Irrtum war ausgeschlossen. Er wollte aufstehen, wollte zu ihr hingehen und fragen, doch schon war sie wieder verschwunden, in der Masse untergetaucht. Das konnte es doch nicht geben! Eben gerade wurde er noch von aller Welt ignoriert, hatte einer Frau die Brust gedrückt und einem alten Knacker ans Bein gepinkelt, war nun drauf und dran, einen echten Generalfrust aufzubauen, und da erscheint mirnichts-dirnichts ein Traumweib und spricht ihn an! War alles nur Einbildung? Geschah es nur in seiner Phantasie? Er stand auf, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte in alle Richtungen. Nein, sein Engel war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich hatte er ihn sich vor lauter Einsamkeit nur so sehr gewünscht, daß er kurzzeitig wirklich erschien. Heinz setzte sich wieder auf den Rand des Brunnens und sagte: „Verdammte Scheiße!“

Es war aber auch zu deprimierend. Meine Güte, eine Überfrau wie die eben würde ihn wirklich rausziehen können aus seinem Sumpf! Wenn sie ihn anspräche, wenn sie auch nur das geringste Interesse an ihm zeigen würden - alles wäre anders! Es wäre zum einen der Beweis, daß er kein Gespenst ist, und zum anderen wäre es so phantastisch, so einzigartig, wenn eine Frau, die ihm auf Anhieb so gut gefiel, ein wie auch immer geartetes Interesse an ihm zeigte. Das hatte es noch nie gegeben. War sie die Frau, auf die er sein Leben lang gewartet hat? Na, jedenfalls war sie einzigartig, und sie interessierte ihn! Und wie!

Heinz ließ die Schultern sinken und starrte Löcher in die Luft.

Ein breitschultriger Mann stellte sich direkt vor ihn und störte seine Sicht. Muffelig brummte er: „Verschwinde, Arschloch!“ Der Mann drehte sich natürlich nicht um, trat jedoch zur Seite. Was war das? Hatte er ihn etwa gehört? Hinter dem Mann erschien ein wohlgeformter Hintern, der in einer engen Bluejeans verpackt war. *Donnerlüttchen*, dachte Heinz und war nahe dran, die Hand danach auszustrecken. Dann blickte er höher und sah einen braunen Haarschopf. War das etwa...?

SIE war es tatsächlich, sie war es; seine Traumfrau. Sie drehte sich um und schenkte ihm ein herzerwärmendes Lächeln. Dann sprach sie, und auch ihre Stimme war traumhaft: „Beharrlichkeit ist der Anfang vom Ende.“

Heinz mußte geguckt haben, als wär ihm gerade ein Erzengel erschienen, um ihm zu verkünden, daß er den Sohn Gottes unter seinem Herzen trägt, sein Kinn klappte runter, er war verwirrt und erregt zugleich: SIE hatte ihn angesprochen, ja, es gab keinen Zweifel mehr, SIE hatte ihn gemeint, ihn und niemand anderen!

„So oder so ähnlich reden sie doch, nicht wahr?“

Nun wollte er ganz sicher gehen: „Sprichst du mit MIR?“

„Freilich. Mit wem denn sonst? Beharrlichkeit sei das Ende vom Anfang, damit wollen sie dich ködern. Ködern, um zu verwirren.“

„Äh... Ich weiß nicht, ich verstehe dich nicht so recht.“

Die Schöne lachte ein unglaublich süßes Lachen: „Und ich hoffe, das bleibt auch so. Wirklich, das hoffe ich sehr!“

„Geht es nicht auch etwas... etwas einfacher? Versteh mich nicht falsch, das soll beileibe keine Kritik sein, aber ich hätte es doch gerne etwas einfacher.“

„Sicher. Bei mir geht das schon. Und bei dir noch.“

Die Frau setzte sich neben Heinz auf den Brunnenrand. Sein Herz pochte wie wild. War das ein Traum? Würde er gleich aufwachen und sich nichts so sehr wünschen, wie wieder einzuschlafen, um weiter träumen zu können, weiter in IHRER Nähe zu sein?

Er stotterte: „Äh, sag mal; wer bist du, wie heißt du denn?“

„Mein Name ist nicht besonders schön; ich heiße Marian. Wie die Freundin von Robin Hood. Ein blöder Name, wie ich finde. Aber meine Eltern hatten schon immer eine Vorliebe für extravagante Namen. Weißt du, wie sie meine kleine Schwester nannten? Eleonora. Wie die Braut aus Poe's Geschichten.“

„Wieso soll Marian denn blöd sein? Etwas außergewöhnlich vielleicht, OK, aber eine außergewöhnliche Frau sollte auch einen außergewöhnlichen Namen haben, das war schon immer meine Meinung. Marian ist doch schön. Paßt auf jeden Fall besser zu dir als... na, sagen wir mal Ursula, Wibke oder so was! Find ich jedenfalls.“

„Danke fürs Kompliment. Und? Wie heißt du?“

„Albert...“

„Das glaubst du doch wohl selber nicht! Und mich kannst du damit auch nicht verarschen! Du bist Heinz. Wir kennen uns.“

„Wir kennen uns? Aber... äh, woher denn?“

Wieder lachte sie ihr süßes Lachen und strich ihm mit ihrer Hand einem sommerlichen Windhauch gleich über die Schulter. „Als wenn du das nicht wüßtest! Liebenswert bis zum Umfallen!“

„Aber ich weiß es wirklich nicht! Sind wir uns denn schon mal begegnet? Ich kann mich nicht erinnern.“

„Das ist aber traurig.“ Sie zog eine Schnute, grinste aber gleich wieder. „Natürlich kennen wir uns! Denk doch mal nach!“

Heinz dachte nach, doch es wollte ihm nicht in den Sinn kommen. Es war durchaus möglich, daß er sie wirklich kannte, hatte er doch gleich ein so starkes Vertrauen ihr gegenüber verspürt, wie er es nur bei Menschen kannte, die schon lange seine Freunde waren; er hatte das Gefühl, ihr alles erzählen zu können. Aber der Gedankenblitz wollte und wollte nicht einschlagen.

„Aber sag mal, Heinz; du wirkst so deprimiert. So kenne ich dich ja gar nicht. Was für ein Kakerlak ist dir denn über die Milz getapert? Hat dich deine Freundin verlassen, oder was ist los?“

„Meine Freundin? Welche Freundin denn?“

„Na, du warst doch noch nie ein Kostverächter.“

„Im Moment wohl schon. Ich bin so solo wie nur was.“

„Und?“

„Was und?“

„Ja, was dich so deprimiert? Du wirkst nicht gerade wie das blühende Leben. Sitzt hier rum, läßt die Schultern hängen, pflaumst die Leute an, als wenn sie dir was getan hätten. Was ist los?“

„Wenn ich dir das erzähle, wirst du mich für total verrückt halten. Ich bin mir da ja selber nicht mehr sicher...“

„Raus damit!“

„Ja, wo soll ich anfangen? Ich habe in den letzten Tagen... ach, was sage ich Tage? In den letzten Wochen habe ich so sonderbare Dinge erlebt, so merkwürdige, angstmachende Dinge, daß ich schon nicht mehr weiß, woran ich glauben soll. Was würdest du sagen, wenn ich dir jetzt weismachen wollte, ich hätte vor einer halben Stunde einem alten Knacker, der mir unsympathisch erschien, ans Bein gepinkelt, und der Alte hätte sich überhaupt nicht gerührt? Steht nur da, schimpft mit zwei Jungen wegen irgendwas und läßt sich einfach ans Bein pinkeln! Käm' dir das nicht auch etwas merkwürdig vor?“

Marian lachte laut. „Hast du das echt gemacht? Oh, das hätte ich zu gerne gesehen! Ich glaub, ich hätte mir in die Hosen gemacht vor Lachen!“

„Was? Findest du das denn normal? Vor allem, daß der Alte überhaupt nicht reagiert? Wenn dir einer ans Bein schiffen würde, und wenn's auch nur ein Hund wäre, da hättest du doch wohl was gegen? Oder würde dich das völlig kalt lassen?“

„Naja, gut, ein bißchen merkwürdig finde ich das ja auch. Merkwürdig. Aber nicht unerklärbar. Du machst dir nur viel zu viel Gedanken wegen solcher Lappalien. Aber darin warst du ja schon immer Spitze.“

„Lappalien? Wenn man sich unter Hunderten von Menschen wie ein Gespenst bewegen kann, tun und lassen kann, was immer einem in den Sinn kommt, keiner einen wahrnimmt, das nennst du eine Lappalie?“

„Sieh das doch nicht so eng! Du hättest das ausnutzen sollen, solange du es konntest! Aber Klein-Heinz frustet ja lieber rum. Echt typisch!“

„Na, hör mal! Du scheinst das ja als völlig normal anzusehen. Aber kannst du mir mal erklären, warum man mich nicht wahrnimmt?“

„Schau doch mal dort drüben“, sagte Marian und wies mit dem Finger auf eine Frau und ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen. Das Kind meckerte und quengelte und zerrte an der Hand der Mutter, bis diese sich schließlich herabbeugte, dem dicklichen Kind sein Kleidchen über den Kopf zog, es hochhob, in den Kniekehlen packte, rücklings an ihre Brust preßte, die kleinen dicken Beinchen spreizte und sich zu drehen anfang. Das Mädchen begann zu pinkeln, der gelbe Strahl schoß zwischen seinen Beinen weit heraus und zeichnete einen dunklen Kreis auf den Boden. Wie ein automatisch sich drehender Rasensprengler. Niemanden der Umstehenden schien dieses Verhalten zu interessieren.

Marian stupste Heinz vor die Brust: „Ist das vielleicht nicht merkwürdig?“

„Schon. Ich verstehe nicht so ganz, warum die Frau sich dabei wie ein Karussell dreht. Aber jeder hat halt so seine Angewohnheiten. Ich weiß nur nicht, was das mit mir zu tun hat.“

„So direkt natürlich nichts, es sei denn, auch du drehst dich beim Pinkeln gerne um die eigene Achse.“ Sie lachte wieder. „Lustige Vorstellung, oder etwa nicht? Nun lach doch mal! Dem Typ kann man’s aber auch gar nicht recht machen!“

Heinz mußte bei der Vorstellung, auf einem belebten Platz zu stehen und zu pissen, während er sich um die eigene Achse drehte, tatsächlich lachen. Das war aber auch zu albern!

„Na also! Es geht doch! Die Sache ist die: Heinz wird nicht wahrgenommen, weil man ihn prüfen will. Er gehört nicht dazu, aber man will sehen, ob er vielleicht doch dazugehören sollte. Deshalb wird Heinz nicht wahrgenommen. Noch nicht.“

„Aber... was muß ich denn machen, um dazu zu gehören? Drehend pinkeln?“

„Blödsinn! Nein, du mußt gar nichts machen. Wahrnehmen wird man dich sehr bald; man muß dich wahrnehmen, damit man sich um dich kümmern kann. Aber damit gehörst du noch nicht zu ihnen. Dazu gehört schon etwas mehr. Du kannst stehenbleiben. Noch hast du die Chance. Du kannst aber auch weitergehen. Geh einfach weiter, bleib’ nicht stehen, ruh dich nicht aus, und du wirst es schneller schaffen, als es dir lieb ist!“ Plötzlich wirkte sie sehr ernst. „Viel schneller...“

„Aber... was ist dann mit dir?“

„Nichts mehr.“

„Nichts mehr?“

„So ist es. Du wirst schon sehen.“

Ihr Gespräch wurde durch ein rasselndes Scheppern unterbrochen, welches Heinz nur zu gut kannte: der Einkaufswagen. Jemand hatte ihn angestoßen, und nun sah Heinz, wie er auf seine drei Räder zurückkippte und fortrollte. „Verdammter Mist“, fluchte er, sprang auf und hetzte ihm hinterher.

„Heinz...“, hörte er Marian noch rufen, doch er erwiderte: „Moment, ich muß nur schnell diesen dämlichen Wagen zurückholen!“ und rannte weiter. Es war wie verhext; der Wagen rollte und rollte, ohne an ein Hindernis zu stoßen, doch ihn selber hielten die herumstehenden Leute immer wieder auf. Schließlich hatte er den Wagen aus den Augen verloren und suchte ihn in der Richtung, wo er seiner Meinung nach hingerollt sein mußte. Als er ihn schließlich fand, lag er auf der Seite. Na, dem Himmel sei Dank; wäre er nicht umgekippt, hätte er ihn vielleicht erst in der nächsten Stadt wiedergefunden! Heinz stellte ihn auf seine Räder und schob ihn zurück zum Brunnen.

Dort angekommen mußte er mit Schrecken erkennen, daß Marian, *seine* Marian, verschwunden war. Oh nein! Das durfte es nicht geben! Wo war sie denn nur hin? Und was sollte er jetzt tun? Sie suchen? Oder besser hier auf sie warten? Er entschied sich für das Suchen und stellte den Einkaufswagen beim Brunnen ab; einerseits war dieser schließlich schuld an der Miesere, und andererseits täte er ihn ohnehin nur behindern. Außerdem würde Marian, käme sie in seiner Abwesenheit zurück, sicher beim Wagen auf ihn warten. Hoffentlich!

Heinz ging kreuz und quer über den Platz, doch Marian war nicht zu finden. Hin und wieder war er drauf und dran, die Leute zu fragen, ob sie wüßten, wo er sie finden könnte, doch das hätte wahrscheinlich eh keinen Sinn gehabt. So selten, wie ein Name wie ‘Marian’ auch war, die Wahrscheinlichkeit, daß sie einer dieser vielen, vielen Menschen hier kannte, war wohl eher gering. Dann stand er vor einer Grünfläche. Naturgras. Man ließ es wachsen, zupfte auch kein Unkraut, damit auch in der steten Regelmäßigkeit der Stadt wenigstens hin und wieder mal etwas an das Chaos der Natur erinnerte. Er sah Leute, die barfuß durch das Gras liefen und dabei waren, einen kleinen Bach zu stauen. Eine Frau um die Vierzig sagte: „So gibt das aber nichts, das ganze Wasser läuft ja nur aus!“ Eine andere erwiderte: „Da muß noch viel mehr Wasser her, eh das was wird!“ Sie liefen durch das Gras, und Heinz bemerkte, daß das Wasser aus dem Bach die ganze Grünfläche überflutete; alles war naß. Ein schwitzender Mann um die Fünfzig kam lachend mit hochgekrempelten Hosenbeinen aus einem Gebüsch und hatte einige Äste unter dem Arm. Heinz überlegte, wie er, ohne sich die Schuhe naß zu machen, über das Gras gehen konnte, ließ es dann aber bleiben, da er Marian doch eher auf dem Platz vermutete. Sicher war sie auch nicht gerade wild darauf, mit nassen Schuhen durch die Gegend zu laufen. Und sich jetzt die Schuhe auszuziehen, um das nasse Gras zu überqueren, erschien ihm doch etwas albern.

Ein großes, ehrwürdig wirkendes Haus am Rand des Platzes hatte die Türen geöffnet, Heinz sah im Inneren viele Leute und beschloß, dort mal nachzusehen. Es war schwer, durch die Menschen hindurch zu kommen, die Gänge waren überfüllt von ihnen, doch die schöne Marian war nirgends zu entdecken. Irgendwie wußte Heinz, daß das hier das Rathaus war, das Haus, wo man sich einen Rat

holen konnte, wenn man nicht mehr weiter wußte. Eine Gruppe von etwa fünf jungen Leuten sprach ihn an:

(Ein junger Mann, der auf einer Fensterbank saß und seinen Arm um ein ca. sechzehnjähriges Mädchen legte) „Ey, kann's sein, daß du wen suchst?“

„Ja, das stimmt“, erwiderte Heinz, und es kam ihm inzwischen gar nicht mehr merkwürdig vor, hier tatsächlich angesprochen zu werden. „Ich suche eine Frau, recht jung, braune kurze Haare, hört auf den Namen Marian.“

(Ein anderer junger Mann, dessen linkes Ohr von mindestens fünf Ohrringen geziert wurde) „Marian? Hm. Nee, nie gehört. Woher kennst du die denn?“

„Ist halt 'ne Bekannte von mir. Gute Freundin. Ich hab gehofft, ihr kennt sie vielleicht.“

(Ein junges Mädchen, daß schon ein paar Bier zuviel getrunken haben mußte) „Ey Mann, nee ey! Wir können hier ja auch nicht jeden kennen, oder wie? Is wohl deine Herzallerliebste?“

„Wie man's nimmt. Ich würde sie nur gerne wiederfinden, sonst bekäme ich nämlich einige Probleme.“

(Der Junge mit den Ohrringen) „So geht es uns doch allen. Aber mach dir mal keine Sorgen; wenn du sie finden willst, wirst du es auch schaffen! Hüpfende Herzen kann nichts aufhalten.“

„Na, OK“, sagte Heinz, „ich will dann mal weitersuchen. Ihr scheint sie ja doch nicht zu kennen. Viel Spaß noch.“ Er wandte sich zum Gehen.

(Die junge Frau, über deren Schulter der erste seinen Arm gelegt hatte) „Du wirst sie finden, wenn du Cthutulu vertraust. Glaub mir, echt ey! Ruf nur: 'Ia! Ia! Cthutulu zi kur! Ia!', und die Sache läuft; der alte Alhazred hat mir schon oft geholfen.“

„Na, wenn du meinst“, erwiderte er und sah zu, Land zu gewinnen. Diese Magiefreaks hatten ihn schon immer genervt.

„Hee, Alter! Das war aber noch nicht der ganze Spruch!“

„Von mir aus“, flüsterte Heinz, drehte sich aber nicht um und ging einfach weiter.

„Paß auf, daß du nicht nur die Ratten beschwörst, Alter!“

Draußen sah er ein Orchester, welches auf einer sehr steilen Wand saß, und gegenüber befanden sich die Zuschauerplätze auf einer ebensolchen Wand. Es wirkte wie die Stuhlreihen eines Hörsaals, jedoch war alles für einen normalen Hörsaal viel zu steil. Die obersten Plätze mußte sich gut fünfzehn Meter über dem Erdboden befinden. Man begann, auf ein Zeichen des Dirigenten hin, Samuel Barbers 'Adagio für Streicher' zu spielen. Daß denen da oben nicht schwindelig wurde! Heinz begab sich unter die Zuschauer und suchte dort nach Marian. Sie war nirgends zu sehen. Schließlich sprach er einen etwa sechzigjährigen Mann an, welcher seinen Kopf auf die Schulter einer ebenso alten Frau gelegt hatte und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen der Musik lauschte.

„Entschuldigen Sie, haben Sie zufällig ein etwa einsfüfundsechzig großes, braunhaariges Mädchen gesehen, das Marian heißt?“

Der Mann hob den Kopf und gab Heinz ein Zeichen, daß er still sein sollte, was aber nichts nutzte.

„Überlegen Sie doch mal! Ein wirklich hübsches Mädchen, gute Figur, Sie verstehen schon, knackiger Hintern und so, kurze braune Haare. Also, nicht richtig kurz, ich weiß nicht, wie man diese Frisur nennt; zu dumm, wenn man mal etwas lernen könnte, was man später einmal braucht, hört man meist nicht hin. Ich glaube aber, man nennt so etwas Stufenschnitt. Also, nicht richtig kurz, eher so bis auf die Schultern, aber nicht vom Scheitel in einer Länge, sondern eben - ja, eben stufig. Ist sie nicht vielleicht doch hier vorbeigekommen? Bitte, es ist wirklich wichtig!“

Das Orchester verstummte, und der Dirigent warf einen genervten Blick zu Heinz hinauf, klopfte energisch mit seinem Taktstock aufs Notenpult und stemmte seine Hände in die Hüften. Dieser stammelte verlegen: „Oh, sorry“, und verließ die Reihen der Zuschauer. Jeder schien ihn anzustarren, und irgendwer sagte: „Das ist doch wohl eine Ungeheuerlichkeit!“

Als er beim Brunnen eintraf, mußte er feststellen, daß schon wieder jemand die Gelegenheit genutzt und seinen Einkaufswagen getauscht hatte; diesmal fand er einen Kindereinkaufswagen vor, der mit einer langen Stange, ähnlich der Stromstangen beim Autoscooter, versehen war. Er war winzig, und Heinz fluchte: „Ihr gottverdammten Drecksäcke!“, nahm den Wagen bei der Stange und fuhr damit los. Nichts konnte man für ein paar Minuten unbeaufsichtigt lassen, seine Traumfrau war verschwunden, als er nicht aufgepaßt hatte, und seinen Wagen hatten sie geklaut und ihm dafür diese Miniatur dagelassen! *Aber nicht mit mir*, dachte er. Der nächste schöne Einkaufswagen, den er entdecken würde, gehörte ihm! Die sollen sehen, was sie davon haben!



Heinz fuhr sich durch die Haare und stellte erschrocken fest, daß sie total fettig waren und in alle Richtungen abstanden. Oh je, er mußte ja fürchterlich ausschauen! Was mochte Marian nur von ihm gedacht haben? Vielleicht war sie ja auch verschwunden, weil sie ihn einfach zu schmutzig fand? Wundern würde es ihn nicht.

Du meine Güte; nach einem Blick auf seine Kleidung mußte er erkennen, daß sie absolut schmutzig war, über und über von Staub und diversen Flecken übersät. Er hob einen Arm und roch an seiner Achselhöhle. Na, gute Nacht. Das würde ja jeden umhauen! Für den Geruch brauchte er schon fast einen Waffenschein! Es half nichts; Heinz mußte so schnell wie möglich irgendwo unterkommen, um sich mal wieder richtig von Kopf bis Fuß reinigen zu können. Doch wo sollte das sein? Ein Hotel! Ja, warum nicht? Eine ordentliche Portion Schlaf konnte er schließlich auch mal wieder vertragen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal in einem Bett gelegen hatte. Einem Bett mit sauberen Laken und kuscheligen Kopfkissen, in die man sinken und alles vergessen konnte? Ja, ein kleines Hotel, nichts Tolles, aber eines mit Betten und einer Dusche oder gar einer Badewanne, das wäre jetzt genau das Richtige! Warum war er bloß nicht auf diese Idee gekommen, bevor er Marian begegnet ist? Aber was solls, Jammern half nun auch nichts, er sollte am besten einfach losgehen und nach einem mehr oder minder günstigen Hotel suchen. Bevor er noch in seinem eigenen Dreck erstickte...

## Kapitel 11

Die Gegend hier sah gar nicht mal schlecht aus. Die Häuser waren bei weitem nicht so heruntergekommen wie zu Anfang, und es gab viel Grün ringsherum. Heinz schob seinen Miniatureinkaufswagen durch die Straßen und hoffte, nicht allzu vielen Leuten zu begegnen, denn in seinem Aufzug war er sicherlich kein schöner Anblick. Er schämte sich.

Weshalb hatte Marian einen Schmutdeltyp wie ihn überhaupt angesprochen? Oder war es ihr gar nicht aufgefallen? Schwer zu glauben. Er hätte sie auf keinen Fall allein lassen dürfen. Als er weg war, hat sie sicherlich angefangen zu überlegen und kam zu dem Schluß, daß sie mit solch einem Schmutzfink doch lieber nichts zu tun haben wollte. So muß es gewesen sein. Sonst hätte sie doch sicher auf ihn gewartet, denn so furchtbar lange war er doch gar nicht weg. Drei, vier Minuten höchstens. Vielleicht hatte sie auch jemand darauf angesprochen, was sie denn mit solch einem wandelnden Mülleimer wolle. Wäre möglich. Ja, möglich war vieles, doch sicher wußte Heinz nichts.

Die Sonne war untergegangen, und er begann zu frieren. Wo hatte er nur seine Jacke gelassen? Er war sich sicher, im Casino noch eine gehabt zu haben.

Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt, und die Straße schillerte in allen Regenbogenfarben. Mit einem tausendfachen Summen sprangen die Straßenlaternen an, um die Gegend in ein trübes Kunstlicht zu tauchen. Heinz war schon drauf und dran, die Suche nach einem Hotel aufzugeben und in irgendeinem Hauseingang Unterschlupf zu suchen, um sich nicht den Tod zu holen; es regnete zwar nicht stark, aber beständig, und innerhalb kürzester Zeit war er durch und durch naß.

Doch dann sah er eine Leuchtreklame, eine blaßgrüne Schrift schrieb auf weißem Untergrund das Wort 'HOTEL'. Ob er es dort mal versuchen sollte? Na, was sollte schon schiefgehen? Mehr als abweisen konnten sie ihn auch nicht. Doch im nächsten Moment war sich Heinz auch schon wieder sicher, daß das Hotel restlos ausgebucht war, und wenn nicht das, so wurde es unter Garantie gerade von Grund auf renoviert, oder aber man würde ihm - naß und schmutzig, wie er nun mal war - sagen, daß kein Zimmer mehr frei ist, weil man einen wie ihn nicht im Hause haben wollte. Aber auch hier galt die alte Regel - ohne Einsatz konnte man nicht gewinnen.

Als er sich dem Haus näherte, las er unter der Leuchtschrift 'Hotel Schloß Ascona'. Hörte sich ja nobel an, sah aber eher mittelprächtigt aus; ein viergeschössiger, quadratischer Betonklotz mit gelblichen Gardinen hinter den Fenstern, keine Schnörkel, keine Balkons, und die Eingangstür war eine schlichte Glastür, nicht einmal eine automatische. Daneben war ein Klingelknopf angebracht, über dem ein Schild auf den Nachtportier hinwies. Doch die Tür stand weit offen, also war es nicht nötig zu klingeln. Heinz stellte den Einkaufswagen neben der Tür ab und trat ein. Von einem kurzen Flur ging es links zur Rezeption, rechts zu den Toiletten. Vor Kopf befand sich eine geöffnete Fahrstuhlkabine, links daneben war das Treppenhaus. Heinz betrat den Empfangsraum und entdeckte hinter der Rezeption einen jungen, unrasierten Mann, der gerade irgend etwas an einem Computer machte. Höflich, wie er nun einmal war, sagte er: „Guten Abend“, doch der junge Mann wandte seine Augen nicht

vom Monitor. Heinz versuchte, einen Blick auf den Bildschirm zu werfen, doch dieser war so aufgestellt, daß das von seinem Standpunkt aus nicht möglich war.

Er wiederholte seinen Gruß, doch wieder erfolgte kein Echo. Ging es etwa schon wieder los? Wurde er wieder nicht wahrgenommen? Aber da war doch Marian, da waren die jungen Leute, die Konzertgäste und der Dirigent; die hatten ihn wahrgenommen! Oder sollte das nur ein viel zu kurzes, nettes Intermezzo gewesen sein, um ihn in Sicherheit zu wiegen, ihm seine Sicherheit für einen Moment wiederzugeben, damit man sie ihm anschließend nehmen und ihn damit restlos niederschmettern konnte?

Der Portier sah kurz von seinem Bildschirm auf und murmelte etwas wie: „Moment!“ Dann begann er plötzlich, hektisch auf die Tastatur einzuhämmern und zischte: „Oh Mist!“ Sein Gesicht zeigte größte Anspannung. Die Tasten klapperten laut, und Heinz war erstaunt, wie sorglos der junge Mann auf den Computer eindrosch, der doch sicherlich einiges Geld wert war. Das Geklapper wurde immer lauter und hektischer, und der Portier fluchte unablässig vor sich hin. Schließlich schlug er mit geballter Faust auf den Zehnerblock der Tastatur und schrie: „Ihr verdammten Scheißer kriegt mich immer wieder!“ Dann drehte er sich zu Heinz um und sagte brummend: „Ich hasse Pac-Man!“

Pac-Man? War das nicht ein Computerspiel? Nun, das erklärte freilich einiges.

Heinz sagte wieder: „Guten Abend!“ und setzte ein Sonntagslächeln auf.

Der Portier zeigte sich davon unbeeindruckt, erwiderte: „Nabend. Und?“

„Äh, ich wollte fragen, ob Sie noch Zimmer frei haben.“

Bevor der junge Mann antworten konnte, klingelte das Telefon. Er hob den Hörer ab, drückte einen Knopf an der Zentrale und meldete sich: „Hotel Schloß Ascona, wer stört?“

Meine Güte, was war der unfreundlich! Was mußte das für ein Hotel sein, in welchem solche Portiers beschäftigt wurden? Für gewöhnlich hatte Hotelpersonal doch zuvorkommend und höflich zu sein. Ob der Betreiber wußte, wie seine Angestellten mit potentiellen Gästen umgingen? Wenn ja, war das für Heinz unverständlich.

Der Portier lauschte kurz am Hörer, dann zeigte er ein Lachen und sagte: „Du altes Arschloch! Hältst redlich arbeitende Menschen von ihren Aufgaben ab! Und, was gibt's?“

Der junge Mann nahm einen Kuli und begann, auf einem Block Striche zu ziehen.

„Nee, is' im Moment nicht so viel zu tun. Erzähl' ruhig. Wie? Ach ja! Sag nur! Hast es endlich geschafft, wa? Und? Hat sich die Anstrengung wenigstens gelohnt?“

Lauschen. Ein Grinsen.

„Hört sich ja nicht schlecht an. Aber ich muß dir auch ganz ehrlich sagen: Mein Fall wäre die Alte nicht. Wenn ich die mal nackt sehen würde, wär' ich wahrscheinlich im nächsten Moment stockschwul!“

Lauschen. Herumkrakeln.

„Na na, nu' mach mal halblang! Is' mir auch klar, daß jede Frau ihre Vorzüge hat, aber die Irene ist doch nun wirklich nur was für Exoten! Ich weiß noch, bei Peters Party, da hat sie sich doch derart wegen irgend 'nem Scheiß aufgeregt, daß in Null-Komma-Nichts die ganze Stimmung im Arsch war. Ich weiß gar nicht mehr, worum es ging, irgendwer ist ihr wohl auf die Titte getreten...“

Lauschen. Unterbrechen:

„Na, hör mal! Mag ja sein, daß da wirklich etwas anderes war, aber allen Leuten die Stimmung zu versauen, das ist nun wirklich kein feiner Zug. Kann die Alte ihren Frust nicht ein bißchen leiser loswerden? Was?“

Lauschen. Herumkrakeln.

„Jaja. Ich hab ja auch nichts dagegen. Komm mir nur nicht damit, daß ich bei euch den Trauzeugen spielen soll! Da würd' ich streiken!“

Lauschen. Lachen.

„Aha! Schau an, da bist du ja doch noch Herr deiner Sinne. Ich dachte schon, ich könnte dich aus meinem Adreßbuch streichen!“

Heinz war es irgendwie peinlich, diese Unterhaltung mit anzuhören. Aber andererseits - schließlich war das hier ein Dienstleistungsunternehmen, und das Personal hatte für die Gäste dazusein und nicht umgekehrt. Ihn wegen eines Privatgesprächs einfach warten zu lassen, war schon eine ziemliche Frechheit. Ob er sich beim Geschäftsführer beschweren sollte?

„Nee, da kann ich dir auch nicht mit dienen. Ich hab nur noch so'n winzigen Pöppel, und der geht heut' Nacht sicherlich noch drauf! Morgen vielleicht. Aber erst gegen Abend. Ich muß ja auch mal pennen.“

Heinz versuchte, auf sich aufmerksam zu machen, sagte: „Äh, ich will ja nicht stören...“, doch der Portier winkte nur unwirsch ab und lauschte weiter seinem Telefonat.

„Das hättest wohl gerne, was? Dann geh doch selber hin! Was? Na, dacht ich's mir doch. Aber anständig arbeitende Leute ihrer Pausen berauben ist OK, oder was? Hä? Na, hör mal! Meinst du nicht auch, daß das 'n bißchen viel verlangt ist? Ich sag ja, morgen abend geht das schon OK, aber mittags ist nicht. Da wär' wahrscheinlich eh keiner da.“

Lauschen. Krakeln.

„Ja, du mich auch! Ganz, wie es dir gefällt. Fick deine Irene und belästige mich nicht mit Einzelheiten. Da kann einem ja schlecht werden! Hm? Ach so, das meinst du jetzt gar nicht. Na gut, man kann sich ja wohl noch mal irren, oder? Wann? Na, so gegen sieben, würd' ich sagen. Ich will ja vorher auch noch 'n bißchen was einspachteln.“

Der Portier krakelte obszöne Strichmännchen auf den Block und lachte laut auf: „Weißt du, was mir jetzt neulich passiert ist? Wo du's jetzt gerade erwähnst, ich war beim Lutz, und da kam doch diese... diese... ach, wie heißt sie doch gleich? Ach ja, die Elli kam rein, so ganz unschuldig, wie sie immer tut, und fragt, ob sie nicht vielleicht, so unter Umständen, wenn es möglich wäre, du verstehst schon, ob sie nicht vielleicht etwas von der Asche haben könnte. Unsere Gesichter hättest du mal sehen sollen! Der Lutz hat gleich 'ne Mordsshow abgezogen, da hättest dabei sein sollen! Du hättest dich kringelig gelacht! Also, der Lutz, so ganz verständnisvoll, sagte: 'Aber klar doch, Elli, du weißt doch, für dich würd' ich fast alles tun. Aber was gibst du mir denn dafür? Wie? Geld haste keins? Na, dann solltest du vielleicht in Naturalien zahlen. Wie? Du weißt nicht, was Naturalien sind? Na, überleg' doch mal! Dein Schöpfer hat dich mit diesem Ding da zwischen deinen Beinen ausgestattet, und ich habe an der selben Stelle auch was, und wenn du mir dein Ding mal leihen würdest, damit ich mit meinem da 'n bißchen was machen kann, könnt' ich mir schon vorstellen, daß wir ins Geschäft kommen würden.' Die Kleine war schneller weg, als eine Ameise 'A' sagen kann. Der Lutz hat schon ganz recht, wenn er sagt, daß er mit den Kids nichts zu tun haben will. Die bringen nichts als Ärger.“

Auf dem Block erschien eine Strichfrau, die einem Strichmann seinen Strichpimmel blies.

„Was? Wie schnell eine Ameise 'A' sagen kann? Na, nu' komm mir doch nicht mit solchen Spitzfindigkeiten! Man kann's aber auch übertreiben!“

Lauschen.

„Ja, OK, wir sehen uns dann morgen. Ja, sieben Uhr. Hm? Mensch Alter, du kennst mich doch! Wenn ich sage: 'sieben Uhr', dann meine ich auch: 'sieben Uhr'! Ich meine, ich muß ja schließlich um halb elf wieder hier sein, da ist meine Zeit knapp bemessen. Ja. Ja, klar. Ach, nu' schieß dich mal nicht ein! Zur Not schnapp dir deine Irene und zieh sie die ganze Nacht über'n Leisten, das macht auch müde! OK, Tschüß! Was? Ja, verdammt noch mal! Und Tschüß!“ Der Portier legte den Hörer auf und drückte wieder einen Knopf.

Heinz atmete auf. Na endlich! Doch er schien sich zu früh gefreut zu haben, bevor sich der Portier ihm zuwenden konnte, klingelte schon wieder das Telefon. „Na, das artet ja heute richtig in Arbeit aus!“ Er hob den Hörer erneut ans Ohr: „Empfang! Was kann ich für Sie tun? Klar machen wir das! Halb sieben? Mannomann, ganz schön früh! Wie? Na, das kann nicht warten. Ist einzusehen. Ja, OK, wird erledigt. Gute Nacht!“ Er legte den Hörer auf, wandte sich nun endlich Heinz zu: „So. Und was wollen Sie?“

„Ich wollte nur mal fragen, ob Sie noch ein Zimmer frei haben.“

„Ein Zimmer? Warum nicht gleich zehn? Dann würd' sich's wenigstens lohnen.“

„Ich brauch' aber nur eins.“

„Na, ich will mal schauen.“ Der Portier blickte lange auf einen Zimmerplan mit etlichen leeren Feldern, suchte und suchte, und schließlich erwiderte er: „Ja, eins hätten wir da noch. Name?“

„Albert.“

„Was es nicht alles gibt! Albert!“ Er schrieb mit einem roten Kuli 'Hr. Albert' in eines der leeren Felder, rollte mit seinem Stuhl dann zum Schlüsselbrett, wo vielleicht zehn von hundert Schlüsseln fehlten, nahm einen und reichte ihn Heinz. „Da. Zimmer 237. Zweiter Stock. Hier wieder zur Tür raus und dann links, da ist der Fahrstuhl. Benutzung auf eigene Gefahr. Ich kenn' mich mit dem Ding nicht aus, wennse hängenbleiben, müssense bis morgen warten. Kommt aber nicht oft vor.“ Ein Mann mit

Aktentasche betrat den Raum, ging hinter die Rezeption zum Schlüsselbrett, griff sich einen und verschwand wieder. Der Portier warf ihm einen desinteressierten Blick zu und redete weiter: „Frühstück gibt's bis halb elf, da hinten im Frühstücksraum. Klo hamse auf'm Zimmer, Dusche ist im Keller. Noch Fragen?“

„Muß ich mich denn nicht eintragen?“

„Das macht morgen der Frühdienst. Ach ja, wennse noch einen heben wollen, Minibar ham wir nicht, aber unsere Bar hat noch bis ein Uhr auf.“

„Nein danke“, erwiderte Heinz und nahm den Schlüssel. „Ich will nur noch schlafen.“

„Na, jedem das seine! Gut's Nächtle!“

„Danke.“

Als sich Heinz in der Tür noch einmal umdrehte, sah er, wie sich der Portier wieder am Computer zu schaffen machte. „Na, mal sehen, ob ich euch Mistkerle diesmal rankriege...“

Er verzichtete darauf, den Fahrstuhl zu benutzen, und stieg die Treppen hoch in den zweiten Stock. Das Zimmer 237 lag am Ende eines sehr, sehr langen Flurs. Bis er es erreicht hatte, mußte er zweimal auf die in regelmäßigen Abständen auftauchenden Lichtknöpfe drücken. Merkwürdig. Von außen sah das Hotel gar nicht so groß aus, daß man derart lange Flure darin vermuten würde. Er schloß die Tür auf und trat ein.

Das Zimmer war nur mit dem Allernötigsten ausgestattet. Da war ein kleines Waschbecken, daneben die Toilette. Dazwischen hing an einem Haken ein bräunliches Handtuch, welches nicht gerade zum Benutzen einlud. Vor dem Fenster stand ein schmales Bett, auf dem Fensterbrett ein Blumentopf ohne Blume. Heinz betrachtete die Toilette und fand es doch etwas sonderbar, sie einfach im Zimmer zu installieren und nicht in einem separaten Raum. Es mußte doch peinlich sein, wenn man zu zweit reiste, und einer mal mußte. So völlig den Blicken des anderen ausgeliefert zu sein, war sicher kein schönes Gefühl. Auf dem Rand des Waschbeckens lag eine halb verbrauchte Klopapierrolle.

An einer Wand hing ein abstraktes Gemälde. Heinz hatte dergleichen noch nie gemocht, doch das hier war so scheußlich, daß einem bei längerem Hinsehen die Augen wehtaten. Es wirkte, als wäre es im Alptraum eines hoffnungslosen Psychotikers entstanden.

Schließlich besann er sich darauf, warum er in diesem Hotel abgestiegen war, und machte sich auf die Suche nach der Dusche. Der Portier hatte gesagt, sie sei im Keller. Er stieg die Treppen hinab und fand am Ende eine rostbraun gestrichene Metalltür. Er öffnete sie und kam auf einen langen Kellergang. Man schien die Deckenabdeckung abgenommen zu haben, über ihm liefen Unmengen von Röhren, Schläuchen und Kabeln entlang. Links an der Wand entdeckte er eine kleine Tafel, auf der 'Zur Dusche' stand und ein Pfeil angebracht war. Heinz folgte dem Pfeil und kam an mehreren Kühlraumtüren mit kleinen runden Gucklöchern vorbei. Als er fast am Ende des Gangs angekommen war, entdeckte er ein weiteres Schild, auf welchem wieder 'Zur Dusche' stand, jedoch wies der Pfeil diesmal in die entgegengesetzte Richtung. Wollten die ihn denn verarschen? Er drehte um und stellte fest, daß etwa in der Mitte zwischen den beiden Schildern ein kleiner Durchgang ohne Tür war, und genau dieser führte zu den Duschen. Jedoch war neben diesem Durchgang kein weiteres Schild angebracht, wie sollte man also wissen, daß hier der richtige Weg war? Heinz fluchte innerlich und kam zu zwei Türen, auf welchen 'Herren' und 'Damen' stand. Er öffnete die seinem Geschlecht entsprechende und fand sich in einem kleinen Umkleideraum mit abschließbaren, schmalen Schränken wieder, auf welchen Namensschilder angebracht waren. Links war ein türloser Durchgang, hinter dem sich drei Duschen befanden. Er zog sich aus und legte seine Kleider auf einen Stuhl, der mitten im Umkleideraum stand. Dann stellte er sich unter die mittlere Dusche und drehte das Wasser auf. Scheiße, war das kalt! Er drehte am Regler rum, und das Wasser wurde wärmer. Ach, tat das gut! Er spürte regelrecht, wie all der Dreck von seinem Körper runterlief und im Abfluß verschwand. Im nächsten Moment stand eine Frau um die Fünfzig vor ihm und sagte: „Oh, Verzeihung!“ Sie ließ ihren Blick über Heinz' Körper schweifen und zeigte ein Lächeln. Dann war sie wieder verschwunden. Er schämte sich und fluchte, daß er die Tür zum Umkleideraum aufgelassen hatte.

Als er fertig war, mußte er verärgert feststellen, daß kein Handtuch vorhanden war. Er nahm sein T-Shirt und trocknete sich damit so gut es ging ab. Dann stieg er wieder in seine Kleider, noch halb naß, und machte sich auf den Weg zurück zu seinem Zimmer.

Dort angekommen warf er seine Klamotten auf den Boden und ließ sich auf dem Bett nieder. Er sah das abstrakte Gemälde; dann stand er auf und machte das Licht aus. Schlafen. Ja, das war es! Er würde schlafen, bis er ausgeruht genug war, um wieder aufzuwachen. Kein Wecker würde ihn aus seinen

Träumen reißen, kein Wecker und auch kein Scheinwerferblender. Einen Moment lang war ihm, als krabbele etwas sein rechtes Bein hinauf, doch dann war das Gefühl wieder vorbei. Alles nur Einbildung. Eine taktile Halluzination aufgrund heftiger Übermüdung. Nichts weiter. Sauber und zufrieden schlief Heinz ein.

## Kapitel 12

Was für ein hübsches Album! Heinz betrachtete ein kleines Büchlein mit schwarzem Einband und war gleich hin und weg. Draußen hatte scheinbar ein Gewitter angefangen, ein diffuses Rauschen und Prasseln war zu hören, das hin und wieder von dumpfen Donnerrollen unterbrochen wurde. Er schlug das Album auf und sah ein Paßbild von Susanne, seiner ersten richtigen Freundin. Susanne. Susi. Diese kleine, zwei Jahre ältere Frau, die ihm einen solch bleibenden Eindruck hinterlassen hatte, wie keine andere.

Er hatte sie durch die Vermittlung einer Klassenkameradin, genauer gesagt, durch deren älteren Schwester, auf dem Lichterfest im September kennengelernt. Sie saßen am selben Tisch und sahen sich zunächst einige Male an. Susanne war nicht gerade auf den Mund gefallen und sprach ihn schließlich an, und es dauerte nicht mehr lange, da waren seine Klassenkameradin und deren ältere Schwester abgemeldet. Sie redeten und redeten, irgendwann begann das Feuerwerk, doch sie ließen sich dadurch nicht stören. Als das Fest vorbei war, ging man noch gemeinsam in eine Kneipe, und dort redeten Heinz und Susi - er nannte sie immer nur Susi, obwohl sie diesen Namen nicht mochte, er war für sie ein Hundename - noch lange Zeit. Sie verabredeten, sich ein paar Tage später in der Aue zu treffen.

Es war früher Abend, als sie sich in der Aue auf einer Bank niederließen und zu reden begannen. Dunkel war es, und sehr ruhig. Sie redeten über Gott und die Welt, stellten wieder fest, wieviele gemeinsame Interessen sie hatten. Susi hatte einige Zeit zuvor eine Bewährungsstrafe aufgebremst bekommen und mußte in einem Krankenhaus Stunden abarbeiten. Man hatte sie mit ein paar Gramm Hasch erwischt. Sie erzählte vom Besteckkasten in der Küche des Krankenhauses, daß sie, wenn sie davor stand und Besteck einsortierte, immer an 'bestimmte Dinge' denken mußte und ihr Herz dann ganz schnell zu schlagen anfang. Auch Heinz hatte eine ähnliche Erfahrung, bei ihm war es immer, wenn er ein bestimmtes Lied hörte und auf dem Bett lag, daß sein Herz ganz schnell zu schlagen anfang. So redeten sie eine Weile über ihren erhöhten Blutdruck in bestimmten Situationen und rückten dabei unmerklich näher zusammen. Und irgendwann war der Moment einfach gekommen, wo es kein Zurück mehr gab. Susi näherte sich seinem Hals und küßte ihn sehr zärtlich auf dessen Seite. Er legte seinen Arm um ihre Schultern, ihre Gesichter wandten sich in der Dunkelheit einander zu, und dann spürte er ihre kühlen glatten Lippen auf den seinen. Es war alles so vorsichtig, so zart, und Heinz vergaß alle Zeit um sich herum. Nach einer Zeitspanne, die einige Minuten oder auch eine Ewigkeit umfassen konnte, öffneten sich ihre Münder, und zwei Zungen trafen sich, die rauhen Oberflächen spielten miteinander, liebkosten, erkundeten sich. Sie lagen sich in der Dunkelheit in den Armen und waren einander so nahe, wie sich zwei Menschen nur sein konnten.

Sie trafen sich noch einige Male in der Aue, und mit jedem Treffen wurde die Erkundigung des anderen etwas forscher. Als Heinz das erste Mal ihre Brüste streichelte, trug sie noch einen BH, was nach diesem Abend nie wieder der Fall war. Beim nächsten Mal streichelte er mit kalten Händen - das war so ein kleines Spielchen bei ihnen, sie legten ihre Hände heimlich minutenlang auf die kalte Parkbank, um sie dann ganz plötzlich unter dem Pulli des anderen verschwinden zu lassen - ihren Rücken, der so warm und glatt war, ließ seine Hand nach vorne wandern und ergriff die Wölbung ihrer Brust. Die Brustwarze war ganz klein und hart. Trotz ihres kleinen Spielchens mit den eiskalten Händen war Heinz, und war auch Susanne, sehr vorsichtig, sie erkundeten den Körper des anderen langsam, nach und nach, und es dauerte einige Abende, bis sie hinter der Parkbank, wo sie sich immer niederließen, zwischen zwei Gebüsch auf der Wiese lagen und sich gegenseitig die Hosen öffneten. Sie machten Petting nach allen Regeln der Kunst, und sie sagte ihm, er sei ein Naturtalent, denn er sei der erste, der 'die richtige Stelle' ohne Anleitung gefunden hätte. Heinz war stolz, war Susi doch erst die zweite Frau, mit der er Petting machte. Sie führte seine Hand kurz, um ihm den Rhythmus zu zeigen, den sie am liebsten mochte. Er traute sich nicht, ihr seinen Rhythmus zu zeigen, doch als sie ihn das erste Mal

anfaßte, mußte er ihr klarmachen, daß sie nicht ganz so fest zupacken durfte. Ihr letzter Freund mochte es wohl etwas härter, und sie schien zu glauben, alle Männer wollen es so.

So lagen sie eine ganze Weile in der Dunkelheit der Aue auf der Wiese, die Hosen auf den Knien, und streichelten sich. Irgendwann hatten sie dann genug, und Heinz wird nie vergessen, wie Susi die überaus romantische Stimmung mit den Worten: „Also nichts für ungut, aber mir friert langsam der Arsch ab!“ unterbrach. Sie lachten beide, zogen die Hosen hoch und machten sich auf den Weg zur Straßenbahnhaltestelle.

Einige Zeit später, Susi hatte sich inzwischen die ‘Pille’ verschreiben lassen und nahm sie auch schon eine Weile, trafen sie sich in der Stadt und fuhren zu ihr nach Hause. Heinz mußte sich ihrem Vater und dessen neuer Frau vorstellen lassen, es ging relativ gut, auch wenn die Frau für seinen Geschmack etwas zu aufdringlich war. Dann zogen sie sich in Susis Zimmer, welches von der Wohnung getrennt war und unter dem Dach lag, zurück. Es gab dort zwar keine Heizung, aber - wie Susi immer sagte - sie konnten sich ja warme Gedanken machen. Sie hörten Musik, redeten, und es dauerte nicht allzu lange, bis sie im Bett lagen und schmusteten. Nach und nach zogen sie sich aus, waren schließlich ganz nackt unter dem dicken Federbett und spürten die Hitze des anderen. Heinz hatte erst ein einziges Mal mit einer Frau geschlafen, und dieses eine Mal war nicht gerade dazu geeignet, viel zu lernen. Genau genommen mußte er damals ‘aufpassen’, da kein Verhütungsmittel vorhanden war, und das ewige „paß bloß auf, Mäuschen!“ brachte seine Leidenschaft auch nicht gerade zum Wallen. Doch hier und heute, in diesem Bett, in diesem Zimmer unter dem Dach, bei Kerzenschein und Jon Lords ‘Sarabande’, war alles ganz anders. Sie konnten sich einfach gehen lassen, es einfach genießen, und das taten sie auch. Trotzdem hatte Heinz einige Schwierigkeiten, zu einem Ende zu kommen, ganz anders, als es bei anderen Sechzehnjährigen oft der Fall war, die eher viel zu schnell fertig sind. Es dauerte mindestens eine halbe Stunde oder länger, genau konnte das hinterher keiner sagen. Beide lagen sie schließlich verschwitzt und keuchend nebeneinander, steckten sich schließlich eine Zigarette an, und Susi sagte schließlich: „Mann, das hat aber gedauert!“

Aber es schien beiden nicht unangenehm gewesen zu sein, eher ganz im Gegenteil, denn eine Viertelstunde später starteten sie einen zweiten Versuch, der diesmal auch etwas schneller beendet wurde. Diesmal vielleicht etwas zu schnell, denn sie sagte: „Es hat nur noch so viel gefehlt, nur noch so viel - ein klein bißchen länger, und ich hätte es geschafft!“

Sie trafen sich immer wieder, fuhren zu Susi nach Hause und verlebten ihre Stunden in ihrem Zimmer. Es wurde Winter, und Heinz erinnerte sich noch an einen bestimmten Abend, genaugenommen war es der 6. Dezember. Sie hatten Peter Hammill gehört und, wie sie sich das inzwischen angewöhnt hatten, zweimal miteinander geschlafen, die Zeit des Abschieds war gekommen, Heinz mußte los, um seine Bahn nicht zu verpassen. Als sie die Tür öffneten, erlebten sie eine Überraschung: Susis Stiefmutter hatte zwei kleine Körbe mit Süßigkeiten vor die Tür auf den Boden gestellt, ein Nikolausgeschenk. Sie freuten sich beide darüber, zumal das so aussah, als hätte sie Heinz endlich akzeptiert, was bisher nun wirklich nicht der Fall gewesen war. Heinz und Susis Stiefmutter mochten sich einfach nicht, ihre Freundlichkeiten waren zu plump, zu aufgesetzt, um ehrlich sein zu können. Wie es sich einige Zeit später herausstellte, änderte auch dieses Nikolausgeschenk nichts daran, die Frau versuchte weiterhin alles, um Heinz und Susi auseinanderzubringen. Sie stachelte den Vater so lange auf, bis auch er ihr Vorhaltungen zu machen begann.

Er blätterte weiter und entdeckte Fotos vom Seminar in Niedenstein. Draußen schien es zu hageln begonnen zu haben, wie ein Maschinengewehr trommelten die Körner an die Scheiben des Kellers.

Ja, das Seminar in Niedenstein. Einerseits war es wunderschön, hatten sie doch zum ersten Male Gelegenheit, zwei Nächte miteinander verbringen zu können, ohne auf eine Bahn achten zu müssen, sie konnten nebeneinander einschlafen und nebeneinander aufwachen, hatten, wie es ihnen schien, alle Zeit der Welt. Und doch wurde hier zum ersten Mal ein Keil zwischen sie getrieben, ein Bruch fand statt, der tiefer gehen sollte, als sie es vermuteten.

Das erste Problem war Henry, einer der anderen Teilnehmer des Seminars, ein Ex-Junkie, der sich augenblicklich in Susi verliebte und ihr von diesem Wochenende an ständig Briefe schrieb, in denen er ihr Methoden vorschlug, wie sie sich am besten von Heinz trennen konnte, ihr seine unsterbliche Liebe versicherte, ihr schließlich gar drohte, wenn sie sich nicht mit ihm einlassen würde, wäre er gezwungen, nach Berlin zurückzukehren, und sie wisse ja wohl, was das bedeute. Doch Susi ließ sich auf nichts ein, sagte ihm auf seine Drohung, wenn er wolle, solle er doch nach Berlin zurückkehren, das sei ganz allein seine Sache. Sie hatte wirklich nicht die geringste Absicht, Heinz wegen diesem

abgefuckten Typen gehen zu lassen, zeigte ihm auch immer seine Briefe und war so offen, wie man nur sein konnte. Trotzdem wurde Heinz mehr als eifersüchtig und brach so manchen Streit vom Zaune.

Das zweite Problem wurde in den zwei Nächten deutlich, die sie in Niedenstein verbrachten. Sie schliefen in der ersten Nacht viermal miteinander, in der zweiten immerhin noch zweimal, und nicht nur Heinz wurde allmählich klar, daß ihre Beziehung immer mehr darauf hinauslief, daß sie sich trafen, ein Weilchen plauderten, um anschließend im Bett zu verschwinden und die obligatorischen zwei 'Pflichtnummern' zu machen. Sie unternahmen kaum noch etwas miteinander, und es machte sich nach und nach eine gewisse Leere zwischen ihnen breit, die noch durch Heinz' ständiges Meckern wegen Henry verschärft wurde.

Schließlich kam es zum ersten Bruch, sie hatten sich zusammen mit anderen Seminarteilnehmern in einer Kneipe getroffen, der Abend verlief eigentlich recht angenehm, hätte Heinz Susi nicht ständig ignoriert und so Henry das Gefühl gegeben, er müsse seine Chancen wahrnehmen. Es kam zum Streit, und Susi schrieb einen kleinen Brief, den sie Heinz zum Abschied in die Jackentasche steckte. Sie gaben sich noch einen letzten Kuß, dann war Susi weg. Später las er ihren Brief und mußte feststellen, daß es ein Abschiedsbrief war. Sie schrieb, daß sie einfach nicht mehr die Kraft habe, ihre Beziehung länger aufrechtzuerhalten. Er solle sie doch verstehen und nicht verfluchen. Jetzt erst wurde Heinz klar, was er verloren hatte, er weinte die halbe Nacht, und am nächsten Tag, es war ein Sonntag, rief er sie gegen Mittag an und bat sie, sich noch einmal mit ihm zu treffen. Sie wollte zunächst nicht, ließ sich aber schließlich doch noch überreden. Heinz fuhr mit dem Rad, so schnell er konnte, zu ihrem Treffpunkt, es war noch immer Winter, Eis lag überall auf den Straßen, er rutschte ein paarmal fast aus, doch schließlich kam er an. Susi wartete schon. Sie redeten und redeten, und er versprach, daß alles besser werden würde, er sähe seine Fehler ein und so weiter. Susi war weniger verklärt, sagte ihm klipp und klar, daß sein Theater wegen Henry aufhören müsse, sie habe einfach nicht die Kraft, zu all ihrem Ärger, den sie daheim mit ihrer Stiefmutter und dem Vater hatte, sich auch noch um seine Eifersüchteleien zu kümmern, die ja sowieso unbegründet waren. Sie hatte Henry klipp und klar gesagt, was sie von ihm und seiner Art, sie unter Druck zu setzen, hielt und daß sie ihn nicht zum Freund, noch nicht einmal zum Kumpel haben wollte. Außerdem müsse ihre Beziehung einen neuen Sinn bekommen, denn es könne doch nicht alles sein, sich zwei-, dreimal pro Woche zu treffen, sich 'gegenseitig einen runterzuholen', um sich dann wieder zu trennen. Liebe bedeute mehr, als sich lediglich als Lustobjekt zu betrachten. Heinz versprach alles, doch richtig klar wurde ihm nicht, was sie da - zu Recht - vorbrachte. Jahre später verfluchte er sich dafür, diesen zweiten Anfang nicht wirklich ernstzunehmen. Er hatte damals die Chance gehabt, seine Beziehung zu Susi neu zu formen, doch - und das wurde ihm erst viel, viel später klar - er verfiel nach kurzer Zeit in dieselbe Routine wie zuvor. Gut, er ließ das Thema Henry endlich ruhen, aber ihre Treffen verliefen doch bald wieder so, wie er es gewohnt war. Manchmal kam ihm der Gedanke, daß das doch nicht alles sein konnte, aber er war wohl einfach noch zu jung, um aus ihrer Beziehung etwas Neues, etwas Festes zu machen.

Ein Abend blieb ihm nur allzugut in Erinnerung: Er war mal wieder bei Susi, die Eltern zeigten ihm gegenüber inzwischen eine beharrliche Abneigung, die Stiefmutter redete gar nicht mehr mit ihm; sie gingen hoch in ihr Zimmer, redeten, hörten Musik, schliefen miteinander. Dann ging Susi irgendwann runter und kam total frustriert wieder hoch - wieder hatte es mit dem Vater und der Stiefmutter Ärger gegeben. Heinz fühlte sich der Sache gewachsen und redete ihr gut zu, konnte sie schließlich auch einigermaßen beruhigen. Sie landeten wieder im Bett, alles schien in Ordnung zu sein, sie schliefen miteinander, und als sie fertig waren und Heinz noch auf ihr lag und verschnaufte, merkte er auf einmal, daß Susanne weinte. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, sie schniefte und war gar nicht mehr zu beruhigen. Er bekam einen ungeheuren Haß auf ihre Eltern, fühlte sich so machtlos, so angegriffen. Er hatte Susi schon oft sauer erlebt, auch frustriert, aber er hatte noch nie gesehen, daß sie weinte. Sie versuchte stets, eine gewisse Härte an den Tag zu legen, eine Mauer um sich herum aufzubauen, die niemanden durchlassen sollte, der ihr Böses wollte. Nur Heinz war es von Zeit zu Zeit gelungen, diese Mauer zu durchbrechen und die wahre, die zarte und verletzte Susanne zu sehen. Aber so schwach wie an diesem Abend, hatte er sie noch nie erlebt, er lag auf ihr, war in ihr, sah ihr nasses Gesicht im Kerzenschein, all ihren Kummer ließ sie heraus, und er fühlte sich so hilflos. Er versuchte, sie zu trösten, doch es wollte ihm nicht recht gelingen, und schließlich war es an der Zeit, zur Bahn zu gehen. Er ließ sie allein mit ihrem Schmerz, fuhr nach Hause und verfluchte die Tatsache, daß er nicht etwas

älter war, die Nacht nicht bei ihr verbringen konnte, daß er nicht den Mut hatte, ihren Eltern seine Meinung zu sagen, sie vielleicht so dazu zu bringen, daß sie Susi endlich in Ruhe ließen.

Dann war eines Abends das Friedensfest in der Ingenieurschule, als Hauptgruppe spielte 'Bernies Autobahn Band', von der er einige Lieder kannte, vor allem ein ganz bestimmtes, welches 'Unterm Apfelbaum' hieß, ein Liebeslied. Die Gruppe hatte ihr Pflichtprogramm beendet und wurde mit donnerndem Applaus zu einer Zugabe auf die Bühne geholt. Und das erste Lied dieser Zugabe war ausgerechnet 'Unterm Apfelbaum'.

Zuvor waren Heinz und Susi im Keller gewesen, wo eine Art Disco stattfand, ihn langweilte es, und er versuchte, sie mit nach oben zu nehmen, doch sie wollte nicht, weil gerade ein Lied gespielt wurde, welches sie sehr gerne, Heinz dagegen überhaupt nicht mochte. Da war er erst einmal sauer.

Als der Sänger dann dieses Liebeslied sang, stand Susi gerade vor Heinz, und er legte ihr von hinten die Arme über die Schultern und um den Hals. Schon fast panisch befreite sie sich aus seiner Umklammerung, woraufhin er noch böser wurde und sie den Rest des Abends nicht mehr beachtete. Ausgerechnet bei seinem Lieblingslied, auf welches er schon den ganzen Abend gewartet hatte, machte sie solche Zicken! Dabei mochte sie es doch auch!

Nach diesem Abend dauerte es nicht mehr lange, bis wirklich Schluß mit ihrer Beziehung war. Susanne hatte, wie gesagt, reichlich Ärger zuhause, doch anstatt ihr beizustehen, ging Heinz mehr und mehr seiner eigenen Wege und ließ sie mit ihren Sorgen alleine. Er hatte sich inzwischen in eine Klassenkameradin verguckt, und er war sogar soweit gegangen, sich auf Susi liegend vorzustellen, er machte es gerade mit diesem Mädchen. Das Ende kam nicht überraschend, und diesmal machte Heinz keine Anstalten, noch etwas zu retten. Er war dieser ernstesten Beziehung einfach nicht gewachsen, er wollte Spaß haben, sein junges Leben genießen.

Etwa ein halbes Jahr später begegnete er Susanne wieder, er war mit einigen Bekannten in einer Disco, als sie plötzlich neben ihm stand und ihn nach seinem Befinden fragte. Heinz war schroffer ihr gegenüber, als es nötig war, und Jahre später verfluchte er sich wieder und wieder dafür. Sie erinnerte ihn an früher, an die schönen Zeiten ihrer Beziehung, er sagte zu allem nur Ja und Amen, irgendwann biß sie ihm zärtlich in den Arm und sagte, er solle doch nicht so abweisend sein. Doch Heinz wollte sich scheinbar etwas beweisen, anders konnte er sich sein Verhalten diesen Abend später nicht erklären, er ließ sie einfach links liegen, trank sein Bier und starrte Löcher in die Luft. Dann fuhren sie mit seinen Bekannten in deren Wohnung, Susanne kam mit, und im Auto machte sie einen letzten Versuch, erinnerte ihn an das Nikolausgeschenk vor ihrer Tür und an das Seminar in Niedenstein, doch auch darauf sprang Heinz nicht an. In der Wohnung schließlich begaben sich seine Bekannten zusammen mit Susanne auf ein Hochbett und quatschten dort. Heinz saß unten auf dem Boden, versuchte, ihnen zuzuhören, trank sein Bier viel zu schnell und war schließlich davon überzeugt, Susanne würde, als er eine Weile nichts von ihr hörte, mit einem Typ da oben rumknutschen. Schließlich verließ er die Wohnung ohne jeden Gruß und lief nach Hause. Unterwegs kotzte er in ein Gebüsch und brach einen Autospiegel ab, um ihn voller Wut gegen eine Hauswand zu werfen.

Jahre später bekam er über seine Klassenkameradin, mit der er noch immer Kontakt pflegte, einige Schallplatten geschenkt, die sie einige Zeit zuvor von Susanne bekommen hatte, die nichts mehr damit anfangen konnte, da sie ihren Plattenspieler verkauft hatte. Lords 'Sarabande' war dabei, ebenso 'Bat out of Hell' von Meat Loaf, welche er ihr zu Beginn ihrer Beziehung geschenkt hatte. Er nahm die Platten mit nach Hause und stellte sie in eine Ecke. Irgendwann zog er die Meat Loaf aus dem Cover, um nachzuschauen, wie verkratzt sie war, und da fiel ihm ein Brief entgegen, der von Susanne stammte und an ihn gerichtet war.

Der Brief strotzte nur so von Selbstmitleid. Susanne fühlte sich als schlechter Mensch, der vom Unglück verfolgt wurde und alle, die mit ihr zutun hatten, mit in den Dreck zog. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie überhaupt etwas mit Heinz angefangen hatte, kündigte ihm an, sich von ihm zu distanzieren, versicherte ihm gleichzeitig, daß er ein sehr lieber, aber auch sehr junger Mensch sei, der Besseres als sie verdiene. Sie gestand ihm ein, ihn noch immer sehr lieb zu haben, machte aber klar, daß es nicht weitergehen konnte. Sie mußte allein bleiben und ihr Leben in den Griff bekommen; erst wenn ihr das gelungen war, konnten sie es wieder versuchen. Sie versprach ihm noch, es ihn wissen zu lassen, wenn es soweit sei, und endete mit den Worten: „Ich muß Dich in Ruhe lassen! Ich werde oft an Dich denken. In Liebe, Susanne.“

Jahre, nachdem sie sich getrennt hatten, fiel ihm dieser Brief in die Hände und erschütterte ihn sehr. Jetzt war er älter, und er sah nur allzu deutlich, wie egoistisch er damals gewesen war. Und ihm wurde



nur allzu deutliche, welche Chance er sich bei ihrem Wiedertreffen verdorben hatte. Heinz schrieb in dieser Nacht einen mehrseitigen Brief an Susanne, den er jedoch niemals abschickte. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt. Durch seine Klassenkameradin hatte er erfahren, daß sie inzwischen ihr Leben grundsätzlich geändert hatte und kein Interesse mehr an Männern hatte. Sie fühlte sich nur noch zu Frauen hingezogen, was, wenn man bedachte, daß sie als junges Mädchen einmal vergewaltigt wurde (auch das erfuhr er erst Jahre später) und sich nach Heinz mit großer Zielsicherheit nur noch Männer aussuchte, die sie von Grund auf ausnutzten, ja auch verständlich war. Vermutlich lag diese Homosexualität schon latent in ihr, als sie mit Heinz zusammen war, einmal erzählte sie ihm davon, sie hätte geträumt, es mit einer Frau zu machen, und es sei sehr ekelig gewesen. Als er ihr versicherte, das könne er verstehen, er hätte auch keine Lust, es mit einem Mann zu treiben, sagte sie jedoch, vielleicht wäre das ein Fehler, vielleicht sollte das jeder mal ausprobieren, um zu sehen, ob es ihm nicht vielleicht doch besser gefällt.

Nun, Susanne hatte es allem Anschein nach besser gefallen, und Heinz wünschte ihr vom tiefsten Grund seines Herzens alles Gute und alles Glück dieser Erde. Er hatte nie wieder eine Frau getroffen, mit der es auch nur annähernd so intensiv war wie mit Susanne. Nach vielen Jahre erst wurde ihm klar, daß sie seine einzige wahre Liebe gewesen war, und daß solch eine Liebe niemals wiederkommen würde.

Er schlug das Büchlein zu und legte es auf den Boden. Das Trommelfeuer des Hagelschauers hatte inzwischen aufgehört. Im Keller war es ruhig. Sehr ruhig. Heinz merkte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten. Er ließ es einfach laufen.

### Kapitel 13

Er hatte gut geschlafen, wurde jedoch viel zu früh von Schritten und lauten Stimmen auf dem Gang geweckt. Er drehte sich gerade um und versuchte, wieder einzudösen, als sich plötzlich jemand mit einem Schlüssel an der Zimmertür zu schaffen machte. Es war eine junge Frau, das Zimmermädchen, groß und schlank mit zurückgebundenen blonden Haaren, die auf einmal im Raum stand, einen Putzlappen in der Hand, und fragte: „Wann kann ich saubermachen?“

Heinz schaute sie verschlafen an und sagte: „Was weiß ich? Irgendwann halt. Wenn ich aufgestanden bin!“

„Aber ich habe feste Arbeitszeiten“, erwiderte sie heftig, „und ich muß darauf bestehen, daß Sie das Zimmer jetzt gleich verlassen, damit ich meinen Job machen kann. Oder wollen Sie etwa, daß ich Ärger mit der Geschäftsleitung bekomme?“

„Oh Mann“, erwiderte Heinz und seufzte laut. „Natürlich will ich nicht, daß Sie Ärger bekommen. Wie spät ist es denn überhaupt?“

„Schon fast acht Uhr!“

„Du meine Güte! So früh noch? Und da müssen Sie ausgerechnet jetzt mein Zimmer saubermachen? Können Sie nicht woanders weitermachen und später zurückkommen?“ Ihm wurde bewußt, daß er gar nichts anhatte. So konnte er doch unmöglich aufstehen, solange die Frau noch im Zimmer war. Doch genau das schien sie zu erwarten.

„Später zurückkommen? Später zurückkommen? Junger Mann, ich habe einen festen Arbeitsplan, und an den muß ich mich halten!“ Heinz grinste, als sie ‘junger Mann’ sagte, denn das Zimmermädchen war selber nicht viel älter als zwanzig. „Ich fange um sechs Uhr an, habe schon die komplette erste Etage und bis auf dieses Zimmer hier auch schon die zweite Etage geschafft. Stellen Sie sich vor, ich mache jetzt im dritten Stock weiter, und bevor ich zurückkomme, um Ihr Zimmer zu machen, findet die Zimmerkontrolle statt! Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was mir dann schwanen würde? Ich habe ein Kind zu ernähren und bin deshalb auf diesen Job angewiesen! Sie können das vielleicht nicht nachvollziehen, aber es gibt nun mal auch Menschen, die arbeiten müssen, die das nicht allein zu ihrer Zertreuung tun!“

Er wurde sauer, weil er wirklich noch hundemüde war: „Heiliger! Haben Sie denn keinen Mann?“

„Das ist doch wohl eine Frechheit“, schimpfte das Zimmermädchen entrüstet. „Muß ich mir sowas eigentlich gefallen lassen? Aber gut, wenn Sie’s genau wissen wollen, obwohl Sie das im Grunde genommen gar nichts angeht: Ich habe keinen Mann! Sowas soll’s ja schließlich auch geben, oder?“

Heinz gab sich geschlagen. Würde er eben später weiterschlafen. „Nun gut. Ist es zu viel verlangt, wenn Sie die Tür nochmal kurz von draußen zumachen, damit ich aufstehen und mich anziehen kann?“

„Das ist es allerdings.“ Das Zimmermädchen wedelte mit dem Lappen hin und her, aber plötzlich zeigte ihr Gesicht ein Lächeln. „Nun gut, der Gast ist ja schließlich König. Wenn's geht, machense aber ein bißchen hin! Ich hinke meinem Zeitplan sowieso schon wieder hinterher.“ Sie drehte sich um und verließ das Zimmer.

Heinz seufzte erneut und stand auf. Er stieg in seine Sachen und ging zur Tür. „OK, junge Frau, jetzt können Sie loslegen!“ Kaum hatte er das gesagt, flog die Tür auch schon auf und ihm direkt vor den Kopf. „Verdammt“, fluchte er, „können Sie denn nicht aufpassen?“

„Tut mir leid“, erwiderte sie grinsend und wischte mit dem Lappen über seine Stirn. „Aber eine alte Weisheit besagt, daß man sich nie hinter geschlossene Türen stellen soll! Kann ich jetzt?“

„Jaja“, sagte Heinz und verließ sein Zimmer. Er setzte sich neben der Tür an die Wand und legte den schmerzenden Kopf auf die Knie.

Fünf Minuten später kam sie wieder heraus, sah Heinz am Boden sitzen und schüttelte den Kopf. „Auch noch ehrlich arbeitende Leute belauschen, oder was? Die Sorte kenn' ich!“ Mit ihrem Lappen wedelnd verschwand sie, und Heinz stand auf und ging in sein Zimmer. Er fragte sich, was sie dort überhaupt getan hatte; das Bett befand sich immer noch in dem Zustand, wie er es verlassen hatte, die Klopapierrolle war dieselbe wie gestern abend, und Staub schien sie auch nicht gewischt zu haben. Na, egal, Hauptsache, er hatte seine Ruhe!

Er stieg wieder aus seinen Klamotten, und plötzlich fiel ihm ein, daß er sie ja säubern wollte. Aber wie? Er betrachtete das Waschbecken und hielt es für das beste, sie dort eine Weile einzuweichen und dann am Fenster trocknen zu lassen. Er nahm Schlüssel und Portemonnaie aus seiner Jeans und legte diese zusammen mit T-Shirt, Socken und Schlüpfers ins Waschbecken. Das heiße Wasser verfärbte sich in Null-komma-Nichts zu einer schwarzen Brühe. Er ließ es ablaufen und füllte neues ein. Die Klolette, die er beim ausgebrannten Wrack entwendet hatte, knotete er so an die Gardinenstange, daß man sie, wenn man nicht sehr genau hinsah, für eine gewöhnliche Vorhangkette halten konnte.

Als die Sachen dann endlich auf dem Fensterbrett lagen, stieg Heinz nackt ins Bett. Wenigstens würde es nicht zu lange dauern, denn die Sonne schien direkt in sein Fenster. Er fluchte innerlich ein wenig, daß er nicht erst noch frühstücken gegangen war, denn jetzt meldete sich sein Magen und rief nach Arbeit.

Er war wieder eingedöst und träumte vom Zimmermädchen, welches mit zwei umgebundenen Putzlappen bekleidet hereinkam und einen heißen Strip hinlegte. Doch gerade, als sie splitterfasernackt auf ihn zukam und ihm mit verheißungsvollen Blicken Dinge versprach, die nicht nur den Papst zum Erröten gebracht hätten, donnerte etwas an seine Tür. Heinz öffnete die Augen und fluchte: „Verdammt, wenn du schon nicht mit mir Doktor spielen willst, dann laß mich wenigstens schlafen!“

„Hotelmanager, Zimmerkontrolle“, rief eine tiefe Stimme, und Heinz saß in Sekundenbruchteilen kerzengerade im Bett.

„Hören Sie? Zimmerkontrolle!“

Was sollte er denn jetzt tun? Er hatte nichts an, und seine Sachen waren auch noch zu naß, um sie schon wieder anzuziehen. Verdammt!

„Mein Zimmer ist in Ordnung“, rief er. „Das Zimmermädchen war schon um acht Uhr da und hat seine Arbeit ordnungsgemäß gemacht.“

„Machen Sie doch bitte mal die Tür auf. Die tägliche Zimmerkontrolle ist Vorschrift!“

„Aber hier ist alles in Ordnung, wirklich!“

„Dann können Sie ja auch ruhigen Gewissens die Tür öffnen!“

„Im Moment geht's aber nicht!“

„Haben Sie etwa noch jemanden da drin?“

„Nein. Wen soll ich denn hier drin haben? Ihr überaus höfliches Zimmermädchen etwa? Ich will jetzt nur nicht gestört werden, das ist alles! Ich liege noch im Bett und habe nicht die geringste Lust, aufzustehen und die Tür aufzumachen! Das kann doch nicht so ungewöhnlich sein, oder was?“

Statt einer Antwort hörte Heinz, wie ein Schlüssel ins Schlüsselloch seiner Tür geschoben wurde. Sie öffnete sich, und ein großer Mann mit dunklem Anzug, einer tiefroten Krawatte und einer Sonnenbrille trat ins Zimmer. Er wirkte wie ein Mafiosi, aufrecht, finster dreinblickend, eine Hand in der Jackentasche, als hätte er dort eine Waffe stecken. Der Mann sah sich um, hob die Klopapierrolle

hoch und untersuchte deren Unterseite. Dann ging er in die Knie und warf einen Blick unter das Bett. Schließlich hob er auch noch die Bettdecke ein Stück hoch und schaute darunter. Heinz wußte nicht, was er davon halten sollte, fühlte sich überrumpelt, sprachlos. Al Capone ließ die Decke fallen, schnippte mit den Fingern und sagte: „Alles in Ordnung. Entschuldigen Sie die Störung. Die Vorschriften, Sie verstehen?“

Heinz sah ihn an und war unfähig, irgend etwas zu sagen.

„Wünsche noch einen angenehmen Aufenthalt.“ Der Mafia-Manager verließ das Zimmer und schloß die Tür hinter sich ab.

Heinz war so geschockt, daß er nicht mehr einschlafen konnte. Er stand auf, ging zum Fenster und fühlte an seinen Sachen. Immer noch ziemlich feucht. Na, vielleicht noch eine halbe Stunde, wenn die Sonne weiterhin so gnädig war. Er sah auf die Straße vor dem Hotel, wo reges Treiben herrschte. Autos fuhren vorbei, Menschen auf den Bürgersteigen hatten Plastiktüten oder Stofftaschen dabei und wirkten größtenteils so, als seien sie fürchterlich in Eile. Ein paar Kinder mit Schulranzen lachten laut und warteten scheinbar auf einen Bus. Ein kleiner zotteliger Hund, eine Promenadenmischung, der man keine bestimmte Rasse mehr ansehen konnte, trottete über die Straße, schaute weder nach rechts oder links und wurde einen Augenblick später prompt von einem Lastwagen mit Stahlrohren auf der Ladefläche plattgefahren. „Das kommt davon“, sagte Heinz und sah, wie ein blauer Bus vorfuhr, die Kinder schluckte und dafür am anderen Ende Erwachsene ausschied. Und dann entdeckte er SIE! Es gab keinen Zweifel, da unten ging Marian vorbei, seine Marian, die er auf dem Fest so verzweifelt gesucht hatte. Er wollte gerade rufen: „Hee, Marian, hier bin ich, hier oben“, als ihm einfiel, daß er ja völlig nackt war. So konnte er seiner Traumfrau nun wirklich nicht gegenüberreten! Er sah, wie sie an einem Schaufenster kurz stehenblieb, die Auslagen betrachtete und dann weiterging. Marian hatte einen Korb dabei, war wohl gerade auf dem Weg zum Einkaufen. Er befühlte noch einmal seine Kleidung, doch es hatte keinen Zweck. Er sah, wie ein sehr schlankes, etwa dreizehnjähriges Mädchen mit langen braunen Haaren und einem Schulranzen auf dem Rücken hinter ihr herlief und etwas rief. Marian blieb stehen, drehte sich um, lachte und fing das Mädchen mit ausgebreiteten Armen auf. Sie umarmten sich kurz und unterhielten sich dann. Hatte sie nicht erzählt, daß sie noch eine jüngere Schwester hat? Das mußte sie sein.

Heinz mußte hilflos zusehen, wie die beiden weitergingen. So eine gottverdammte Scheiße aber auch! Etwa zehn Minuten später beschloß er, sich anzuziehen und Marian suchen zu gehen. Die Sachen waren nun nur noch leicht feucht und würden mit Sicherheit an seinem Körper schnell trocknen, wenn er in die Sonne ging. Er nahm seinen Schlüssel, schloß die Tür auf und ging zum Fahrstuhl. Als er drinstand und den Knopf für das Erdgeschoß gedrückt hatte, fielen ihm die warnenden Worte des Portiers ein. Na, hoffentlich blieb das Ding nicht gerade jetzt stecken, wo er es so eilig hatte!

Doch die Türen des Fahrstuhls öffneten sich im Erdgeschoß so, wie sich das gehört, Heinz stieg erleichtert aus und ging zur Rezeption, um seinen Schlüssel abzugeben. Die Empfangsdame, eine hübsche große Person mit langen blonden Haaren und einer Brille, war gerade am Telefonieren.

„...beschwert sich wegen *Haustierchen*, haste denn sowas schon gehört? Den Alten hättest du sehen sollen! Der stand nur noch da und rang nach Worten. Ja? Ach ja? Was du nicht sagst! Auf dem Fensterbrett? Das gibt's doch wohl echt nicht! Was manche Leute sich einfallen lassen! Da kann man ja nur noch mit dem Kopf schütteln! Hm? Ja, da kann ich. Klar, kein Problem, kann ich mitbringen. Was? Das gibt's doch nicht!“ Die junge Frau lachte und gab Heinz mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er noch ein bißchen warten soll. „Das hätt' ich ja zu gern gesehen! Al Pacino und die Kloppapierrolle! Nee, also, wenn ich mir das vorstelle! Unser Mr. Untouchable! Hm? Ja, OK, ich hab auch grad 'nen Gast hier stehen. Jaja, ich sag's ihm. Bis Mittwoch dann. Tschüßi!“

„Ich wollte nur meinen Schlüssel abgeben“, sagte Heinz. „Ich hab's nämlich ein bißchen eilig.“

Die Empfangsdame nahm den Schlüssel entgegen und sagte: „Ohne Frühstück? Das ist aber nicht gerade gesund!“

„Ja, ich weiß, aber ich kann's halt nicht ändern. Die Pflichten sind gnadenlos.“

„Versteh ich ja. Ich schaffe es meist auch nicht, ordentlich zu frühstücken. Eine Tasse Kaffee, 'ne Scheibe Knäcke und 'ne Zigarette, mehr ist in der Regel nicht drin. Aber passen Sie mal auf, daß Sie nicht plötzlich umfallen...“ Sie sah auf den Schlüssel, dann auf den Zimmerplan: „...Herr Albert. Das kann ungeahnte Folgen haben.“

„Ich werde mich vorsehen“, sagte Heinz lachend und ging zur Tür. „Bis später dann.“

„Ja, Tschüßi!“

Als er seinen Einkaufswagen nehmen wollte, mußte er feststellen, daß dieser verschwunden war. Stattdessen fand er neben dem Eingang einen kleinen Drahtkorb vor, wie man ihn früher in Tante-Emma-Läden benutzte. Er ließ ihn liegen.

Die Sonne tat Heinz gut. Er war etwa hundert Meter gegangen, als ihm etwas einfiel, ein kleines Detail nur, ein Schild, welches auf der Rezeption gestanden und das er gar nicht weiter beachtet hatte. Dort stand, daß ein Einzelzimmer pro Nacht DM 95,- inklusive Frühstücksbuffet kostet. Hatte er denn überhaupt noch so viel? Er zog sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche und mußte feststellen, daß er nur noch lumpige dreißig Mark und etwas Kleingeld besaß. Du meine Güte! Wenn sie ihn nun gefragt hätten, ob er zahlen will, was hätte er dann getan? Das war eindeutig Zechprellerei, und zudem wäre es ihm auch furchtbar peinlich gewesen. Er beschloß spontan, nie wieder zum Hotel zurückzukehren, denn wenn er dort noch mal auftauchen würde, wäre er wohl dran. Welch ein Glück er doch hatte, ungeschoren aus dem Haus rauszugekommen! Nicht auszudenken, was alles hätte passieren können! Wahrscheinlich hätten sie - völlig zu Recht - die Polizei gerufen, zumal er sich ja auch noch unter falschen Namen angemeldet hatte, und die nächste Nacht hätte er dann wohl in einer ungemütlichen Zelle verbringen dürfen! Nein, er würde nie wieder zurück zum Hotel 'Schloß Ascona' gehen, soviel Glück wie heute hatte man nur einmal.

Sein Magen knurrte fürchterlich. Es war, als sei er drauf und dran, sich selbst zu verdauen. Ein hungrieriger Bauch sucht nicht gern. Dann stand Heinz plötzlich vor einem riesigen Einkaufszentrum, über dessen Eingang eine große Leuchtschrift 'DELTA 4' schrieb. Nun, ein bißchen Geld hatte er ja noch, warum sollte er sich nicht hier etwas zum Essen kaufen? Schade nur, daß er keinen Einkaufswagen mehr hatte, aber so furchtbar viel wollte (und konnte) er ja ohnehin nicht mitnehmen.

Der Parkplatz vor dem Geschäft stand voller Autos, und in der Einfahrt warteten mindestens fünf davon mit laufenden Motoren darauf, daß eines wegfuhr. Du meine Güte, wie voll mußte es dann erst drinnen sein? Er war schon drauf und dran, sein Vorhaben aufzugeben, als sein Magen ein besonders lautes Grummeln von sich gab. Na, was soll's? Vielleicht hatte er ja Glück und lief Marian über den Weg, die ja - wie es schien - auch gerade auf dem Weg zum Einkaufen war.

Die breiten Glastüren öffneten sich automatisch, und als Heinz im Laden stand, sah er rechts mehrere Kolonnen Einkaufswagen. Na fein. Und er hatte sich die ganzen letzten Tage zum Affen gemacht und war mit einem solchen durch die Stadt gezogen! Er überlegte kurz, ob er sich einen nehmen soll, ließ es aber bleiben, da er ja ohnehin nicht vorhatte, viel einzukaufen. Vielleicht ein paar Brötchen. Und einige Scheiben Wurst. Das sollte reichen.

Der Laden schien schier endlos zu sein. Heinz ging an Regalen vorbei, denen stets neue folgten, es gab hier wirklich alles, vom Radio bis zur Waschmaschine, vom Katzenfutter bis hin zu Hygieneartikeln, nur etwas zum Essen konnte er nicht entdecken. Er ging immer weiter geradeaus, doch der Laden nahm kein Ende. Irgendwann ging es eine Treppe herunter, und anschließend folgten weitere Regale und Regale und Regale. Das Licht kam vornehmlich von flackernden Neonröhren, nur in der Lampenabteilung erstrahlte es von hunderten ausgestellten Lampen aller Art. Schließlich hatte Heinz die Nase voll und ging zurück zum Ausgang. Er schlug eine andere Route ein, doch als er bei den Kassen ankam, hatte er die Lebensmittelabteilung noch immer nicht gefunden.

Eine Überraschung wartete auf ihn. Als er sich an einer Schlange, die vor der Kasse 'D' wartete, vorbeidrängeln wollte, hielt ihn plötzlich jemand am Arm fest. Er dachte, man verdächtige ihn des Diebstahls, doch als er sich umdrehte, mußte er hinter einem gefüllten Einkaufswagen eine lächelnde Marian entdecken, die er fast übersehen hätte. „He, du! Kennen wir uns nicht?“

„Oh Mann, das ist aber eine Überraschung! Ich habe dich vorhin vom Hotelfenster aus gesehen und war gerade dabei, dich zu suchen, und jetzt wär' ich fast an dir vorbeigelaufen! Ich freu' mich.“

„Ja“, erwiderte Marian und lächelte, daß Heinz' Herz zu Schmieröl wurde und ihm in die Hose lief, „ich freu' mich auch.“

Nachdem Marian ihre Einkäufe bezahlt und im Korb verstaut hatte, verließen sie das Geschäft und setzten sich draußen auf eine niedrige Mauer. Eine Zeitlang sagte keiner von beiden etwas. Auf dem Parkplatz herrschte reges Treiben, Leute mit Einkaufswagen rollten vorbei, Autos kamen und fuhren weg, hier und da wurde gehupt.

Schließlich unterbrach Heinz das Schweigen: „Sag mal, das Mädchen, das dir vorhin in die Arme gefallen ist, war das deine Schwester... wie hieß sie doch gleich?“

„Eleonora. Ja, das war sie. Hatte grad 'ne Freistunde.“

„Wie kommt es eigentlich, daß du zu dieser frühen Stunde unterwegs bist? Mußt du nicht arbeiten?“

„Nee, im Moment nicht. Habe grad sowas wie Urlaub. Wegfahren war aber nicht drin, dafür fehlt's am Liquiden.“

„Aha. Was arbeitest du eigentlich nochmal?“

„Na, du weißt doch, ich mach 'ne Lehre als Verpackungstechnikerin. Hab ich dir doch schon mal erzählt.“

„Ach so. War mir irgendwie entfallen.“

Ein Lastwagen scheuchte mit seiner Hupe zwei plaudernde Frauen fort und fuhr hinter das Geschäft.

Marian warf Heinz einen furchtbar lieben Blick zu: „Hast du mich wirklich gesucht?“

„Und wie! Du hättest mich mal bei diesem Fest gestern sehen sollen! Mit meiner Fragerei hab ich sogar ein ganzes Orchester aus dem Konzept gebracht.“

„DU warst das also! Und grad bei meinem Lieblingsstück!“ Sie tippte ihm sacht mit dem Zeigefinger auf den rechten Handrücken.

„Och, das tut mir ja sooo leid...“ Er tippte zurück.

„Mensch, da kann ich mir ja jetzt richtig was drauf einbilden! Sucht der Typ mich doch tatsächlich!“

Er sah lächelnd in ihre braunen Augen. „Na, dann fang mal an zu bilden.“

„Heinz, denkst du eigentlich manchmal noch an unser erstes Treffen bei Boris? Wie du da reinkamst, begleitet von Hammills 'Louse', so ganz der verletzliche, unangreifbare Heinz. Du hast so 'ne ganz eigene Art aufzutreten, das macht dir so leicht keiner nach.“

„...and if he goes away I can't stay here either. I believe... oh, I think... well, I don't know... Ja, ist schon ein tolles Stück. Wie ich das das erste Mal gehört habe, war ich ganz hin und weg. ...sometimes it's very scary here, sometimes it's very sad, sometimes I think, I disappear, sometimes I...I... Warte mal, da war doch auch noch dieses Hammill-typische Wortspiel, ach, wie ging das doch gleich? - 'Maybe I should de-louse this place, maybe I should de-place this louse... Ich liebe diese Wortspiele. Da gibts in 'nem anderen Stück doch auch so was Schönes: 'This is the ending of the beginning, this ist the beginning of the end... Kleine Ursache, große Wirkung. Ist doch geil, oder?“

„Tut mir leid“, erwiderte Marian und lächelte, „aber Englisch war noch nie so meine starke Seite.“

„Oh sorry. War mir irgendwie entfallen.“

„Dir entfällt aber in der letzten Zeit 'ne ganz schöne Menge. Wirst wohl allmählich alt. Zeit für die Rente, Herr Tattergreis.“ Marian lachte und strich Heinz über den Arm.

„So kann man das aber auch nicht sehen“, erwiderte er, nahm ihre Hand und streichelte sie mit seinem Daumen.

Es war, als hätte es so kommen müssen. Marian legte ihren Kopf an Heinz' Schulter, er wandte den seinen ihr zu, dann trafen sich ihre Lippen für einen scheuen Kuß. „Ich hab dich immer gemocht, Heinz...“ Ihre Küsse wurden mutiger, Heinz schmeckte ihre warme Zunge. Er vergaß, wo er war, er vergaß die Ereignisse der letzten Wochen und gab sich voll und ganz diesem Gefühl hin, so neu und doch so bekannt.

Ganz in ihrer Nähe wies ein blaubekittelter Mann auf ein Schild und nahm einer Frau um die Sechzig eine Hundeleine ab. Die Frau zeterte und meckerte, und der Hund jaulte und wußte scheinbar nicht, was er verbochen hatte. Der Bekittelte zerrte ihn zu einem merkwürdigen Gestell mit mehreren Haken in etwa zwei Meter Höhe, welches an einen Kleiderständer erinnerte, die Halteschleufe wurde in einen Haken eingehängt, und der kleine Hund zappelte hilflos und nach Luft schnappend an seiner Leine. Die Frau versuchte sich zu verteidigen, den Hund zu rechtfertigen, doch es half alles nichts. Der Kittelmann gab ihr einen kleinen Coupon und ermahnte sie, den Hund hängenzulassen, was sie artig, wenn auch mit Tränen in den Augen befolgte. „Mein armer Strolchi... Oh Gott... Hättest du nicht noch warten können, bis wir wieder draußen im Park sind?“

Heinz und Marian bekamen von diesem Vorfall nichts mit, waren viel zu sehr mit ihren jungen Zärtlichkeiten beschäftigt.

Als sie später Hand in Hand an jenem Schild vorbeigingen, las er: 'HUNDE, DIE GEHWEGE, STELLPLÄTZE ODER GRÜNFLÄCHEN DER DELTA 4 UNIONS AG BESCHMUTZEN, WERDEN ERHÄNGT! DIE GESCHÄFTSLEITUNG.' Er sah den Hundegalgen und den inzwischen tot daran baumelnden Hund und dachte bei sich: *Rauhe Sitten*. Die Frau stand noch immer verzweifelt schniefend daneben, und Heinz fand bemerkenswert, daß sie violette Haare hatte.

Sie verabredeten, sich in einer Stunde vor dem Hotel zu treffen, und erst als Marian nach etlichen Küssen und Umarmungen mit ihrem Korb verschwunden war, fiel ihm ein, daß er sich ja vorgenommen hatte, nie wieder dorthin zurück zu gehen.

## Kapitel 14

Heinz fühlte sich mehr als unwohl, als er gegenüber dem Hotel in einem Hauseingang Stellung bezog, um auf Marian zu warten. Hoffentlich würde sie nur bald kommen! Inzwischen war früher Nachmittag, auf der Straße immer noch viel los. Woher kamen nur all die Leute? Hatten die nichts Besseres zu tun? Mußten die denn nicht auch mal arbeiten?

Als sich gegenüber die Hoteltüre öffnete und die große Frau von der Rezeption herauskam, der er am Morgen seinen Zimmerschlüssel gegeben hatte, setzte Heinz' Herz einen Schlag aus. Er ging in die Hocke und versuchte, sich so gut es ging zu verstecken. Aus den Augenwinkeln sah er, wie die Frau in einen weißen Kleinwagen stieg und fortfuhr. Gottseidank, sie hatte ihn nicht gesehen! Er setzte sich am Rand des Bürgersteigs auf einen Treppenabsatz und beobachtete den Eingang des Hotels. Das Zimmermädchen brauchte er wohl nicht mehr zu fürchten, die hatte sicher längst Feierabend, der Nachtportier würde auch erst am Abend wiederkommen; blieb nur noch der Mafia-Manager, der ihn erkennen konnte.

Eine ältere Dame mit Pelzmantel und Schlangenlederhandtasche kam vorbei und blieb direkt vor Heinz stehen. Er sah sie desinteressiert von unten her an und fragte sich, was diese alte Schachtel an ihm so aufregend fand, daß sie gleich stehenbleiben mußte. Die Frau schüttelte ihren schwarz gefärbten Lockenkopf und griff in die Handtasche, um ihm anschließend ein Zweimarkstück vor die Füße zu werfen. „Es ist eine Schande... So jung...“, murmelte sie und ging weiter. Heinz war sprachlos, nahm das Geldstück vom Boden und steckte es sich in die Hosentasche. Was sollte denn das?

Kurze Zeit später kam auf der anderen Straßenseite eine Mutter mit ihrer etwa achtjährigen Tochter an der Hand vorbei. Das Kind sah Heinz, riß sich von seiner Mama los, überquerte die Straße und kam zögernd auf ihn zu. Er sah die Kleine an, fand die Art, wie ihr blondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war, niedlich und lächelte. Das Mädchen sah ihn besorgt an und streckte ihm ein in Plastikfolie eingewickeltes Bonbon hin. Unfähig, etwas zu sagen, nahm er es in einer reinen Reflexhandlung entgegen, und das Kind schenkte ihm ein schüchternes Lächeln. Und schon kam die Mutter angehechtet, nahm die Kleine bei der Hand und zerrte sie fort: „Komm, Lisa, komm; ganz schnell weiter!“

Verdammt, was lief hier für ein Streifen? Hielt man ihn vielleicht für einen Bettler? Heinz schüttelte mit dem Kopf und lachte.

Dann stand plötzlich ein altes Ehepaar vor ihm, der halb glatzköpfige Mann nahm seine Brieftasche aus dem Mantel und kramte darin herum. Nun wurde es ihm aber zu dumm! Heinz stand auf und sagte: „He, ich glaube, hier herrscht sowas wie ein Mißverständnis! Ich bin doch kein...“

Der Mann drückte ihm sanft unterbrechend ein Fünfmarkstück in die Hand: „Schon gut, mein Junge, schon gut! Deswegen braucht man sich doch nicht zu schämen!“ Die Frau an seiner Seite lächelte ihm aufmunternd zu, ganz so in der Art, als wolle sie sagen: 'Ich hatte mal einen Sohn, der war genau wie du... Glaub mir: Es wird schon wieder! Mein Junge kam aus dem Krieg nicht wieder, aber für dich stehen doch alle Tore noch weit, weit offen...'

Er glaubte nicht, was er gerade erlebt hatte, sah dem alten Paar mit offenem Mund hinterher, bis es in der Straße verschwand. Dann setzte er sich wieder auf die Treppe und wartete. Wo blieb Marian nur!

Ein Konglomerat aller nur erdenklichen Hunderassen trottete, einen blutigen Knochen in der Schnauze tragend, auf Heinz zu, blieb stehen und warf ihm das Ding mit einem treudoofen Lassieblick vor die Füße. Der Knochen sah fast aus wie die Miniatur eines menschlichen Schulterblattes. Der Hund wedelte mit dem Schwanz und ließ seine Zunge rausschlappen; dann drehte er sich auf dem Absatz um und verschwand im Getümmel.

Heinz stand auf und trat den Knochen weg. Entweder wollten die ihn hier für dumm verkaufen, oder aber seine sitzende Haltung brachte die Leute dazu, ihn für einen Bettler zu halten. So ein Quatsch! Hatte er etwa einen Hut oder ein Schild aufgestellt? Sah er vielleicht abgerissen und halbverhungert aus, er, der er sich in seinen besten Jugendjahren befand? Endlich entdeckte er Marian, wie sie auf der anderen Straßenseite auf die Hoteltür zuing. Sie war komplett in Schwarz gekleidet, was ihr sehr gut stand; schwarze Jeans, schwarzes Sweat-Shirt, schwarze Schuhe. Ob sie wohl auch schwarze Unterwäsche trug? Na, egal, sie sah sicher selbst in einer weißen Baumwollunterhose Marke Urgroßmutter

noch phantastisch aus. Heinz wollte erst winken und rufen, entschied sich dann aber dafür, über die Straße zu gehen, um sie noch vor dem Hoteleingang abzufangen.

„Na, Mr. Invisible, alles klar?“ Marian lächelte ihm auf eine Art entgegen, die sein Herz wieder zum Schmelzen brachte. Was hatte er aber auch für ein Glück!

„Aber sicher, schönes Fräulein, aber sicher!“ Er umarmte sie und drückte ihr einen kurzen, aber heftigen Schmatz auf die Lippen.

„Oh oh“, lachte sie, „als wenn wir uns zwei Jahre nicht gesehen hätten!“

„Genauso kommt’s mir fast vor. Aber wollen wir jetzt nicht mal losgehen?“ Er nahm sie bei der Hand, um vom Hotel wegzukommen. Schließlich konnte jeden Moment der Mafia-Manager mit seiner schwarzen Sonnenbrille rauskommen und ihn entdecken. Mit sanfter Gewalt zog er Marian hinter sich her.

„He, warum hast du’s denn so eilig?“

„Och, eigentlich... ich weiß auch nicht. Ich find’ die Gegend hier halt nicht so toll. Laß uns hier verschwinden!“

„Und wo willst du mich hinziehen? Auf eine Joggingtour durch die Innenstadt hatte ich jetzt eigentlich weniger Lust.“

„Ich kenn’ mich doch hier nicht so dolle aus, weißt du doch. Was würdest du denn vorschlagen?“

„Nun warte erst mal!“ Marian blieb stehen und hielt seine Hand fest. „Wie wäre es denn, wenn wir ein bißchen in die Natur gehen würden? Hätt’ ich jedenfalls mehr Lust drauf. Nicht weit von hier ist ein Naturschutzgebiet, wo’s ganz hübsch ist. Wird dir bestimmt gefallen.“

„Kein übler Vorschlag. So ein Stadtmaniac bin ich nun auch wieder nicht.“

„OK, dann müssen wir aber in die andere Richtung.“

„Wieder am Hotel vorbei?“

„Na, sicher. Wieso? Ich denke, du wohnst da? Hast du etwa deine Rechnung nicht bezahlen können, oder was ist los?“

„Ach wo! Ich will nur einer bestimmten Person nicht über den Weg laufen.“

„Ha! Einer bestimmten Person. Gibt es da etwa noch eine andere?“

„Nee, das ja nun wirklich nicht. Aber ich will das jetzt auch nicht weiter erörtern. Laß uns mal losgehen, ab zu Mutter Natur!“ Heinz lachte, doch besonders überzeugend klang er nicht. Er war froh, daß Marian nur skeptisch guckte und nicht weiter fragte.

Als sie am Hotel vorbeikamen, öffnete sich die Tür, und das Zimmermädchen trat ins Freie. Heinz sah sie erschrocken an, doch sie schien ihn nicht wiederzuerkennen, ging, ohne ihn zu beachten, zur Haltestelle und studierte dort den Fahrplan. Noch mal Glück gehabt!

Marian führte ihn ein Stück die Hauptstraße entlang, dann bogen sie in eine schmale Gasse ein, die wiederum auf eine große Straße mündete. Ihr gegenüber lag das Naturschutzgebiet, von dem sie gesprochen hatte.

Sie überquerten die Straße und gingen dann durch hohes Gras. Grillen zirpten. Heinz sah drei Neubauten, die so gar nicht in diese ansonsten unberührte Natur passen wollten. Zwei waren schon so gut wie fertig, das dritte wies noch leere Fensterhöhlen und nackte Fassaden auf.

„Ätzend, was?“ Marian wies auf die Häuser. „Die machen alles kaputt hier! Du hättest das mal früher sehen sollen. Da, wo jetzt die Betonwannen stehen, waren mal riesige Brombeersträucher. Elli und ich haben da Brombeeren gefuttert, bis wir kurz vorm Platzen waren. Überhaupt war damals alles viel schöner hier. Es gab sogar riesige Libellen, die so groß waren, daß ich vor ihnen ausgerissen bin. Heute wäre ich froh, überhaupt nochmal eine zu sehen. Ich erinnere mich noch, als ich so 8 oder 9 Jahre war, da habe ich mit meinen Freunden hier Doktor gespielt. Damals konnte man sicher sein, daß keiner vorbeikommt. Heute haben die hier Wege gelegt, damit die Omis und Opis sich nicht die morschen Knochen brechen, wenn sie mal ‘n bißchen Natur genießen wollen. Und überall gibt’s Tische und Bänke, denn man kann von einem gestandenen Städter ja schließlich nicht verlangen, daß er sich ins Gras oder auf ‘nen Stein setzt!“

„Tja. Du hast hier also Doktor gespielt? Früh übt sich, was?“

„Macht das nicht jeder irgendwann einmal?“

„Kann sein.“

Es ging noch eine Weile durch die Natur, und als sie an einer hohen Baumfront, hinter welcher ein kleiner Bach vorbeifloß, ankamen, sagte Marian: „Wie wär’s, wollen wir uns hier nicht mal ein bißchen hinsetzen? Sieht doch ganz hübsch aus, oder?“

„Klar, gute Idee.“

Sie setzten sich unter die Bäume ins hohe Gras. Es war schön hier. Heinz fühlte sich an irgendetwas aus seiner Vergangenheit erinnert, aber es blieb nur eine schwache Ahnung, so ein leichtes Das-habe-ich-doch-schon-mal-gesehen-Gefühl.

Marian legte ihren Kopf in seinen Schoß und schloß die Augen. Er streichelte ihr Haar und ihre Schulter und fühlte sich fast rundum wohl. Worüber sollte er sich auch beklagen? Er beugte sich zu ihr runter und hauchte ihr einen Kuß auf die Schläfe. Er stellte sich vor, wie sie als Kind hier mit anderen Kindern Doktor spielte, und Marian streckte ihm ihre Lippen entgegen. Ihre Zunge schmeckte leicht nach Nikotin.

Ihre Haut war warm und weich und lud ein, immer mehr davon zu erforschen. Diese festen, runden Brüste, die sich verhärtenden Brustwarzen... Minuten sanfter Zärtlichkeiten vergingen, oder waren es Stunden? Heinz verlor jedes Zeitgefühl. Er sah sich als kleinen Jungen in einem Gebüsch stehen, mit heruntergelassenen Hosen und rotem Kopf, und ihm gegenüber stand, den Rocksaum bis zum Kinn hochhaltend, die kleine Marian, kichernd und neugierig... Dann das weich gekräuselte Schamhaar, eine kurze Abwehrreaktion seitens Marian, dann wanderte auch ihre Hand in Richtung Reißverschluß... Dieses Vertrauen... Ich bin der Doktor und untersuche jetzt deinen Bauch... Wo tut es weh? Da unten... Ein Ertrinken in Lustgefühlen... Dieses schöne Mädchen, das ihm allein gehörte, das ihn allein wollte...

Die Sonne versank hinter den Bäumen, Marian in ihrem Orgasmus. Dann lagen sie nebeneinander, spürten den frischen Wind auf ihrer Haut. Irgendwo schrie ein Käuzchen, dann war es bis auf das Rauschen des Baches still. „Ich will ja nicht unromantisch sein“, sagte Marian dicht an Heinz' Ohr, „aber langsam friert mir der Arsch ab...“ Heinz lachte und gab ihr einen Klaps auf den kalten Po: „Na, dann würd' ich an deiner Stelle doch mal die Hose hochziehen, Kind.“

Marian richtete sich auf und zog ihre Jeans hoch. „Es war schön, Heinz. Allein durchs Streicheln hat es bisher noch keiner bei mir geschafft.“

„Noch keiner?“

„Na, außer mir selber.“

„Na, sowas aber auch!“

„Genaugenommen hat es eigentlich noch gar keiner geschafft. Egal wie. Du scheinst es irgendwie im Gefühl zu haben, wie ich es am liebsten mag.“

Ihre Schmeicheleien gaben ihm Stärke, ein gutes Gefühl. „Ja, ich bin schon ein Experte, was? Aber bei dir fällt mir das auch nicht schwer.“

„Ja, das bist du scheinbar wirklich. Ich freu' mich schon auf... Na, das ist vielleicht etwas weit vorgegriffen. Du weißt schon...“

„Tja...“

Nicht weit von den beiden entfernt schaukelte ein Selbstmörder sachte in seiner Schlinge. Er hatte sich vor etwa zwei Wochen an einer schwer zugänglichen Stelle des Naturschutzgebietes unter einem hohen Baum erhängt und war nun schon stark in die Verwesung übergegangen. Er stank. Sein faulendes Fleisch und die abgestandene Pisse in seiner Hose würden jedem, der sich ihm bis auf einen Meter näherte, den Atem nehmen.

„Nun mal ganz im Ernst, Heinz: Ich fand es wirklich schön mit dir, und ich glaube, ich werde in Kürze meinen Frauenarzt aufsuchen und mir die Pille verschreiben lassen. Ich denke, das solltest du wissen.“

„Meinst du nicht, daß das mit uns alles ein bißchen schnell geht? Ich meine, klar, was wir eben gemacht haben, spricht für sich, aber vielleicht solltest du noch ein wenig damit warten? Zur Not könnte ich, falls es hart auf weich kommt, ja immer noch 'ne Lümmeltüte verwenden.“

„Ach, die Mistdinger mag ich nicht. Wenn, dann will ich dich und nicht so ein Gummiding. Da kann ich ja gleich 'ne Kunststoffbanane nehmen. Macht auch keinen Unterschied.“

„Na, du mußt es ja wissen.“

„Logisch. Ich meine, klar, wenn es hart auf hart käme, wenn ich also wirklich Lust hätte und nichts anderes verfügbar wäre, dann OK, dann könnte man so ein Ding verwenden. Aber solange es noch andere Möglichkeiten gibt...“

Sie knutschten noch eine Weile still vor sich hin, während eine fette Schmeißfliegenlarve sich träge durch die Nase des baumelnden Selbstmörders fraß. Dann wurde es für sie Zeit, nach Hause zu gehen.



Marian hatte die Idee, Heinz sollte sie begleiten, um zu sehen, wo sie wohnt. Und morgen sollte er sie dann besuchen kommen, sich ihren Eltern vorstellen, damit sie sich einen Eindruck von ihm machen konnten. Marian würde sie in der Zwischenzeit vorwarnen, denn noch wußten sie nichts von der neuen Bekanntschaft und Liebe ihrer ältesten Tochter. Ihm war das nur recht. Für sie würde er fast alles tun, und wenn die Eltern ihn erst einmal kannten und schätzten, konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen.

Der Selbstmörder würde erst einen ganzen Monat nach diesem Tag von zwei kleinen Jungen im Spiel entdeckt werden. Einer der Jungen würde dabei einen Schock davontragen und fortan nur doch dümmlich grinsend in der Schulanstalt dahinvegetieren. Jahre später würde er ausbrechen, auf einem Friedhof die Leiche eines siebzehnjährigen Mädchens ausgraben und beim Versuch, den Kadaver zu schänden, vom Vater des Mädchens ertappt werden. Der Vater würde beim Anblick seiner faulenden Tochter die Nerven verlieren und dem Jungen mit einem Stein den Schädel einschlagen. Der andere Junge würde die Sache gelassener sehen, seine Schule beenden, eine Lehre absolvieren, eine hübsche, aber etwas dämliche Frau heiraten und drei Kinder in die Welt setzen. Mit dreiundfünfzig Jahren würde er einen langsamen Lungenkrebstod sterben.

Marian wohnte in einem alten, sehr hohen Haus. „Du mußt den dritten Klingelknopf von links drücken, das ist unserer.“

„Wieso habt ihr denn keine Schilder an den Klingeln?“

„Verordnung des Hausmeisters. Aber ist ja auch egal. Merk dir halt nur, daß es die Dritte von links ist.“

„Die Dritte von links. Gut, das läßt sich merken. Die Dritte von links, die Dritte von links...“

Sie tauschten noch einige Küsse, dann zog Marian einen Schlüssel aus der Tasche ihrer Jeans und schloß die Haustür auf. „Denk dran: Morgen um drei Uhr. Die Dritte von links. Laß mich bloß nicht sitzen!“

„Seh' ich so aus? Ich werde pünktlicher als pünktlich sein. Darauf kannst du dich verlassen!“

„Na, wir wollen's hoffen!“

Die Tür schloß sich, und Heinz stand allein auf der Straße.

Er ging über das Naturschutzgebiet zurück zum Hotel. Du meine Güte, wenn es doch nur schon morgen wäre! Hoffentlich würde er gut schlafen, damit die Zeit so schnell wie möglich verging! Als er an der Stelle mit den Neubauten vorbeikam, stellte er fest, daß dort nun nicht mehr drei sondern bereits vier Häuser standen. Hatte er sich vorhin denn verzählt?

Marians junger, fester Körper stand vor seinem geistigen Auge, und das war nicht das einzige, was bei ihm stand.

Als er das Hotel betrat, war der Nachtportier gerade wieder mit einer Runde Pac-Man beschäftigt. Im Ascher neben ihm verglommte eine selbstgedrehte Zigarette. Er würdigte Heinz keines Blickes.

Er ging an der Rezeption vorbei in die Bar. Es konnte wohl nicht schaden, vor dem Schlafengehen noch ein paar Bier zu zischen, um die nötige Bettschwere zu erlangen. Er fühlte sich derart aufgedreht, daß er ohne ein solches Hilfsmittel sicher keinen Schlaf finden würde.

In der Bar war es recht düster, an kleinen runden Tischen saßen Leute und unterhielten sich; andere saßen allein und unterhielten sich nicht. Allen gemeinsam war, daß sie feine Kleidung trugen und Getränke vor sich stehen hatten. Aus versteckt angebrachten Lautsprechern dudelte einschläfernde Fahrstuhlmusik. Heinz ging zum Tresen und wollte gerade etwas bestellen, als der junge Wirt ihn streng ansah und nach seinem Schlüssel fragte.

„Der hängt noch an der Rezeption. Ich dachte, ich nehme ihn erst nachher mit.“

„Tja, aber unsere Vorschriften besagen, daß wir nur Gäste bedienen dürfen, die einen Zimmerschlüssel oder zumindest ein Zimmerschlüsselchen vorweisen können.“

„Aha. Na, dann geh' ich doch noch mal zur Rezeption und hole meinen Schlüssel.“

Der Wirt hakte einen Daumen unter seine Fliege, zog das Gummiband mit einem todernten Blick etwa zehn Zentimeter vom Hals ab und ließ es zurückschnappen: „Das wäre von Vorteil.“

Heinz verließ die Bar wieder. Der Portier war noch immer mit seinem Computerspiel beschäftigt. Er stellte sich vor die Rezeption und sagte: „Tut mir ja leid, Sie zu unterbrechen, aber ich bräuchte mal meinen Schlüssel. Ich will in der Bar noch was trinken, und die geben mir nichts, wenn ich keinen Schlüssel habe.“

„Nimm ihn dir selber. Da hängt er!“ Der junge Mann zeigte kurz auf das Schlüsselbrett. Heinz ging um die Rezeption herum und nahm den Schlüssel 237. Ihm fiel auf, daß neben jedem Schlüssel noch

eine Miniatur desselben hing, exakte Nachbildungen, bis auf die Tatsache, daß sie nur etwa ein Viertel der normalen Größe hatten. Er verzichtete darauf, den Portier zu fragen, wozu diese Miniaturen gut sind, und ging zurück in die Bar.

„So, hier ist mein Schlüssel. Krieg' ich jetzt was zu trinken?“

Der Wirt nahm ihm den Schlüssel aus der Hand, griff in seine Hemdtasche und zog eine Brille heraus. Er sah sich den Schlüssel etwa eine Minute lang von allen Seiten an, dann nahm er die Brille wieder ab und steckte sie zurück in die Hemdtasche: „Aber sicher, mein Herr! Was darf's denn sein? Ein Cocktail? Ein Glas Dom Perignon? Wir haben einen sehr guten Jahrgang auf Lager, kann ich Ihnen nur wärmstens empfehlen! Oder wie wäre es zu Beginn mit einem kleinen Calvados?“

„Eigentlich stand mir der Sinn mehr nach einen kühlen Bier.“

„Einem Bier?“ Der Wirt verzog angewidert den Mund und legte mit spitzen Fingern, gerade so, als handele es sich um ein vollgerotztes Taschentuch, den Zimmerschlüssel vor Heinz auf den Tresen.

„Wenn's denn sein muß. Dann eben ein Bier.“

Kurze Zeit später hatte er ein Bier vor sich stehen, welches er in noch kürzerer Zeit hinunterstürzte. Er rülpste, wischte mit dem Handrücken über seinen Mund und sagte: „Sorry. Noch eins.“

Heinz stieg auf einen ungewöhnlich hohen Barhocker. Das zweite Bier trank er gemächlicher.

Von den Gesprächen der anderen Gäste konnte er nur Bruchstücke aufschnappen, doch sie interessierten ihn auch nicht sonderlich. In seinem Kopf existierte zur Zeit nur noch eine Sache, und das war Marian, die schöne, warme, weiche Marian, die er morgen wiedersehen würde... Der Wirt setzte sich auf einen Stuhl und begann, ein Pornoheft mit dem Titel „Pregnant Love“ und eindeutigen Farbbildern auf dem Umschlag zu lesen. Nun ja, jedem das seine.

Als Heinz endlich von seinem Barhocker heruntersprang, hatte er etwa vier oder fünf Bier intus. Der Wirt, der inzwischen eine anderes Magazin mit dem Titel „Married With Children“ in der Mache hatte, unterbrach seine Lektüre und ließ Heinz eine handgeschriebene Rechnung unterschreiben. Er gab ihm den Durchschlag.

Auf dem Weg zur Rezeption versuchte Heinz, den Durchschlag zu entziffern, doch der Wirt hatte eine derartige Sauklaue, daß er es nicht schaffte. Da könnte ebensogut 'Fünf Bier mit Glas' wie auch 'Strumpf-Tier im Gras' stehen. Das einzige, was man klar lesen konnte, war die Zimmernummer: 237. Er knüllte den Zettel zusammen und steckte ihn in die Hosentasche.

Er hatte sich überlegt, den Nachtportier nach einer Zahnbürste und Zahnpasta zu fragen; für gewöhnlich wurden solche nützlichen Kleinigkeiten doch an der Rezeption eines Hotels verkauft. Auch ein Rasierapparat wäre nicht zu verachten. Einen Vollbart wollte er sich eigentlich nicht stehen lassen, aber viel fehlte dazu nicht mehr. Daß Marian sich daran nicht störte, war schon erstaunlich. Als er ankam, war der junge Mann mal wieder am Telefonieren.

„... nee, ich sag dir, damit muß der Typ schon selber fertig werden! Bin ich denn sein Vater? Jeder von uns hat seine Probleme, das ist nun mal so. Wie? Ja, seh' ich ein, ist klar. Aber mir wird auch nichts geschenkt. Apropos geschenkt; kannst du mir noch mal Peters 'Patience' aufnehmen? Irgendwer hat sich die geklemmt, als ich nicht aufgepaßt habe. Kann eigentlich nur der Fred gewesen sein, aber beweisen kann ichs auch nicht. Das ist nett von dir. Hm? Wer? Ach der Hänger! Nee, den habe ich jetzt auch schon seit gut und gerne zwei Wochen nicht mehr gesehen. Keine Ahnung wo der sich rumtreibt. Als er mich das letzte Mal besucht hat, wirkte er ganz schön down. Na, kann man ja auch verstehen: Keine Arbeit, Freundin abgehauen, völlig abgebrannt... Wie? Ja, versuch doch mal. Vielleicht trifftstn ja da. Möglich ist alles. Sicher nichts. Ja, OK, halt mich auf dem Laufenden. Hm? Hmhm. Ja, bis dann! Tschüß! Was? Ja, kann ich machen. Ich richt's ihr aus. Aber mach dir keine zu großen Hoffnungen! Ich kenn' doch unsere Uschi! Da fehlt nur noch das 'M'! OK, mach's gut!“ Der Nachtportier legte den Hörer auf und sah Heinz an: „Und?“

„Habt ihr hier auch Zahnbürsten, Rasierer und so was?“

„Klaro! Es gibt kaum etwas, das wir nicht haben! Pasta und Rasierschaum auch?“

„Ja, logisch. Ohne geht's ja ein bißchen schlecht.“

„Och, gehen tut alles. Fragt sich nur, wie.“ Der Portier verschwand kurz durch eine Schiebetür hinter der Rezeption und tauchte dann wieder auf. Heinz bekam ein Dreierpack Einwegrasierer, eine grüne Zahnbürste, eine Miniaturtube Zahnpasta sowie eine ebenso kleine Dose Rasierschaum.

„Ich schreib's aufs Zimmer, OK? Hab vorhin den Kassenschlüssel verlegt und jetzt keinen Bock, danach zu suchen.“

„Alles klar. Schönen Dank auch!“

„Nichts zu danken. Der Gast ist bei uns König! Gut's Nächtle!“

„Gleichfalls.“

Auf seinem Zimmer angelangt, wusch sich Heinz sein verschwitztes Gesicht, putzte die Zähne und rasierte sich ausgiebig. Dann zog er sich aus, legte sich ins Bett und fühlte sich wohl. *Morgen werden wir uns wiedersehen, schöne Marian... Morgen schon...* Der Schlaf ließ nicht lange auf sich warten.

## Kapitel 15

Heinz wachte durch ein merkwürdig krabbeliges Gefühl an seinem rechten Bein auf. Es war, als würde ein großes Insekt mit vielen dünnen Beinen und langen tastenden Fühlern darauf herumlaufen. Er setzte sich hastig auf und riß die Decke weg; nein, da war nichts, nur sein haariges Bein. Vielleicht hatte die Decke das Gefühl hervorgerufen, vielleicht war es auch nur der Rest eines Traums kurz vor dem Erwachen. Heinz schüttelte ein Gefühl von Unwohlsein ab, stieg aus dem Bett und zog sich an. Es war kühl im Zimmer. Er drehte die Heizung auf und hörte erst ein blubberndes, dann ein klopfendes Geräusch. Anschließend legte er eine Hand auf den Heizkörper und mußte feststellen, daß er nicht warm wurde. Er drehte das Ventil wieder zu und setzte sich auf die Toilette, um einen Morgenschiß in die Schüssel plumpsen zu lassen. Das Wasser spritzte hoch und gab ihm ein unangenehmes Gefühl am Hinterteil. Er nahm die Klopapierrolle, auf der, obwohl er sie nie benutzt hatte, kaum noch etwas drauf war. Das Papier hatte in etwa die Konsistenz von Packpapier. Kaum hatte er seine Hose hochgezogen und die Spülung betätigt, steckte jemand von außen einen Schlüssel ins Schlüsselloch und öffnete die Tür. Das Zimmermädchen kam herein, sah ihn an, schnüffelte und sagte: „Wie geschmacklos!“

„Na und? Riecht's bei Ihnen vielleicht besser?“

„Was geht Sie das an?“ Sie wedelte mit ihrem Putzlappen. „Und? Kann ich jetzt?“

„Von mir aus.“ Heinz ging aus dem Zimmer. „Schönen Tag noch!“

„Jaja, du mich auch!“

Dieses Zimmermädchen war doch wirklich eine Zumutung! Als er schon ein gutes Stück vom Zimmer entfernt war, fiel ihm ein, daß er vielleicht noch mal duschen sollte, bevor er zu Marian ging. Aber diesmal sollte er dafür doch besser ein Handtuch mitnehmen. Er ging zurück und schloß seine Zimmertür auf. Die junge Frau saß mit heruntergelassener Hose auf dem Klo und blickte genervt zu ihm auf: „Auch noch Spanner, oder wie?“

Aha, auf diese Weise hatte sich das Klopapier also verringert! Heinz schenkte dem Zimmermädchen keine Beachtung, obwohl sie, wie es schien, wirklich einen bemerkenswerten Hintern hatte. Er ging zum Waschbecken, nahm das Handtuch ab und verließ das Zimmer.

Als er bei den Duschen ankam, mußte er Schlange stehen. Es dauerte gut eine Viertelstunde, bis er den Umkleideraum betreten konnte. Als er unter der Dusche stand, war er nicht allein. Links von ihm duschte gerade ein kugelbäuchiger Mann um die sechzig, rechts ein schmalbrüstiger Teenager.

„Reich mir mal die Seife“, sagte der Mann zum Teenager, und dieser gab sie ihm an Heinz vorbei.

„Und hör auf, immer an dir rumzuspielen! Davon kriegt man nur Pickel im Gesicht! Wenn ich das der Mama erzähle, wird sie dir die Hände auf den Rücken binden!“

„Aber ich habe doch gar nichts gemacht“, entgegnete der Junge.

„Ach! Und was ist das?“

„Da kann ich doch nichts für!“

„Wer's glaubt, wird selig!“

Heinz beeilte sich mit dem Duschen.

Zurück auf seinem Zimmer hängte er das Handtuch auf die Heizung und stellte fest, daß das Bett ungemacht und die Klopapierrolle leer war. Wofür wurde er am Morgen eigentlich immer so früh geweckt, wenn diese Person von einem Zimmermädchen doch nichts machte außer sein Klo zu benutzen?

Als er in Richtung Rezeption ging, meldete sich laut und energisch sein Magen. Er fragte die Empfangsdame, diesmal war es eine andere als am Vortag, eine kleine, hektische Person Anfang Zwanzig, wo denn der Frühstücksraum sei, und sie wies ihm überfreundlich und wortreich den Weg. Dort angekommen, mußte er wieder Schlange stehen. Als er endlich am Buffet ankam, nahm er sich zwei Bröt-

chen, einige Scheiben Wurst sowie zwei Stück Butter. Er ergatterte einen freien Platz an einem Viertisch. Die anderen am Tisch unterhielten sich lautstark, meist mit vollem Mund.

„...glaubt der doch, mit uns könnte er so umspringen, aber da hat er sich kräftig getäuscht! Ich hab ihm gleich ‘nen Fax runtergeschickt und ihn an unsere Bestellung erinnert, und er sollte doch so freundlich sein, sie umgehend zuzusenden, da wir uns ansonsten genötigt sähen, rechtliche Schritte gegen ihn einzuleiten, und was soll ich sagen - zwei Tage später war alles da.“

„Ja, man muß nur wissen, wie man mit den Leuten umzugehen hat! Ich meine, meist ist es doch so, daß ohne Druck gar nichts läuft, die tanzen auf deiner Milz herum, machen Knoten in deinen Dünndarm, spicken deine Leber mit Zahnstochern, stecken lange rostige Metallstäbe in deine Ohren, und alles nur, um dich zu erniedrigen, um ihren abwegigen sexuellen Neigungen nachzugehen. Ich meine, zeig ihnen, wo es langgeht, und sie fressen dir aus der Hand, küssen deine Füße, schlecken dir die Krümel aus dem Arsch. Ich hab’s doch schon so oft erlebt - eben noch die große Fresse, und wenn man ihnen klargemacht hat, wer in dieser Dimension der Chef ist, sind sie so klein mit Baskenmütze!“

„Ganz recht, ganz recht! Wir erleben so etwas doch fast täglich. Erst vor zwei Tagen haben wir mit dem Leiter des Amtes für Treibgasentsorgung ähnlichen Ärger gehabt. Unsere Firma sei nicht umweltneutral! Wir würden die Natur belasten! Na, dem haben wir den Marsch geblasen! Ist doch immer das selbe - eben noch drohen sie dir ein Verfahren an, und wenn sie plötzlich merken, daß da ein paar Scheine in ihren Taschen stecken, wo vorher keine waren, schütteln sie dir die Hand und reinigen voller Inbrunst dein Klo...“

Eine Serviererin stellte wortlos ein Kännchen Kaffee vor Heinz ab und verschwand wieder. Er schenkte sich ein.

Er war froh, als er sein Frühstück beendet hatte, denn als die Männer an seinem Tisch anfangen, Schnäpse zu bestellen und Zigarren zu rauchen, wurde es wirklich unerträglich. Er ging zur Rezeption und gab seinen Schlüssel ab. Die Empfangsdame legte einen Zettel, auf welchem sie gerade irgendwas notiert hatte, zur Seite und sprach ihn an: „Herr Albert, einen Moment bitte noch; könnten Sie bitte so freundlich sein und mir sagen, wie lange sie Ihr Zimmer noch benötigen? Auf meinem Plan ist nämlich dummerweise nichts vermerkt. Wissen Sie, es ist leider so, daß wir in den nächsten Wochen ziemlich belegt sind, wir haben fast jeden Tag eine Tagung oder Versammlung, und da wäre es schon schön, wenn wir wüßten, ab wann wir Ihr Zimmer wieder vermieten können. Wissen Sie, es ist uns ja selber immer wieder unangenehm, lieben Gästen die Tür weisen zu müssen, nur weil eine Gruppe von vierzig oder fünfzig Tagungsteilnehmern anreist, die schon Monate zuvor gebucht haben, aber irgendwie müssen wir unsere Kapazitäten schließlich sinnvoll ausnutzen. Ein Hotel lebt nun einmal vom Verkauf seiner Zimmer.“

Was sollte er jetzt sagen? Würde er sofort abreisen, müßte er sicherlich seine Rechnung begleichen, aber das konnte er doch gar nicht! Verdammt, warum war er eigentlich zurückgekommen? Und warum war ihm das nicht eher eingefallen? „Nun, ich beabsichtige, noch eine Weile in dieser schönen Stadt zu bleiben. Ich dachte eigentlich an eine Woche, vielleicht auch länger...“

„Nun gut, dann wissen wir wenigstens Bescheid. Ist doch wohl auch in Ihrem Interesse, oder? Allerdings muß Sie darauf hinweisen, daß wir nach einer bestimmten Aufenthaltsdauer eine Zwischenrechnung erstellen, die dann auch zu zahlen ist. Es könnte auch möglich sein, daß Sie unter Umständen mal für eins, zwei Tage umziehen müssen, aber ich denke, da wird sich dann schon was einrichten lassen.“

„Und wann wäre das?“

„Wann wäre was?“

„Na, das mit der Zwischenrechnung. Nicht, daß ich gerade an diesem Tag meine Barschaft schon unter die Leute gebracht habe...“

„Das wäre nicht so schlimm, wir akzeptieren auch Barschecks oder Kreditkarten. Euro, Diners, Amex, Visa - wie es eben beliebt. Hauptsache ist nur“, fügte sie mit einem nicht unsympathischen Lächeln hinzu, „daß wir zu unserem Geld kommen. Wann genau nun eine Zwischenrechnung erstellt wird, entscheidet unser Hotelmanager. Ich kann ihn nachher ja mal fragen, wenn er kommt.“

„Gut. Äh... Tun Sie das. Ich wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag!“

„Danke, gleichfalls! Tschüß!“

Heinz war froh, wieder davongekommen zu sein. Noch einmal würde ihm das aber nicht passieren! Die konnten mit ihrer Zwischenrechnung warten, bis sie schwarz würden! Nur ein komplett Irrer würde nach so viel Glück dasselbe noch einmal herausfordern!

Er spazierte eine Weile in dem Naturschutzgebiet herum, und ihm war, als seien schon wieder weitere Neubauten dazugekommen. Nun standen schon sechs teils mehr, teils weniger fertige Häuser. Die arbeiteten hier scheinbar wie die Teufel.

Als es dann endlich fünfzehn Uhr wurde und er die Straße überquerte, an der Marians Haus lag, hatte er das Gefühl, in eine Zeitlupenaufnahme geraten zu sein. Diese Straße wirkte irgendwie unwirklich, er setzte Schritt vor Schritt, doch ihm war, als käme er nur zentimeterweise voran. Der gegenüberliegende Bürgersteig schien meilenweit entfernt und kam kein Stück näher. Ein Auto fuhr klappernd heran, ein verblassender roter Kombi, machte keinerlei Anstalten, zu bremsen. Heinz sah den Fahrer, sah sein desinteressiertes Gesicht; er begann zu rennen, doch auch jetzt schien er kaum von der Stelle zu kommen. *Wenn er doch wenigstens umkehren könnte!* Doch kurz bevor das Auto ihn erfaßte, war das Gefühl vorbei, und er erreichte mit beinahe zuviel Schwung die andere Straßenseite. Als er dann endlich vor Marians Haus stand, war ihm mehr als unwohl. Zum einen hatte er keine Ahnung, was ihn erwartete; wer wußte denn schon, wie Marians Eltern so drauf waren, ob sie ihn überhaupt akzeptieren würden? Und zum anderen mußte er mit Schrecken feststellen, daß er vergessen hatte, welcher Klingelknopf der richtige war. War es der dritte von links? Oder von rechts? Von oben? Oh verdammst, warum hatten die hier bloß keine Namensschilder! Eine Regelung, die solche verbietet, ist doch absolut idiotisch!

Das Haus wirkte riesig und dunkel, und es schien Geheimnisse zu beherbergen, von denen Heinz im Leben nichts wissen wollte.

*Denk dran: Morgen um drei Uhr. Die Dritte von links...* Ja, es mußte der dritte Klingelknopf von links sein. Er drückte ihn, und kurze Zeit später ertönte das Summen des Türöffners. Er trat ins Treppenhaus. Es war düster.

Eine Treppe führte nach oben. Heinz erklimmte sie und stand vor einem etwa zehn Meter langen Gang mit jeweils vier Türen auf beiden Seiten. Keine davon war geöffnet. Er durchschritt den Gang und kam zu einer weiteren Treppe, an deren Ende wieder ein Gang gleicher Art zu finden war. Auch hier waren alle Türen verschlossen. Im nächsten Stockwerk fand er endlich eine offene Tür. Er rief: „Hallo“, bekam aber keine Antwort. So trat er einfach ein und machte sich auf die Suche nach Marian. Es war eine stinknormale Wohnung mit einer stinknormalen Einrichtung; das einzige, was sie von Wohnungen, in denen Heinz bislang zu Besuch gewesen war, unterschied, war die Tatsache, daß niemand daheim zu sein schien. Er klopfte an sämtliche Zimmertüren und spähte, nachdem keine Antwort kam, hinein, aber da war wirklich niemand. Er überlegte noch eine Zeit lang, wer ihm denn bloß die Haustür geöffnet haben könnte, bis er endlich auf die Idee kam, daß er sich in der falschen Wohnung befand.

Doch da war es schon zu spät.

Er hörte Schritte auf dem Flur und eine tiefe Stimme: „Liebling, ich bin da!“ Oh, verdammter Mist! Heinz huschte in ein Kinderzimmer mit Teddybären und Puppen auf dem Bett und war ganz still. Das war es, was ihm gerade noch gefehlt hatte; als Einbrecher ertappt zu werden, während er eigentlich nur vorhatte, seine neue Freundin zu besuchen! Er hörte, wie der Heimkehrer etwas auf dem Flur abstellte und dann zu sich selber sagte: „Hm. Keiner zuhause. Frag’ mich, wo die Schlampe schon wieder rumhängt...“ Eine grau getigerte Katze sah ihn neugierig unter dem Bett hervor an. Dann wurde eine Tür geöffnet und anschließend wieder geschlossen. Das war seine Chance. Ohne noch lange zu überlegen verließ Heinz das Kinderzimmer und ging zur nun geschlossenen Wohnungstür. Er hörte eine Toilettenspülung und sah zu, die Wohnung so leise es eben ging zu verlassen.

Am Ende des Gangs war wieder eine Treppe, und ein Stockwerk höher traf er endlich Marian, die in einer geöffneten Tür stand und ihm entgegenlächelte: „Na, das hat aber lange gedauert! Hast du dich verlaufen?“

„So könnte man es fast bezeichnen.“

Sie gaben sich einen deftigen Kuß, dann sagte Marian: „Meine Eltern sind noch Einkaufen, müßten aber jeden Augenblick zurückkommen. Ich hoffe, dein Eindruck bei ihnen wird wenigstens ansatzweise so wie bei mir.“

Heinz lächelte gequält: „Na, wir werden sehen.“

Sie gingen in die Küche, und er setzte sich an einen Tisch mit buntgeblümter Plastiktischdecke. Eine Kaffeemaschine gab mit dem ihr typischen Blubbern zu verstehen, daß der Kaffee gleich fertig war. Marian ging zu einem Regal, an welchem mehrere Tassen aufgehängt waren, und nahm zwei ab. Hinter dem Fenster zogen dunkle Regenwolken vorbei.

„Nun mach dir mal keine Sorgen, so übel sind meine Eltern gar nicht drauf. Sei einfach ganz normal, bohr nicht in der Nase, rülps nur hinter vorgehaltener Hand, kneif meiner Mutter nicht in den Hintern, pinkel nicht in die Blumentöpfe, und schon hast du gute Chancen, diese Wohnung durch die Tür und nicht durchs Fenster wieder zu verlassen...“

„Wie beruhigend.“

Marian lachte. „Nein, ganz ehrlich, so übel sind sie nicht. OK, du hättest vielleicht doch besser einen Nadelstreifen angezogen, und ‘ne schlichte Krawatte wäre auch nicht verkehrt gewesen. Hast du denn wenigstens deine Schuhe poliert? Wenn mein Dad eines nicht abkann, dann sind das unsaubere Typen. Letztlich hat er den Freund einer Freundin in voller Montur in die Badewanne geschmissen und das Wasser aufgedreht, nur weil ihm seine Fingernägel nicht sauber genug waren. Da kennt er nichts. Hinterher hat er sich aber geärgert, weil der Typ das Bad und den Flur ganz naß gemacht hat, als er voller Panik geflüchtet ist.“

„Oh Mann, muß das jetzt sein? Ich bin schon so nervös!“

Sie stellte eine gefüllte Tasse vor ihm ab und legte einen Arm um seine Schultern. „Hab ich dich jetzt verunsichert? Och, das tut mir aber leid.“ Sie küßte ihn auf den Hals und kicherte.

Heinz entdeckte einen Aschenbecher auf dem Tisch und stellte verärgert fest, daß er keine Zigaretten besaß. Als wenn Marian seine Gedanken erraten hätte, holte sie ein Päckchen Tabak hervor und reichte es ihm. Erleichtert beobachtete er seine Hände, wie sie aus einem Büschel Tabak und einem Blättchen in kürzester Zeit eine Zigarette formten. Er konnte sich nicht erinnern, jemals selbst gedreht zu haben.

Kaum hatte ihm Marian Feuer gegeben und er den ersten Zug genommen, wurde die Wohnungstür aufgeschlossen. Heinz hustete. Jemand rief mit einer nicht unsympathischen Männerstimme: „Halloho! Wir sind wieder daha!“

„Also dann“, sagte Marian und ging zur Küchentür, „mach dich bereit zur Exekution.“

Er sah auf die Zigarette in seiner Hand und fluchte innerlich, daß er nicht noch ein wenig damit gewartet hatte. Was machte das denn für einen Eindruck, ein Typ in Alltagsklamotten, eine Selbstgedrehte in der Hand? Sicherlich lagen seine Haare nicht richtig. Hatte er sich heute morgen eigentlich rasiert? Nein, gestern abend hatte er es getan. Er befühlte sein Kinn und befand es als zu stoppelig. Seine Fingernägel zu überprüfen, fehlte ihm der Mut.

Marian und ihre Eltern rumorteten eine Weile im Flur herum, es wurde geflüstert. Sein Herz pochte von Sekunde zu Sekunde wilder, und fast hatte er das Gefühl, gleich unter sich zu machen.

Nach einer Minute, die ihm wie eine Stunde vorkam, erschien Marian mit einem eher breit als groß geratenem Mann von etwa fünfundvierzig in der Küchentür, der ihm einen Blick zuwarf, der alles mögliche, aber sicher nichts Bescheid bedeuten konnte. Langsam, sehr langsam kam dieser Mann auf ihn zu, Heinz stand auf, versuchte zu lächeln und reichte ihm die Hand. Er hatte graumelierte Haare, und trotz seiner fehlenden Körpergröße verbreitete er eine Menge Autorität, wie das nur Väter können. Väter und Lehrer. Und vielleicht noch Polizisten. Welchen Beruf hatte *dieser* Mann wohl? Für einen Lehrer wäre es wohl ungewöhnlich, in einer Mietwohnung, zumal in einer solchen Gegend, zu wohnen, blieb also der Polizist. Ungewollt sah Heinz nach unten um nachzuschauen, ob am Gürtel des Mannes eine Walther baumelte.

Hinter den beiden erschien nun auch eine dunkelhaarige Frau von etwa Anfang Vierzig, deren Blick ähnlich finster wie der des Mannes schien. Sie war mit zwei Plastiktüten, auf denen mit grünen Lettern ‘DELTA 4’ stand, bepackt, die sie direkt neben der Tür abstellte, wohl um beide Hände für Dinge freizuhaben, über die Heinz lieber nicht nachdenken wollte.

Schließlich hatte ihn der Mann erreicht und sah auf seine leicht zitternde Hand, um sie im nächsten Moment mit den Worten „Endlich mal ein Raucher!“ kräftig zu schütteln. „Wenn ich was nicht leiden kann, dann sind das diese Gesundheitsfanatiker, die einem ständig klarmachen wollen, wie schädlich dies und wie ungesund das ist! Klar ist Rauchen nicht gerade eine lobenswerte Eigenschaft, aber muß einem das ständig aufs Butterbrot geschmiert werden?“ Der Mann griff in seine Hemdtasche und förderte eine Schachtel Zigaretten zutage. Indem er sich eine ansteckte und kräftig inhalierte, sagte er: „So, und Sie sind also der Heinz, von dem uns Marian in der letzten Zeit ständig vorschwärmt!“

„So wird es wohl sein.“

Auch die Mutter schüttelte ihm die Hand und sagte: „Setzen Sie sich doch wieder. Den förmlichen Teil haben wir ja nun hinter uns gebracht, und es wäre doch schade, wenn der Kaffee kalt würde.“

Er tat, wie ihm geheißen wurde, und Marian ließ sich lächelnd direkt neben ihm nieder.

Alle Sorgen waren umsonst, denn die Eltern erwiesen sich als wirklich nette und umgängliche Leute, sie fragten ihn nicht - wie das elterntypisch gewesen wäre - aus, was ihm mehr als recht war, denn was hätte er auf Fragen wie: „Was machen Sie denn so?“ antworten sollen? Nein, sie unterhielten sich ganz normal über alltägliche Sachen, gerade so, als wäre Heinz gar nicht da, und als Marian vorschlug, ihm ihr Zimmer zu zeigen, hatten sie nicht einmal den Funken eines Einwandes.

Als sie im Wohnungsflur standen, flüsterte Marian nahe bei seinem Ohr: „Und? War das jetzt so schlimm?“ Heinz schüttelte den Kopf.

Zu seiner Überraschung befand Marians Zimmer nicht in der Wohnung, sondern unter dem Dach. Die Eltern waren wohl der Ansicht, sie sei alt genug, um ein wenig Eigenständigkeit zu erhalten, und außerdem gab es ja noch Eleonora, ihre Schwester, die nun das Kinderzimmer für sich allein haben konnte.

Das Haus schien noch größer zu sein, als es von außen vermuten ließ. Ehe das Treppenhaus vor einer grauen Metalltür endete, legten sie bestimmt sechs Stockwerke hinter sich. Aber das war noch nicht alles. Dem Eingang gegenüber befand sich nach einem weitläufigen, von Wäscheleinen bespannten Dachboden eine weitere Tür, hinter welcher eine altertümliche Wendeltreppe aus Metall erschien. Sie erklimmen auch diese und kamen in einen kleineren, ebenfalls mit trocknender Wäsche behangenen Raum, welcher Heinz durch seine Holzbalken irgendwie an eine Scheune erinnerte. Direkt neben der Tür führte eine Holzleiter weiter nach oben, er folgte Marian, die diese etwa fünf Meter hohe Leiter bis zu einer Falltür erklimmte, als sei es das Normalste auf der Welt. Endlich kamen sie in einen winzigen Vorraum. Marian schloß eine Holztür auf und ließ ihn ein. „Alter vor Schönheit.“

Das Zimmer war klein und wirkte gemütlich. Die Wände hingen voll mit Fotos, unter denen Heinz zu seiner größten Überraschung auch eines von sich selber fand. Er konnte sich nicht erinnern, ihr je eines geschenkt zu haben.

„Das ist noch von unserer Grillfete im Wald, erinnerst du dich? Mann, was waren wir an diesem Abend alle dicht! Ich weiß gar nicht mehr, wie ich heimgekommen bin. Irgendwer muß mich wohl gefahren haben, aber du könntest mich totschiessen, ich wüßte nicht mehr, wer es war.“

„Klar erinnere ich mich“, log Heinz.

„Als das Bild gemacht wurde, hat auch noch keiner geahnt, was mal aus uns werden würde.“

„Tja.“ Da im Zimmer keine Stühle standen, setzte er sich aufs Bett. „Hast aber wirklich ein hübsches Zimmer hier, muß ich schon sagen. Zwar etwas umständlich zu erreichen, aber hübsch.“

„Ja, nicht?“ Sie setzte sich neben ihn und legte eine Hand auf seinen Oberschenkel. „Ich habe es Nophretete genannt.“

„Witzig. Ein Name für ein Zimmer. Na, warum auch nicht? Aber wie bist du denn auf ‘Nophretete’ gekommen?“

„Hm, keine Ahnung. Kam mir halt so. Ein Zimmer Nophretete. Wäre doch ein guter Buchtitel.“

„Ja, das hat was. Die Geschichte eines Zimmers und seiner Bewohner.“

Marian stand wieder auf und schaltete einen Plattenspieler ein. Die Genesis spielten ihr ‘The Musical Box’. Bei ‘*Play me my song, here it comes again*’ sangen beide mit, und als Peter Gabriel im Finale ‘*Why don’t you touch me, touch me - touch me now, now, now*’ fragte, hatten Heinz und Marian eine passende Antwort parat.

Es war wie die Geburt eines neuen Lebens, ihre Körper verschmolzen zu einer Masse reinen Glücks, sie waren nicht mehr nur Heinz und Marian, sie wurden zu einem Traum vollkommenster Freude. Sie waren wie zwei kleine Legosteine, einzig dafür geschaffen, in absoluter Harmonie zu etwas Größerem zusammengefügt zu werden. Alles paßte perfekt, wie für einander geschaffen. Es gab keine Sorgen, keine Vorbehalte mehr, es gab nur noch Wohlbehagen und Lust.

Als sie anschließend nackt und verschwitzt nebeneinander lagen, die Platte war längst abgelaufen, fühlte er sich wie in einer schützenden Gebärmutter eingehüllt. Nichts und niemand konnte ihn hier angreifen. Er war sicher und unangreifbar in diesem kleinen Zimmer Nophretete. Welch eine Wohltat nach den Strapazen seiner Reise!

Heinz hatte keine Ahnung, wie lange sie dort lagen. Irgendwann meinte Marian, daß es an der Zeit sei, wieder herunterzugehen. Er bedauerte, daß es so etwas wie ‘Zeit’ überhaupt gab.

Zurück in der Wohnung, fanden sie Marians Eltern vor dem Fernseher im Wohnzimmer vor. Es lief irgendein Schwarzweißfilm, in welchem Männer mit pomadierten Haaren und auffallend kleinen Gesichtern einen Oldtimer durch graue Straßen jagten. „*Schneller, Mick, wir kriegen sie noch...*“ Hinter

dem niedrigen Wohnzimmertisch saß neben den Eltern nun auch ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren mit einer dösenden Katze auf dem Schoß, welches ihm freundlich zulächelte.

„Das hier ist meine kleine Schwester Eleonora.“

„Dachte ich mir fast“, sagte Heinz und reichte ihr die Hand.

„Marian hat mir schon einiges von dir erzählt. Ich darf doch du sagen?“

„Natürlich. Ich hoffe, sie hat nur nette Sachen erzählt?“

„Hm, wie man's nimmt“, erwiderte sie feixend und handelte sich damit von Marian einen Knuff in die Rippen ein. „Logisch hat sie nur Nettos erzählt!“

„Na, das will ich aber auch hoffen!“

Er verbrachte noch zwei Stunden im elterlichen Wohnzimmer, bekam zu essen und zu trinken, und als er sich verabschiedete, fühlte er sich schon fast wie ein Teil der Familie. Alle waren so nett und freundlich und unvoreingenommen zu ihm, und als er schon in der Wohnungstür stand, wurde er noch von Marians Vater zu einer Familienfeier eingeladen, welche am nächsten Tag stattfinden sollte. Obwohl Heinz dergleichen Dinge nicht sonderlich mochte - die Feiern in seiner Familie arteten stets zu fürchterlichen Schimpf- und Sauforgien aus - sagte er zu. Nach diesem Abend konnte einfach nichts mehr schiefgehen.

## Kapitel 16

Kurz nachdem Heinz das Hotel verlassen hatte, fiel ihm ein, daß er es ja nie wieder betreten wollte. Dieses Mal hatte ihn niemand angesprochen, mal abgesehen vom aufdringlichen Zimmermädchen mit ihrem üblichen: „Wie lange dauert's denn noch“, aber an deren flapsige Art hatte er sich allmählich schon fast gewöhnt. Warum war er bloß so vergeßlich in letzter Zeit? Gestern hatte er sich noch fest vorgenommen, nie wieder zurück zum Hotel zu gehen, und jetzt hatte er doch wieder dort übernachtet! Seine Rechnung stieg und stieg, er besaß kein Geld und kam doch immer wieder zurück und setzte sich der Gefahr aus, als Zechpreller enttarnt zu werden. Er mußte eine Alternative finden, es ging kein Weg daran vorbei. Sicher, bei Marian konnte er nicht übernachten; da hätten die Eltern wohl etwas gegen, was auch zu verstehen wäre, denn so furchtbar lange waren sie schließlich noch nicht zusammen, und die Eltern hatten ihn bislang auch nur einmal gesehen. Wäre er der Vater einer hübschen jungen Tochter, würde er auch nicht wollen, daß ein nahezu Unbekannter die Nacht bei ihr verbringt. Und jetzt stand auch noch diese Familienfeier an. Heinz mochte derartige Feiern noch nie, und die Tatsache, daß sie in einer fremden Familie stattfand, wollte ihm ganz und gar nicht gefallen. Aber schließlich tat er Marian damit einen Gefallen, und die Eltern würden ihn danach wahrscheinlich auch um so mehr zu schätzen wissen. Also half nichts - Augen zu und durch!

Nachdem er das Naturschutzgebiet überquert hatte - schon wieder schienen neue Rohbauten dazugekommen zu sein - und vor der Haustür stand, fragte er sich, welchen Anlaß diese Feier überhaupt hatte. War heute ein Feiertag? Hatte jemand Geburtstag? Er hatte kein Geschenk dabei. Was aber war, wenn das von ihm verlangt würde? Er konnte und wollte es sich nicht leisten, ins Fettnäpfchen zu treten, dafür war ihm Marian viel zu wichtig. Aber schließlich hatte sie auch nichts dergleichen gesagt. Oder doch? Seine unbezahlte Hotelrechnung vergaß er schließlich auch ständig, es konnte sein, daß er einfach vergessen hatte, was der Anlaß der Feier war. Wenn er doch zumindest ein paar Blumen dabei hätte...

Heinz klingelte, kurze Zeit später ertönte der Summer. Als er die Wohnungstür erreichte, öffnete ihm Eleonora. Sie trug eine weiße Bluse, einen schwarzen Rock, wirkte sehr feierlich. Als sie ihn sah, lächelte sie, was sein Unwohlsein ein wenig eindämmte.

„Einen wunderschönen Tag wünsche ich“, sagte sie. „Schön, daß du gekommen bist, Marian saß schon wie auf heißen Kohlen.“

„So? Na, wenn ich was verspreche, pflege ich es auch zu halten.“

„Lobenswert. Da scheint Marian ja wirklich einen guten Griff getan zu haben. Komm rein.“ Sie trat zur Seite und ließ Heinz durch.

Kaum hatte er den Wohnungsflur betreten, kam auch schon Marian. Auch sie wirkte recht feierlich.

„Ach, gottseidank! Ich dachte schon, du hast es dir anders überlegt!“

„Wieso, bin ich denn zu spät?“

Marian sah auf ihre Armbanduhr: „Ganze drei Minuten.“



„Ach du Heiliger! Bitte verzeih mir, holde Maid!“

Marian lachte und gab ihm einen deftigen Kuß. Eleonora, die immer noch im Flur stand, kicherte und sagte: „Ach, muß Liebe schön sein! Wenn ich groß bin, lieb' ich auch mal!“

Als sie das Wohnzimmer betraten, richteten sich mehrere Augenpaare auf Heinz. Die Verwandtschaft. Marians Mutter stand auf und sagte: „Darf ich vorstellen? Unser künftiger Schwiegersohn Heinz.“  
Alles lachte.

Heinz gab nach und nach jedem die Hand. Onkel Sowieso. Tante Wieauchimmer. Schwager Irgendwer. Und natürlich Cousin Niegesehn.

Es gab Kaffee und Kuchen. Schwarzwälder Kirsch. Seine Lieblingstorte. Heinz ließ es sich schmecken und fühlte sich wohl. Eleonora sah ihn an und lächelte ihm zu, wie eine kleine Schwester ihrem großen Bruder, den sie schon ein Leben lang kennt, zulächelt.

Die Familie schien ganz nett zu sein, es war eine freundliche, ungezwungene Stimmung. Immer wieder klingelte es an der Tür, und neue Verwandte kamen herein, die Heinz, als gehöre er dazu, wie selbstverständlich die Hand schüttelten.

Irgendwann schob jemand einen Rollstuhlfahrer herein, einen jungen Mann so um die Zwanzig, der sehr frustriert wirkte. Es war wohl irgendein Cousin. Heinz hatte das Gefühl, als sei dieser junge Mann die Hauptperson hier, alle wirkten sehr besorgt um ihn, es gab ein Geschenk, welches erst einmal zusammengebaut werden mußte, es war so eine Art mechanische Puppe, ein sehr komplex aufgebautes Ding. Die diversen Onkels und Tanten und Omas und Opas machten sich daran, die Bedienungsanleitung zu lesen, aber irgendwie schafften sie es nicht, das Ding zusammenzubauen. Der Behinderte wirkte sehr deprimiert, gerade so, als sei es ihm peinlich, es nicht selber zusammenbekommen zu können. Er sah sehr klein aus in seinem Rollstuhl.

Nach etwa zwei Stunden gingen Heinz und Marian nach oben, um ein bißchen zu kuscheln. Die Verwandtschaft lächelte verständnisinnig, irgendein Onkel sagte: „Macht aber nichts, was ich nicht auch täte.“

Marian erwiderte grinsend: „Ganz bestimmt nicht...“

Alles lachte.

Als sie aus dem Wohnzimmer heraus waren, hörte Heinz die Stimme einer Tante: „Was für ein netter Junge, also wirklich, was für ein netter Junge...“ Irgendwer stimmte ihr zu.

Oben angekommen, zündete Marian eine Kerze an und zog die Vorhänge zu. Sie setzten sich aufs Bett und küßten sich.

Als sie sich näher als nah waren, lief eine schöne klassische Musik, die ihm irgendwie bekannt vorkam. Sie war unendlich traurig und zugleich unendlich tröstend. Die Stimmung zerfloß in vollkommenster Behaglichkeit; Heinz spürte die Nähe und Wärme dieses Menschen und konnte sein Glück gar nicht fassen. Es war wie ein schöner, ein unendlich schöner Traum. Alles war perfekt, perfekter als perfekt. Er dachte einen Moment daran, jetzt zu sterben, jetzt sterben zu müssen, denn noch schöner konnte es gar nicht mehr werden; doch er wollte auch keine Minute, keine Sekunde von dem missen, was er gerade erlebte.

Die Zigarette danach schmeckte vorzüglich, und als sie sich anzogen und wieder runtergingen, war nichts Negatives mehr in ihm. Das Leben war eine einzige Freude, und ihre Verwandten würden daran nichts ändern können.

„Was war das eigentlich für eine Musik, die da vorhin lief? Es kam mir bekannt vor, aber ich kann mich nicht erinnern“, fragte Heinz, als sie die Treppen hinabstiegen.

„Das war unsere Musik. Erinnerst du dich wirklich nicht mehr? Barbers Adagio für Streicher. Das Stück, das du so erfolgreich unterbrochen hast bei der Carlsbadfeier.“

„Aha. Na, das erklärt einiges.“

Als sie wieder das Wohnzimmer betraten, erwartete Heinz eine wirkliche Überraschung.

Susanne war da, seine Exfreundin Susanne, kam auf ihn zu, lächelte und reichte ihm eine Schale mit verschiedenen Beerensorten: „Eine Beere der Freundschaft für einen alten Freund?“

„Äh... nein, danke.“

„Nein?“ Sie wirkte enttäuscht, lächelte traurig. „Na, dann bleibe ich wohl darauf sitzen.“

„Sag mal, was machst *du* denn hier? Bist du etwa irgendwie mit Marian verwandt? Das wär nun aber wirklich ein Zufall.“

„Ja, irgendwie bin ich schon mit Marian verwandt. Um etliche Ecken herum und durch verschlungene Stammbäume hindurch. Zu kompliziert, um es jetzt hier in Kürze zu erklären.“

„Aha. Na, ist ja wohl auch nicht so furchtbar wichtig. Freut mich jedenfalls, hier mal einen Bekannten zu treffen...“

„Eine Bekannte.“

„Ja, logisch! Mußt du denn jedes meiner Worte auf der Waagschale herumdrehen? Äh...“

„Schon klar. Aber ist denn Marian nicht auch eine Bekannte für dich? Sollte sie jedenfalls sein, sonst wär das ja schön traurig.“

„Ja klar! Aber ich habe sie doch erst hier kennengelernt. Dich kenne ich von früher, was wohl doch einen ziemlichen Unterschied macht.“

„Was soll das denn heißen, du hast sie erst hier kennengelernt? Mich hast du damals auf dem Lichterfest kennengelernt, wo ist da der Unterschied?“

„Äh... Weiß ich jetzt auch nichts... nicht.“

„Na, jedenfalls finde ich es toll, daß gerade ihr euch gefunden habt. Besser hätte es gar nicht kommen können.“ Sie reichte einem vorbeigehenden Onkel die Beerenschale und nickte ihm zu.

„Meinst du?“

„Klar.“

„Mensch, ich glaube es nicht! Die Susanne. Susi. Wohnst du eigentlich noch in Kassel? Oder bist du nach... also hierher umgezogen?“

„Umgezogen... Eine gute Umschreibung für das, was wirklich passiert ist. Du solltest deine Schwester fragen, die weiß es schon seit Jahren.“

„Bianca? Was weiß sie? Ich meine, ich kann sie jetzt schlecht fragen, sie ist schließlich zu Hause, und ich bin hier und habe keine Ahnung, wie ich zurückkommen soll. Es mag sich merkwürdig anhören, darüber bin ich mir schon im Klaren, aber ich bin hier mehr oder minder gefangen. Auch wenn du mir das jetzt nicht glauben kannst...“

„Der alte Heinz. Du hast dich aber auch kein Stück verändert!“

„Wieso?“

„Na, du warst doch schon vor zwölf Jahren kein bißchen anders als heute. Immer diese Mitleidstour. Warum bleibst du nicht einfach hier, genießt das, was von dir übrig ist, und findest dich mit den Tatsachen ab? Aber das war für dich ja schon immer ein Problem. Das Akzeptieren der Realität. Du wolltest immer dein ganz eigenes Ding rüberbringen, und wenn nicht alles nach deiner Pfeife tanzte, hast du den Leidenden markiert. Ist dir denn entgangen, daß es auch hier Telefone gibt? Bahnhöfe? Aber das wär dir wohl zu einfach. So warst du doch schon immer. Die Lösung war stets in deiner Nähe, aber du mußtest sie ja immer über einen Umweg suchen. Genau wie heute.“

„Wieso denn wie heute? Von welcher Lösung sprichst du denn?“

„Dreh dich doch mal um...“

Er drehte sich um.

„Der Heinz! Also, dich hier zu treffen, damit hätte ich ja im Leben nicht gerechnet!“

Es war wie ein Schlag vor den Kopf - er fühlte sich benommen, konnte erst gar nichts sagen. Ihm war, als setze sein Herz einen Schlag aus. Hinter ihm stand Bianca, seine Schwester, seine eigene Schwester. Sie war älter, als er es in Erinnerung hatte. Er kannte sie als Vierzehnjährige, als junges Mädchen, doch jetzt war sie gut und gerne fünfundzwanzig Jahre alt, eine erwachsene Frau. Trotzdem gab es keinen Zweifel, er erkannte er sie sofort: „Bianca! Bist du es wirklich?“

„Ja, natürlich, was glaubst du denn?“

„Aber... das gibt es doch nicht! Du bist so... so erwachsen. Wie kommt das denn?“

„Du stellst Fragen! Also ehrlich! Heinz! Ich bin so erwachsen! Was hast du denn erwartet? Natürlich bin ich erwachsen. Glaubst du etwa, ich würde die Regeln der Natur umkrempeln und immer ein Kind bleiben? Du bist es doch, der sich jahrelang nicht gemeldet hat.“

„Jahrelang? Aber... Gestern warst du doch noch ein kleines Mädchen. Wo ist die Zeit denn hin?“

„Ach, nun hör schon auf mit diesem Psychoquatsch! Du weißt doch genau, der Rolf wär' alles andere als begeistert, wenn er das jetzt sehen könnte. Der kann dich schon so gut riechen...“

„Der Rolf? Wer ist Rolf? Ich verstehe nicht.“

„Brüderchen! Ich finde es wirklich toll, daß du gerade mit Marian, einer meiner besten Freundinnen, eine Beziehung anfängst, obwohl sie ja wirklich ein bißchen jung für dich ist. Aber warum mußt du jetzt wieder mit dem alten Streß anfangen? Du konntest Rolf nie ab, OK, aber inzwischen bin ich seit über fünf Jahren mit ihm verheiratet! Warum kannst du das nicht akzeptieren?“

Heinz war mehr als verwirrt, wußte nicht, was er sagen sollte. War er denn nicht ein Achtzehnjähriger, der noch zur Schule ging?

„Verheiratet... Mit Rolf... Wer ist... äh... wo ist er denn?“

„Rolf? Der paßt auf die Kinder auf. Er wär ja gerne mitgekommen, aber finde mal einen brauchbaren Babysitter! Entweder fressen sie dir den Kühlschrank leer und saufen sich einen an, oder sie tätscheln die Popos der Kinder und lassen dabei Kameras laufen. Neeneee, dann lieber auf Nummer Sicher gehen. Rolf säuft nicht, und er steht auch auf nichts anderes als... na, du weißt schon.“

„Oh Mann...“

Es kam ihm vor, als drehe sich alles um ihn herum. Er war kein Schüler mehr, er war erwachsen, er mußte erwachsen sein, schließlich war Bianca jünger als er, und *sie* war erwachsen. Erwachsen. Verheiratet. Kinder. Rolf. Was war nur los?

Marian legte ihm von hinten die Arme um den Bauch.

„Hast du Probleme?“

Bianca drehte sich um und unterhielt sich mit einer etwa fünfzigjährigen Frau. Sie entfernte sich von Heinz und war dann im Getümmel der Feiernden verschwunden.

„Gibt es hier irgendwo einen Spiegel?“

Marian ließ ihn los, er wandte sich um, und sein Anblick rief in ihrem eben noch fröhlichen Gesicht einen Ausdruck von ernster Besorgnis hervor.

„Einen Spiegel?“

„Jaaa, einen Spiegel! Weißt du denn nicht, was ein Spiegel ist? So ein Ding, wo man, wenn man reinguckt, sich selber sieht! Eine Glasscheibe mit einer reflektierenden Beschichtung auf der Rückseite! Ein Teil, das, wenn man es runterwirft, sieben Jahre Unglück bringt! Eben einen verdammten Spiegel!“

„Entschuldige. Warum wirst du denn gleich so böse? Natürlich weiß ich, was ein Spiegel ist. Im Bad hängt einer.“

„Und wo ist das Bad“, fragte er, provozierend höflich.

„Auf dem Flur, direkt vor Kopf“, erwiderte Marian. Es war ihr anzusehen, daß Heinz sie mit seiner plötzlich so schroffen Art stark verunsichert hatte. Sie wirkte wie ein kleines Kind, das gerade festgestellt hat, daß sein Vater der Schwarze Mann ist.

Ohne ein Wort des Dankes ging Heinz zum Bad und riß die Tür auf.

„Oh, sorry...“

Mit rotem Kopf schloß er die Tür wieder, nachdem er Tante Wieauchimmer mit gerafften Röcken auf der Kloschüssel sitzend erblickt hatte, wie sie gerade ein Stück Klopapier von der Rolle riß.

Als er ins Wohnzimmer zurückkam, war Marian verschwunden. Er entdeckte Susanne und fragte sie nach deren Verbleib.

„Da fragst du noch? Was sollte das denn eben wegen dem Spiegel? Hättest du nicht ein bißchen netter sein können? Ist doch wohl verständlich, oder? Ich frage mich, was du dir überhaupt einbildest. Da wäre ich aber auch abgehauen, das kannst du mir glauben!“

„Aber wo ist sie denn jetzt?“

Susanne war wirklich sauer. „Ich schätze, sie ist erst mal nach draußen, sich beruhigen. Und an deiner Stelle würde ich sie lassen! Keine Sorge, sie kommt schon wieder, früher oder später. Frauen begehen doch immer die selben Fehler. Aber eins sag ich dir im Guten: Sei dann bloß nett zu ihr! Sonst kriegst du's mit mir zu tun!“

„Mist! Versteht das denn keiner hier? Ich muß doch mindestens achtundzwanzig Jahre alt sein!“

„Na und? Was soll daran so schlimm sein? Ich bin dreißig, aber deshalb fauche ich doch die Leute nicht an! Es gibt Sachen auf der Welt, lieber Heinz, mit denen muß man sich abfinden, und eine davon ist, daß man mit der Zeit älter wird.“

„Aber... ich dachte“, erwiderte Heinz sehr kleinlaut und verwirrt, „ich dachte, ich gehe noch zur Schule. Ich war doch eben noch achtzehn, war noch Schüler. Wo sind die Jahre denn hin? Ich verstehe das alles nicht. Bis heute morgen war doch noch alles in Ordnung...“

„In Ordnung? Du machst wohl Witze!“

„Nein. Das heißt - ich weiß nicht. Ich dachte zumindest, alles sei in Ordnung, aber wenn ich genau darüber nachdenke...“

„Laß es lieber. Finde dich einfach mit den Tatsachen ab. Es ist besser so, glaube mir!“

Susanne wirkte wieder freundlicher und bot ihm eine Zigarette an. Er nahm sie dankend und mit zitternden Fingern entgegen und ließ sich von ihr Feuer geben. In seinem Kopf herrschte heilloser Chaos, und es schien keinen Weg zu geben, dort wieder Ordnung zu schaffen.

Die Feiervesellschaft hatte sich in der Zwischenzeit scheinbar ganz ordentlich in Stimmung gebracht. Heinz sah gerötete, lachende Gesichter. Da war Eleonora, die gerade am Tisch stand und von einem Onkel unbekannter Herkunft belabert wurde. Sein Schweinegesicht glänzte: „Na, Elli, du bist aber wirklich groß geworden. Als wir uns das letzte Mal gesehen haben, warst du noch so klein wie ein Fingerhut.“

„Das muß dann aber wirklich sehr lange her sein.“

„Hahaha, hör sich einer diese Elli an! Das muß dann aber wirklich sehr lange her sein! Du kannst dir wohl nicht mehr vorstellen, auch mal ein Baby gewesen zu sein?“

„Vorstellen kann ich mir das schon, aber daß ich mal so klein wie ein Fingerhut gewesen sein soll, kommt mir doch etwas unwahrscheinlich vor.“

„Hahaha, du bist ja richtig scharfsinnig! Komm mal her, junge Frau. Ich will dich mal ein wenig knuddeln!“

Widerwillig trat Eleonora einen Schritt näher an ihren Onkel heran, der sogleich seinen Arm um ihre Schulter legte und mit einem süffisanten Grinsen seine Dritten Zähne entblökte. „Ach, meine kleine Nichte...“ Plötzlich rutschten seine dicken Wurstfinger herunter und glitten über Eleonoras Brust: „Schau an, die kleine Elli wird ja langsam eine richtige Frau...“

„Otto! Laß das Kind doch!“ Eine Tante sah den Mann vorwurfsvoll an und stellte ihr Glas ab.

„Ach, da ist doch nicht dabei! Bei diesen kleinen Erbschen...“

Die Tante sah den dicken Mann noch um eine Spur vorwurfsvoller an: „Nun laß sie schon gehen! Mädchen mögen sowas nicht.“

„Sie mögen sowas nicht? Na, das habe ich aber bisher immer anders erfahren! Nicht wahr, Kleines?“

Eleonora zwang sich ein Grinsen ab und trat einen Schritt zurück. Es war ihr deutlich anzusehen, daß ihr die Behandlung ihres Onkels nicht sonderlich behagte.

Irgendwer schaltete den Plattenspieler an und legte etwas Volkstümliches auf. Humptata. Alles begann zu schunkeln und mitzusingen: „*Schwarzbraun ist die Haselnuß, schwarzbraun bin auch ich...*“

Eine Tante kam mit einem Tablett voller Schnapsgläser ins Wohnzimmer und nötigte Heinz, sich eines zu nehmen.

„Mann, jetzt kommt hier aber mal echt Stimmung in die Bude, was, mein Junge?“ Irgendein Onkel legte ihm einen Arm über die Schulter und wollte ihn nach Achselschweiß riechend zum Mitschunkeln animieren, womit er allerdings keinen Erfolg hatte. „Hörst wohl lieber Rockmusik, oder wie? Ach, ihr jungen Leute seid doch alle gleich!“

Heinz wich mehr und mehr von der fröhlichen Runde zurück. Vom Tisch her kam lautes Gelächter, als einem Cousin, einem schwächigen, pickeligen Jungen, eine Schnapsflasche an den Mund gesetzt und nicht eher heruntergenommen wurde, ehe sie zur Hälfte geleert war. Der Junge wurde schlagartig bleich im Gesicht, er würgte kurz, sprang auf, fiel der Länge nach hin, rappelte sich wieder auf und rannte in Schlangenlinien aus dem Wohnzimmer.

Alles lachte.

Als nächstes war der Rollstuhlfahrer dran.

Irgendwer hatte plötzlich eine Tischdecke und wedelte sie, als sei er ein Matador, und zwei andere packten den Rollstuhl und schoben ihn wild auf den vermeintlichen Stierkämpfer zu. Der arme Behinderte hielt sich krampfhaft an den Armlehnen fest, und man merkte, daß er Schwierigkeiten hatte, im Stuhl zu bleiben. Heinz mußte ihnen einige Male ausweichen und zog es dann vor, das Wohnzimmer zu verlassen. Auch Susanne war inzwischen verschwunden, und er fühlte sich hier nur noch wie ein Fremder unter wild gewordenen Fremden. Als er auf dem Flur stand und Luft holte, sah er einen Onkel aus dem Fenster pinkeln. Der Mann drehte seinen Kopf zu ihm herum und sagte lallend: „Nur mal ‘n bisschen die Blumen begießen...“ Heinz ignorierte ihn und ging zur Wohnungstür. Hinter sich hörte er ein lautes Krachen, als der Rollstuhlfahrer gegen die geschlossene Wohnzimmertür geknallt wurde. „*Wer zum Teufel hat denn die Tür zugemacht...*“

Im Treppenhaus wäre er fast in eine Lache Erbrochenes getreten. Gut durchgekaut und halb verdaut lagen dort Sahnetorte, Essiggurke und Wurstbrot, gemischt mit viel Bier und Schnaps, und stanken vor sich hin. Angewidert ging er weiter und mußte über einen Betrunkenen steigen, der sich in voller Länge über die Treppen gelegt hatte, um seinen Rausch auszuschlafen. Als er ins Freie kam, sah er

einen Onkel, der gerade in die Blumenkübel vor dem Haus reiherte. Ein anderer versuchte, mit seinem nagelneuen Auto aus einer Parklücke zu rangieren und kratzte und schabte dabei immer wieder an den beiden Wagen herum, die links und rechts von ihm standen. Dann erwischte er den falschen Gang, und es sah fast schon komisch aus, wie das Auto einen Satz nach vorne in die Mülltonnen machte, während der Fahrer nach hinten sah und gar nicht begriff, wie ihm geschah.

Ziersträucher und Hollywoodschaukeln verschönten Gärten, in denen vor ein paar Tagen noch Ziegelpaletten standen. Und dort, wo bis vor kurzem noch die unberührteste Natur war, erstreckten sich neue Rohbauten, ohne Fenster, ohne Türen. Nie sah man jemanden an den Häusern arbeiten, es schien fast, als würden sie von selbst aus dem Boden wachsen. Es war wie eine Infektion, die sich rasend schnell ausbreitet, man konnte den Geschwüren förmlich beim Wuchern zusehen... Rostige Röhren, Bretter auf Metallträgern dort, wo einmal der Balkon sein soll, Träger, die aus nacktem Mauerwerk ragen. Braune Mörtelwannen, Gestelle, scheinbar ohne Sinn und Zweck, breite Reifenspuren im Lehm, in denen sich schlammiges Wasser sammelt.

Er setzte sich auf einen Baumstumpf und sah die Lichter der Stadt. Was war passiert? Was war nur passiert? Er hatte Bianca und Susanne getroffen, die ihm klargemacht hatten, daß er achtundzwanzig Jahre alt sein mußte. Etwa zehn Jahre seines Lebens waren verschwunden. Er hatte das Gefühl, der personifizierte Wahnsinn greift kichernd mit langen dünnen Spinnenfingern nach ihm, um seinen Geist zu zerlegen und anders wieder zusammenzuweben. Zehn Jahre futsch. Einfach verflogen, ohne daß er auch nur den Funken einer Erinnerung daran hätte.

Und dann war er auch noch böse zu Marian gewesen, so böse, daß sie fortgelaufen war. Würde sie ihm seine Schrofheit verzeihen? Hatte sie geweint? Hatte er sie dazu gebracht? Er ließ den Kopf sinken.

„Eine irgendwie geartete Erklärung von dir könnte mir jetzt sehr hilfreich sein.“

Heinz sah auf und erkannte Marian. Sie stand vor ihm und wirkte unsicher. Er erhob sich und nahm sie in die Arme. „Wie soll ich dir erklären, was ich selber nicht verstehen kann. Ich habe zehn Jahre meines Lebens verloren, ich bin älter, als ich geglaubt habe.“

„Früher oder später hättest du es sowieso gemerkt. Vielleicht ist es besser, daß es heute passiert ist, wo alles noch in Ordnung ist.“

„In Ordnung? Was soll denn noch in Ordnung sein? Nichts ist mehr in Ordnung.“

„Heinz...“ Sie sah ihn mit einem Ausdruck an, der sowohl Wissen als auch Mitgefühl verriet.

„Ach, ich weiß ja auch nicht. Am liebsten würde ich das alles hier anhalten. Ich habe Angst, Marian, ich habe eine Scheißangst! Was ist mit mir passiert?“

Sie schmiegte sich an ihn und streichelte sanft seinen Unterarm.

„Ich verstehe die Welt nicht mehr. Zehn Jahre einfach futsch. Einfach... einfach - verschwunden, ohne einen Funken von Erinnerung! Wie soll ich so eine Erkenntnis ungerührt verkraften? Ach verdammt! Am liebsten wäre ich ganz weit weg - unter'm Meer oder auf dem Mond. Ganz egal wo. Nur halt ganz weit weg.“

„Mach dir keine Gedanken, Heinz. Es kommt schon wieder in Ordnung. Früher oder später wäre dieser Moment sowieso gekommen. Du kannst nichts daran ändern. Versuche einfach, dich damit abzufinden. Eine andere Möglichkeit hast du nicht.“

„Mich damit abfinden? Wie sollte ich das? Ich habe zehn Jahre meines Lebens vergessen! Bis vorhin war ich noch ein achtzehnjähriger Schüler, und nun bin ich ein achtundzwanzigjähriger.... was auch immer.“

„Du wirst schon noch sehen, was ich meine. Glaub mir, du wirst es sehen...“

Marian fühlte sich so gut an, so warm und vertraut. Warum konnte nicht alles so wie vorher sein, so wie heute morgen? Warum konnte nicht alles so sein, wie er es gerne hätte? Nichts ist so wie es scheint... Marian roch so gut. Sie war so nah, so wirklich. Sie war noch dieselbe wie vor ein paar Stunden. Sie war bei ihm, doch wo war er? Heinz verstand die Welt nicht mehr.

## Kapitel 17

Die folgenden Tage - oder waren es Wochen? - verbrachte Heinz wie in einem Dämmerzustand. Ihm war es inzwischen fast egal, daß er immer wieder ins Hotel zurückkehrte, sich abends vornahm, es

nicht zu tun, und morgens doch wieder dort erwachte - längst hatte er sich mit seiner Vergeblichkeit abgefunden. Es störte ihn kaum, daß ihm das Empfangspersonal von Tag zu Tag mißtrauischer begegnete, daß der Mafia-Manager ihn wie einen Verbrecher zu beobachten schien, das Zimmermädchen unfreundlicher und unfreundlicher wurde. Vor zwei Tagen hatten sie ihn auf ein Doppelzimmer umquartiert, weil sie das seine für eine Tagung brauchten; er mußte ein großes Doppelbett mit einem Endfünffziger teilen, der jeden Abend stockbetrunken ankam und stinkend und lallend in die Federn fiel, um ihm mit nervtötendem Schnarchen den Schlaf zu rauben. Irgendwann in der Nacht rappelte sich der Mann, wohl ein Abteilungsleiter irgendeiner großen Firma, wie er sich am ersten Abend vorgestellt hatte, jedes Mal auf, stolperte durch das dunkle Zimmer zur Toilette und kotzte sich aus.

Von Zeit zu Zeit traf er sich mit Marian, doch so, wie es am Anfang war, so schön und unschuldig, so einfach und rein, wurde es nie wieder. Sein ganzes Fühlen und Denken hatte sich geändert. Marian gab sich alle Mühe, ihn aufzumuntern, aber es wollte ihr nicht gelingen, ihn aus seiner Lethargie herauszureißen. Er registrierte ihr Bemühen, doch es ließ ihn gleichgültig. Es schien, als hätte sich eine Mauer um ihn herum hochgezogen, die nichts hinein oder heraus ließ.

Nach und nach fand er sich damit ab, achtundzwanzig zu sein. Zu ändern war ja doch nichts mehr daran. Womit er sich jedoch nicht abfinden konnte, war die Tatsache, daß er keine Erinnerung an die verlorenen zehn Jahre hatte. Daß er nicht mitbekommen hatte, wie seine Schwester älter wurde und heiratete und Kinder bekam. Wieviele Kinder sie wohl hatte? Wie diese wohl hießen? Ob sie ihren Onkel kannten? Wie hatte sich die Welt in diesen zehn Jahren verändert? Was war aus seinen Freunden geworden? Was war mit Boris oder Dieter oder Claus? Was hatten sie inzwischen erlebt? Ohne ihn erlebt. Ob einige von ihnen inzwischen auch verheiratet waren? Heinz würde alles dafür geben, seine Erinnerungen zurückzubekommen!

Jeden Mittwoch mußte Marian einen Kochkurs besuchen. Was heißen soll, sie war nicht wirklich gezwungen, ihn zu besuchen, tat dies aber gerne. Es hatte wohl etwas mit Volkshochschule oder so zu tun. Private Fortbildung. Naja, es konnte nicht schaden, gut kochen zu können. Heinz ging mittwochs meist ins Naturschutzgebiet und wunderte sich immer weniger über die neu hinzu gekommenen Rohbauten.

Es wurde von Tag zu Tag kühler, lange würde es wohl nicht mehr dauern, bis der erste Schnee fiel. Welchen Monat schrieb man jetzt? Er hatte keine Ahnung. November? Oder war noch Oktober? Schon Dezember? Die Bäume jedenfalls waren längst entlaubt, das Gras braun und tot. Er war froh, eines Tages nach dem Duschen im Hotel eine Jacke auf dem Boden des Umkleideraums zu finden, die wohl jemand vergessen hatte. Es war ein schwarzer Baumwollblouson, dick genug, um die Kälte wenigstens zum Teil abzuhalten. Sein T-Shirt tauschte er eines anderen Tages gegen einen grauen Pull-over, den er bei einer Altkleidersammlung entwendete. Er wusch seine Kleidung weiterhin im Waschbecken seines Zimmers, manchmal war auch Marian bereit, sie mit in die Waschmaschine zu geben.

Die einzigen Stunden, in denen er sich halbwegs wohl fühlte, waren die, welche er mit Marian im Zimmer Nophretete verbrachte, wenn auch der Zauber des ersten Mals schnell verflogen schien. Sie hatte sich inzwischen die Pille besorgt, und so konnten sie unbekümmert ihr Legosteinspiel spielen, aber selbst diese Momente innigster Zweisamkeit begannen zu verblassen, an Bedeutung zu verlieren. Es war einfach nicht mehr das selbe wie zu Beginn ihrer Beziehung, als er noch glaubte, ein Schüler zu sein, gerade mal 18 Jahre alt. Die Sorgen wogen einfach schwerer als die Freuden, auch wenn er sich mit seiner Situation im Laufe der Zeit besser zurecht fand.

So lebte Heinz Tag für Tag vor sich hin, ohne zu realisieren, wie die Zeit verging. Was machte es auch schon, um Tage zu altern, wenn man Jahre verschlafen hatte? Im Hotel wies man ihn darauf hin, daß er schon über einen Monat dort wohnte, ohne genaue Angaben über sein Abreisedatum zu machen. Er nahm sich nicht mehr ernsthaft vor, das Hotel zu meiden, da er ohnehin sicher war, am nächsten Tage wieder dort zu erwachen, ob nun neben einem schnarchenden Säufer oder allein. Heinz vermied es, überflüssige Fragen zu stellen, wie etwa die nach dem Verbleib von Bianca und Susanne, die er seit der Familienfeier nicht mehr wiedergesehen hatte. Waren sie überhaupt dort gewesen? Was konnte man schon mit Gewißheit als geschehen ansehen?

Was ihn wirklich beunruhigte, waren seine Träume, immer wiederkehrende Bilder von einem Keller, in dem er gefangen ist und dessen Ausgang er nicht finden kann. Es war ein riesiges, scheinbar endloses Labyrinth. Sicher, er träumte auch noch andere verwirrende Dinge, aber dieser düstere verwirrende Keller kehrte immer wieder zurück. Bestimmt hatte dieses Traumsymbol eine Bedeutung, aber

so sehr er auch darüber nachsann, er fand sie nicht heraus. Auch Marian konnte ihm da nicht helfen, obgleich sie ein paar interessante Deutungen auf Lager hatte.

Heinz leistete sich häufig Fehler, es war, als ziehe er das Mißgeschick magisch an. Beim Frühstück im Hotel passierte es mehrmals, daß ihm irgend etwas den Händen entglitt und am Boden zerschellte. Es war ihm jedesmal furchtbar peinlich, wenn eine Dame vom Service wieder mal mit Feger und Kehrblech anrücken mußte, um seinen Dreck wegzuräumen. Im Laufe der Zeit kam es ihm so vor, als würde das Servicepersonal schon stöhnen, wenn er nur den Frühstücksraum betrat, und drei Kreuze machen, wenn er ihn ohne größeren Schaden anzurichten wieder verließ. Doch er konnte nichts daran ändern, manchmal war ihm, als würden seine Hände ihm nicht mehr gehorchen.

Auch bei Marian zuhause geschah ihm so manches Mißgeschick. Einmal setzte er sich auf die Brille ihres Vaters und zwang den armen Mann so, ein paar Tage wie ein Blinder durch die Gegend zu laufen, bis er endlich eine Ersatzbrille bekam.

Oder Eleonoras Geburtstag! Sie wurde vierzehn und hatte einige Freundinnen eingeladen. Heinz war schon aufgefallen, daß sie sich immer mehr zu einer jungen Frau entwickelte; sie hatte zwar immer noch etwas von einem frechen Gör aus einem Zille-Bild an sich und wirkte relativ knabenhaft, doch es war auch nicht zu übersehen, daß die Hormone allmählich ihren Körper mutieren ließen. Sie erinnerte ihn wirklich sehr an seine Schwester, an Bianca, so wie er sie zuletzt gesehen zu haben glaubte. An diesem Tag nun waren etwa 8 Mädchen ihres Alters in ihrem Zimmer versammelt, und als Heinz auf dem Weg zur Toilette daran vorbeiging, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick auf die jungen Damen zu werfen. Leider übersah er dadurch die Mutter, welche gerade mit einem Tablett voller Getränke den Flur entlang kam. Prompt rannte er sie um und sorgte dafür, daß sowohl sie als auch er patschnaß wurden. Die Mädchen bekamen das natürlich mit und lachten sich schlapp. Er schämte sich, doch irgendwie war es auch ein gutes Gefühl, für einen kurzen Augenblick der Mittelpunkt dieser Damenrunde zu sein; fast wie ein Clown - zwar ein Tölpel, aber doch dafür geliebt, sich selbst zum Narren zu machen.

Marians Eltern machten gute Mine zum bösen Spiel, sie blieben Heinz gegenüber immer freundlich, doch so manches Mal schien es ihm, als wenn sie froh wären, wenn er die Wohnung wieder verließ.

An einem Sonntag, er hatte zuvor einigen Ärger mit der hektischen Empfangsdame wegen einer inzwischen erstellten Rechnung gehabt, die er aus was für Gründen auch immer im Moment gerade nicht begleichen konnte, saß er bei Marians Eltern im Wohnzimmer und streichelte die Katze, welche sich in katzentypischer Art und Weise neben ihn gesetzt und zu schnurren begonnen hatte. Man sah die 'Lindenstraße', um sich über Mutter Beimer und Co. lustig zu machen. Es war wie ein Ritual in Marians Familie, jeden Sonntag klemmte man sich vor die Glotze und verfolgte die neuesten Ereignisse der 'Lindenstraße', und wahrlich, diese halbe Stunde war sicherlich die witzigste der ganzen Woche! Am Anfang fand es Heinz befremdlich, als die altbekannte Erkennungsmelodie dieser Endlosserie aus dem Fernsehgerät ertönte und die ganze Familie fröhlich zusammenkam. Er wollte Marian schon den Vorschlag machen, mit ihr hochzugehen, doch nach einem Blick in ihr Gesicht verkniff er sich das.

Es war aber auch zu witzig, welche Kommentare Marians Familie zu den Geschehnissen dieser Serie einfielen. Die dicke Mutter Beimer, Hansemann, Klaus, die alte Kling - jeder bekam sein Fett weg. Nach und nach wurde Heinz immer vertrauter mit den einzelnen Personen, und es dauerte nicht lange, bis auch er sich köstlich über sie amüsieren konnte. Diese Serie war aber auch zu billig! Egal, was zur Zeit gerade aktuell war, ob nun minderjährige Mütter, fremdgehende Ehemänner, Ausländerfeinde oder Aids - irgendwer mußte immer daran glauben. Als Hansemann Beimer die Babysitterin vernaschte, war das mehr als erheiternd, und als Klaus von seiner Mutter mit einem Joint erwischt wurde, lachte die ganze Familie; es war einfach zu billig. Egal, was gerade Schlagzeilen machte, ob nun korrupte Politiker oder Massenmörder, irgendwer in der Lindenstraße entpuppte sich stets als solcher. Als der ach so freundliche Herr Sarikakis sich plötzlich als geisteskranker Irrer erwies, der mit Vorliebe Frauen ein Klistier verpaßte, um sie während ihres Durchfallanfalls auf grausamste Weise zu massakrieren, war Marians Mutter der absolute Gewinner, denn sie hatte schon drei Wochen zuvor angekündigt, daß der alte Grieche noch ein Geheimnis hat, und bei der derzeitigen Nachrichtenlage (irgendwo in Süddeutschland machte gerade ein verrückter Killer Schlagzeilen) könne er nur ein Mörder sein.

So vergingen die Sonntage, und so vergingen auch die restlichen Tage.

Immer wieder stiegen Heinz und Marian hinauf ins Zimmer Nophretete, erlebten Momente ungeteilter Zweisamkeit, und er fühlte sich mit der Zeit wieder besser. Das schwarze Loch, in welchem er die letzte Zeit gefangen war, ließ ihn Stück für Stück wieder frei. Sicher, so wie früher würde es nie wieder werden, dafür war einfach zuviel passiert, auch sein ganzes Empfinden hatte sich geändert. Er fand sich mehr und mehr mit seiner Situation ab, bisweilen so sehr, daß Marian sich schon wieder neue Sorgen machte. Ihr schien es zwar zu gefallen, daß er sich aus seiner Lethargie befreien konnte, aber irgend etwas schien ihr auch Angst zu machen. Es war, als fürchte sie, er könne sich zu stark an seine Situation gewöhnen - Heinz konnte sich dieses Verhalten Marians nur schwer erklären und es noch weniger verstehen. Er konnte es ebensowenig verstehen wie dieses merkwürdige Gefühl, welches er von Zeit zu Zeit verspürte - er hatte dann so eine vage Ahnung, als würde Marian ihn von etwas abhalten, was zwangsläufig doch kommen mußte. Als stünde sie ihm bei etwas im Wege, was nicht aufzuhalten war, was durch ihr Zutun nur verzögert wurde.

Nein, es war schon gut für ihn, sich mit den Gegebenheiten abzufinden. Ändern konnte er ja doch nichts mehr daran, aber von allen Möglichkeiten, die ihn hätten treffen können, war seine jetzige noch eine der besten. Er hatte eine schöne und liebe Freundin, er lebte und war größtenteils gesund, mal von seiner Vergeßlichkeit abgesehen, aber vielleicht war das auch nur eine normale Abnutzungerscheinungen, die einem im *Alter* nicht erspart bleiben. Schließlich war er schon achtundzwanzig! Aber wie dem auch sei, Heinz fand sich damit ab. Eigentlich war es doch auch egal, was passiert war - es ging jedenfalls immer weiter vorwärts. Vielleicht mal abwärts, dann wieder aufwärts, aber doch immer vorwärts.

## Kapitel 18

Er betrat das Hotel ohne jede schlechte Absicht. Als er an der Rezeption ankam, um seinen Schlüssel zu holen, hielt ihn die gutaussehende Empfangsdame mit der Löwenmähne auf. Er blieb stehen und spielte mit der Glocke, die stets auf der Rezeption stand.

„Nun, Herr Albert, die Sache ist einfach die, Sie wohnen jetzt schon eine wirklich lange Zeit bei uns, haben aber noch keine der erstellten Zwischenrechnungen beglichen. Ich meine, mir ist das ja im Prinzip wirklich egal, aber mein Chef findet das alles andere als erbaulich. Er will nun endlich eine bezahlte Rechnung sehen, sonst, und da zitiere ich ihn wörtlich, sollen Sie mal sehen, was für Mittel wir noch in der Hand haben. Sie verstehen? Überlegen Sie doch, sollten Sie die nächste Rechnung auch nicht begleichen, stünde ein polizeiliches Verfahren an, und das wäre ja wohl weder in Ihrem noch in unserem Interesse. In Ihrem Zimmerfach stapeln sich die Rechnungen inzwischen, es dürfte doch auch für Sie nur recht sein, hier mal Ordnung zu schaffen.“

Da war sie nun, die Situation, die er am meisten fürchtete. Warum zum Teufel kam er auch immer wieder zurück? Wie oft hatte er sich schon vorgenommen, nie wieder ins Hotel zu gehen? Wie oft schon hatte er sein Glück gar nicht fassen können, noch einmal davon gekommen zu sein? Auch wenn er zwischenzeitlich schon beinahe resigniert und seine Vergeßlichkeit auf sein, nun, fortgeschrittenes Alter zurückgeführt hatte - man konnte sich einfach nicht damit abfinden, ein und denselben Fehler wieder und wieder zu begehen! Er war sich sicher, absolut sicher, noch gestern genau gewußt zu haben, daß er tausend Orte besuchen konnte, aber nie nie nie wieder hierher zurück kommen dürfe! Er hatte es gestern gewußt, vorgestern ebenso und auch all die Tage und Wochen davor. Und doch stand er jetzt wieder hier und machte sich auf die Gardinenpredigt gefaßt, die nun folgen würde.

„Wissen Sie, ich finde es ja ganz schön, wenn man mal einen Gast hat, der für längere Zeit bleibt. Die Menschen kommen und gehen, ein Gesicht wechselt das andere ab, jeder hat so seine Vorteile und Schwächen, aber man hat als Empfangsdame kaum eine Chance, sich an einen Gast richtig zu gewöhnen. Wenn mal jemand dabei ist, der einem wirklich“ - sie beugte sich vor, und der Blick in den Ausschnitt ließ Heinz schwindelig werden - „angenehm, nein, nicht nur angenehm, sogar richtig sympathisch ist, tut es irgendwo tief drinnen schon weh, wenn er wieder geht.“ Sie richtete sich abrupt auf. „Noch viel unangenehmer ist es freilich, wenn man die Polizei holen muß, um einen Gast dazu zu bringen, seine Rechnung zu begleichen! Versuchen Sie doch einmal, sich in meine Lage zu versetzen. Es ist wirklich kein gutes Gefühl, wenn man sieht, wie ein Gast mit Handschellen abgeführt wird, und man weiß, daß man selber im Prinzip daran teilhat, ja, sogar dafür verantwortlich ist, weil man eben aufgrund der Vorschriften keine andere Wahl hat. Das ist nicht schön, sag ich Ihnen. Wirklich nicht.“



„Nun ja“, erwiderte Heinz, dem nicht so recht einfallen wollte, was er nun am besten sagen sollte, „die Sache ist ganz einfach die, daß ich es schlicht und einfach vergessen habe. Wissen Sie, mein Gedächtnis ist nicht unbedingt das beste, und wenn man mich nicht täglich an etwas erinnert, nun, da kann es schon mal passieren, daß ich nicht daran denke. Heute beispielsweise wollte ich noch zur Bank, Geld holen, aber was soll ich Ihnen sagen? - Ich habe es vergessen. Einfach so. Vielleicht sollte ich mir Bindfäden um die Finger wickeln, Knoten in mein Taschentuch machen. Es liegt nun weißgott nicht in meinem Interesse, die Räumlichkeiten der örtlichen Polizeibehörde zu erforschen...“

„Dann sollten Sie allmählich damit anfangen, sich Gedanken zu machen, wie Sie dem entgegen können!“

Jemand hatte ihn am Arm gepackt und herungerissen. Es war der Mafia-Manager, und sein Gesichtsausdruck gab Heinz keinen Anlaß zur Freude. *Gleich greift er unter sein Jackett und zieht eine Pistole*, dachte er.

„Kommen Sie bitte mit in mein Büro. Ich habe einige Fragen an Sie.“

Ohne auf seine Antwort zu warten, zog der sonnenbebrillte Mann ihn mit sich.

Sie landeten in einem luxuriös eingerichteten Büro im Erdgeschoß. Der Mafia-Manager nahm zu Heinz' größtem Erstaunen die Sonnenbrille ab, legte sie auf den Schreibtisch neben eine Computertastatur und lächelte. Mit einer Geste wies er Heinz an, in einem schwarzen Ledersessel Platz zu nehmen, um sich anschließend hinter den Schreibtisch zu setzen. Er stützte sein Kinn auf die Hände und lächelte. Heinz konnte nicht anders - auch er mußte lächeln.

Etwa drei Minuten lang sprach keiner ein Wort.

Dann nahm der Mafia-Manager einen goldenen Füllfederhalter in die Hand und drehte ihn zwischen den Fingern. Sein Lächeln wurde besonders breit, als er sagte: „Haben Sie den Funken einer Ahnung, auf wieviel sich Ihre Rechnung inzwischen beläuft, wenn man Logis und Extras und alles andere, wie etwa Ihre Barbesuche, berücksichtigt?“

„Nun, nicht direkt, muß ich zugeben.“

Der Mann lächelte noch breiter, und es schien, als würde sein Mund vom einen Ohr zum anderen reichen. Er erinnerte Heinz unwillkürlich an einen Frosch. „Nun, vielleicht hätten Sie in der Zeit, die Sie nun in unserem Haus zu Gast sind, doch ab und an mal danach fragen sollen.“ Er nahm einen mit Zahlen engbedruckten Beleg in die Hand und begann, auf einem Tischrechner etwas auszurechnen. Es dauerte und dauerte. „Wissen Sie, Herr Albert, die Sache ist die... oha! ... wir sind natürlich sehr daran interessiert, uns unsere Leistungen auch vergüten zu lassen... lieber Himmel! ... und ich muß wohl nicht extra betonen, daß Sie unsere Leistungen nur zu intensiv genutzt haben. Rechnen Sie sich nur mal aus, was es kostet, Zimmermädchen, Servicepersonal, einen Barman, Empfangsdamen, einen Nachtportier und viele andere zu beschäftigen, deren einziges Interesse es ist, Sie, als ihren Gast - und somit auch König - , zufrieden zu stellen. Und was glauben Sie, wie wir uns fühlen, wenn Sie diese Leistungen, die wir nur allzu bereitwillig gegeben haben, nicht vergüten?“ Seine Berechnungen schienen ein Ende gefunden zu haben. Er riß einen Papierstreifen aus dem Tischrechner und wedelte damit vor Heinz' Nase hin und her. „Sehen Sie sich das an...“

Heinz versuchte es, doch dadurch, daß der Papierstreifen ständig bewegt wurde, konnte er nichts darauf erkennen. Sein Kopf bewegte sich wie bei einem Tennisturnier, dessen Spieler sich mit einer Überdosis Amphetamine aufgeputzt hatten.

„... Das sind allein die Kosten für Logis und Extras. Verschleiß des Zimmers und der Bettwäsche sowie die dadurch verursachten Personalkosten habe ich noch gar nicht berücksichtigt.“ Der Mafia-Manager zerknüllte das Papier und warf es achtlos hinter sich. „Aber wir wollen das alles mal nicht so eng sehen. Das Leben ist doch nur ein Spiel, verstehen Sie? Manchmal gewinnt man und manchmal verliert man. Ja! 'Obwohl ich im Moment ganz unten bin - wenigstens muß ich nicht für einen Juden arbeiten.' Verstehen Sie?“ Der Mann schüttete sich aus vor Lachen, Tränen liefen ihm übers Gesicht. „'wenigstens muß ich nicht... für einen... Juden arbeiten... Kennen Sie das? Monty Python? Der Sinn des Lebens?“

„Habe ich irgendwann mal gesehen. Ist aber schon Jahre her.“

„Sicher.“ Der Mann wischte mit einem Taschentuch die Tränen aus seinem Gesicht und bekam sich allmählich wieder unter Kontrolle. „Was ich damit klarzumachen versuche, ist, daß wir durchaus bereit sind, Ihnen noch ein wenig entgegenzukommen. Die Betonung liegt dabei allerdings auf 'ein wenig'! Ich habe in Gesprächen mit der Buchhaltung versucht, auch Ihre allgemeine, nun, Situation zu berücksichtigen, und nach langen Diskussionen sind wir zu folgender Einigung gekommen: Sie, Herr

Albert, begleichen innerhalb von zehn Kalendertagen ihre ausstehende Rechnung. In der Zeit bis dahin bleibt Ihnen der Zugang zu Ihrem Zimmer und Ihren Besitztümern verwehrt. Sollten Sie in spätestens zehn Tagen Ihre Rechnung begleichen haben, können Sie ihr Zimmer wieder beziehen und zahlen Ihre Rechnungen von da an wöchentlich.“ Der Mafia-Manager lehnte sich zufrieden zurück und steckte sich den Füller in den Mund, als sei es eine Zigarre.

„Und was passiert, wenn es mir innerhalb von zehn Tagen nicht möglich ist, die Rechnung zu begleichen?“

„Nun, eine Möglichkeit wäre es, Ihre Sachen einzubehalten, doch nach eingehender Prüfung sind wir zu dem Schluß gekommen, daß da nichts ist, was sich einzubehalten lohnt. Nun. Sollten Sie also Ihre Rechnung innerhalb von zehn Kalendertagen nicht begleichen haben, sehen wir uns leider gezwungen, die Polizei einzuschalten. Das mag sich etwas hart anhören, vor allem in Hinsicht darauf, was in diesem Lande mit Zechprellern geschieht, wenn sie einmal dingfest gemacht wurden, aber ich glaube, ich habe Ihnen unsere - und auch Ihre - Situation nur zu deutlich gemacht, und Sie werden sicher verstehen, daß uns keine andere Möglichkeit mehr bleibt, als Sie im Falle der Zechprellerei - ein schreckliches Wort, ich weiß - den behördlichen Organen zu übergeben. Aber es muß ja nicht soweit kommen. Sie haben immerhin noch zehn Tage!“

„Nun, ich weiß nicht, ob das reicht...“

„Es muß reichen!“ Das Gesicht des Mafia-Managers wurde plötzlich sehr hart. „Wir sind Ihnen entgegengekommen, soweit es nur geht! Alles andere liegt nun nicht mehr in unserer Gewalt. Sie könnten jetzt vielleicht den Gedanken haben, sag ich doch zu allem Ja und Amen und mache mich anschließend aus dem Staub! Wäre ja nur zu menschlich. Aber lassen Sie sich versichert sein, wir kennen Mittel und Wege, Ihrer habhaft zu werden, die Sie sich in Ihren übelsten Alpträumen nicht vorzustellen vermögen! Desweiteren fällt mir gerade ein, daß wir Ihre Reiselgitimation benötigen. Das ist bei solchen Verfahren Usus. Wir legen Sie sicher in unseren Safe, und wenn Ihre Rechnung bei Null angelangt ist, bekommen Sie sie zurück.“

„Meine Reiselgitimation? Was soll denn das sein?“

„Nun werden Sie aber nicht komisch! Jeder besitzt doch eine Reiselegitimation! Wie wollen Sie den ohne überhaupt bis hierher gekommen sein? Oder wie wollen Sie Ihr Zimmer bekommen haben? Ohne Legitimation ist dergleichen unmöglich!“

„Tja, aber irgendwie muß bei mir diese Unmöglichkeit möglich geworden sein, denn ich kann mich nicht erinnern, jemals eine Reiselegitimation besessen zu haben.“

„Das wäre aber sehr traurig. Sehr sehr traurig. Damit wären Sie ja quasi gar nicht vorhanden. Die Reiselgitimation ist, wie soll ich sagen, ihre Berechtigungskarte, verstehen Sie?“

„Berechtigung für was?“

„Für alles. Zum Überqueren einer Straße. Zum Anmieten eines Hotelzimmers. Zum Atmen. Zum Furzen. Eben einfach für alles.“

„Soll das etwa heißen, ohne diesen Wisch gibt es mich gar nicht?“

„So ist es. Und sollte wahr sein, was Sie mir da eben gesagt haben, dann sollten Sie sich - in Ihrem eigenen Interesse! - auf den Weg machen und sich eine Legitimation besorgen.“

„Wo kriege ich die denn?“

„Na, wo wohl? Im Rathaus, Amt für Primäranträge! Und ich rate Ihnen, beantragen Sie den Schein bald, denn wir bestehen darauf, ihn als Sicherheit zu verwahren! Wir haben zwar, wie gesagt, auch noch andere Möglichkeiten, aber in unser beider Interesse wollen wir davon zunächst noch absehen.“

„Ja, na gut, dann gehe ich halt nachher los und hole mir das Ding. Aber sagen Sie mal, gibt es denn nicht vielleicht doch eine Möglichkeit, die Sache anders zu regeln - nur für den Fall, daß es mir nicht gelingt, den Betrag, wie hoch er auch sein mag, innerhalb von zehn Tagen aufzutreiben? Mich gleich der Polizei und damit dem Schafott zu überantworten scheint mir doch etwas sehr hart.“

„Das Schafott wird bei uns schon lange nicht mehr eingesetzt. Sie haben wohl noch nie etwas von der Humanisierung des Strafvollzugs gehört, von der ‘schmerzlosen submarinen Entleibung’?“

„Submarinen... Was?“

„Man schnallt Ihnen ein paar Wackersteine an die Beine und schmeißt sie in ein drei Meter tiefes Wasserbecken, um es mal ganz simpel auszudrücken.“

„Wie nett.“

„Nun ja, andere Länder, andere Sitten. Ist doch humaner als den Leuten die Rübe mit einer Knochensäge abzusägen, oder etwa nicht?“

„Wenn Sie das sagen, wir es wohl stimmen.“

„Oder jemanden zwischen vier Pferde zu binden und diese dann in verschiedene Richtungen fortzuführen...“

„Nun...“

„Oder die Sache mit dem Häuten... Schrecklich, kann ich Ihnen nur sagen, wirklich schrecklich.“

„Ja, ich gebe ja zu...“

„Verbrennen war auch keine Alternative, obwohl die Frage der Abfallbeseitigung damit vorbildlich geregelt wurde. Aber es dauerte einfach zu lange.“

„Also, hören Sie mal...“

„Oder wenn ich noch an das Rädern denke... oder das Erschießen - was manchmal Stunden dauerte, weil sie die Freiwilligen nur aus den absoluten Anfängern rekrutieren konnten, die zwar blutrünstig genug waren, aber ständig danebenschossen oder nur lebensunwichtige Stellen trafen... oder gar das Lebendig-Begrabenwerden... Nein, also, im Prinzip geht es Straftätern heute richtig gut. Klar, ich meine, erfreulich ist es nie, seinen Körper fahren lassen zu müssen, aber die Tatsache, dabei zumindest nur ein Mindestmaß an Schmerzen ertragen zu müssen, stimmt einen doch wieder versöhnlich.“

„Jaja, ich sehe ja zu, daß ich das Geld auftreibe!“

„Eine letzte Möglichkeit wäre freilich noch... aber davon wollen Sie bestimmt nichts hören!“

„Bitte?“

„Nun, die Frau Schönchen, unsere Empfangschefin, hat darauf hingewiesen, daß unser Nachtportier, der Herr Löwenstein, schon seit über zwei Monaten Dauerdienst macht, weil wir keine Vertretung finden können. Gut, ein paarmal haben wir ihm freigegeben, wenn die Belegung so gering war, daß das Hotel auch mal ohne Portier auskommen konnte. Aber ich glaube, er wäre mehr als erfreut, wenn er mal eine größere Zeitspanne am Stück freihaben könnte. Nun, die Arbeiten, die der Nachtportier zu erledigen hat, sind nicht sehr anspruchsvoll, mit ein, zwei Tagen Einarbeitung sollte ihnen auch der letzte Depp gewachsen sein. Ich denke da nur an unseren Herrn Reifbrecher, der vor dem Herrn Löwenstein seinen Dienst hier versah, ein hochgradiger Alkoholiker - trotzdem erledigte er seinen Dienst vorbildlich. Nun, wenn dieser Säufer, dessen Hirn wahrscheinlich nur noch aus einem leblosen Schwamm besteht, den Dienst als Nachtportier schafft, sollte das einem gewitzten jungen Mann wie Ihnen erst recht gelingen.“

„Sie meinen also, ich könnte meine Rechnung abarbeiten?“

„Sicher. Warum nicht? Das ist natürlich nur die letzte Möglichkeit, und ich kann mir auch nicht denken, daß Sie großen Gefallen an der Vorstellung finden, hier den Nachtportier zu spielen. Aber wenn Sie es nicht schaffen sollten, Ihre Schuld anderweitig zu begleichen, sehe ich keine andere Alternative. Außer vielleicht - Sie können sich mit dem Gedanken anfreunden, sich den behördlichen Organen auszuliefern, mit allen Konsequenzen.“

„Nun, ich denke, irgendwer muß ja in jedem Hotel den Nachtportier machen, also, da ist ja nichts Anstößiges dran, so allgemein gesehen. Aber ich will natürlich zusehen, das Geld zusammenzukriegen. Ich habe da schon ein Angebot in Aussicht, welches sich recht lukrativ anhört“, log Heinz. Er hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, wie er eine größere Geldmenge besorgen sollte, aber das würde er dem Mafia-Manager sicherlich nicht auf die Nase binden.

„Na, wunderbar! Machen Sie das!“ Der Mann schob sich die Sonnenbrille auf die Nase und stand auf. Heinz nahm das zum Anlaß, ebenfalls aufzustehen und ihm die Hand zu reichen. „Bis in zehn Tagen dann also...“

„Oder früher!“

„Sicher, oder früher.“

„Ich bin sicher, Herr Albert, wir werden diese unangenehme Situation schon zu aller Zufriedenheit lösen. Sie scheinen mir doch ein sehr vernünftiger junger Mann zu sein, der solch ein verhältnismäßig harmloses Desaster nicht zum Anlaß nimmt, sich seine gesamte Zukunft zu versauen.“

„Sicher“, erwiderte Heinz und ließ sich zur Tür begleiten. Tausend Gedanken stürmten durch seinen Kopf, hauptsächlich der, wie er sich innerhalb von zehn Tagen genug Geld beschaffen konnte, um seine Rechnung zu begleichen. Oder der, wo er in Zukunft schlafen sollte, da er ja hier nicht mehr auf sein Zimmer kam. Und natürlich der, wie er am besten das Weite suchen konnte, um dem Hotel und den ‘behördlichen Organen’ entkommen zu können.

Als er an der Rezeption vorbeiging, hörte er, wie die Empfangsdame ihm nachrief: „Einen schönen Tag noch, *Kollege!*“

Er drehte sich nicht um und dachte bei sich: *So weit kommt's noch! Ich als Nachportier! Vergiß es!* Er verließ das Hotel und schlug den Weg zum Naturschutzgebiet ein.

## Kapitel 19

Heinz mußte lange vor dem Zimmer warten, bis er endlich aufgerufen wurde. Er saß in einem unbequemen Kunststoffstuhl und starrte auf die Tür mit der Aufschrift: 'Primäranträge'. Er mußte diese ominöse Reiselegitimation beantragen, um sie als Sicherheit im Hotel hinterlegen zu können. Er konnte froh sein, daß sie ihn nicht längst ins Gefängnis gesteckt hatten. zehn Tage hatte er noch, um seine Rechnung zu begleichen. Und wenn es ihm nicht gelingen sollte, konnte er ja immer noch für einige Zeit den Nachtportier spielen. Aber er brauchte diesen blöden Wisch, damit ihm der Mafia-Manager nicht seine 'Familie' auf den Hals hetzte - etwas in der Art stelle sich Heinz zumindest vor, wenn er an die Worte des Mannes dachte. *Wir haben auch noch andere Möglichkeiten...*

So wartete er also geduldig vor der Tür, die man ihm in der Anmeldung genannt hatte. Rauchverbot. Er wartete allein.

Die Tür lag am Ende eines sehr, sehr langen Gangs, und seit Heinz hier saß, war kein Mensch vorbeigekommen. Die Wänden waren nackt, es hingen keinerlei Plakate oder etwas ähnliches daran. Er sah abwechselnd auf die Tür und auf seine Hände, und die Befürchtung wuchs in ihm, daß in dem Zimmer gar kein Sachbearbeiter saß, daß das Zimmer leer war und er völlig umsonst wartete. Doch die Frau in der Anmeldung hatte eindeutig gesagt, er sollte warten, bis er aufgerufen werde, er solle keinesfalls klopfen, da ein solches Betragen für seinen Antrag fatale Folgen haben könnte.

Und schließlich erklang, von einem fürchterlichen Fiepen eingeleitet, eine knarrende Lautsprecherdurchsage, welche seinen Namen rief. Na endlich! Heinz stand auf und ging zur Tür. Sie ließ sich leicht und ohne jedes Quitschen öffnen.

Das Zimmer war klein, sehr klein, bot gerade mal Platz für einen Schreibtisch, zwei Stühle und einige Regale. Hinter dem Schreibtisch saß ein alter, sehr alter Mann mit weißem Haar und weißem Vollbart, welcher damit beschäftigt war, irgendwelche Papiere von einem Stapel auf den nächsten zu legen.

„Kommense rein, junger Mann, kommense rein und machense die Tür hinter sich zu!“

Heinz tat, was der alte Mann sagte. „Ich bin hier, weil...“

„Jaja, ich weiß, warum Sie hier sind. Halten wir uns nicht so lange mit diesen nutzlosen Vorreden auf, denn Zeit ist Geld, Zeit ist Geld. Sie sind hier, weil Sie Ihre Reiselegitimation beantragen wollen, nicht wahr?“

„Äh, ja, das wollte ich. Hat Ihnen die Anmeldung schon...“

„Das war nicht nötig. Ich weiß auch so, warum die Menschen zu mir kommen. Ich mache den Job ja nicht erst seit gestern, wie man mir das vielleicht ansehen kann.“ Der alte Mann kicherte in seinen weißen Bart. „Mein Name ist Jehwa, Ferdinand Jehwa, ich bin Ihr Sachbearbeiter.“

„Freut mich, Herr Jehwa. Mein Name ist...“

„... allgemein bekannt. Sie scheinen mich wirklich zu unterschätzen, und - glauben Sie mir - das ist ein Fehler. Ich mag zwar alt sein, aber verkalkt bin ich deshalb noch lange nicht. Sehen Sie, junger Mann, Sie befinden sich hier im Amt für Primäranträge, doch Sie scheinen sich dessen nicht bewußt zu sein.“

„Doch, doch, darüber bin ich mir schon im Klaren, nur...“

„Erzählense mir doch keinen Mist! Jeder, der hier reinkommt, meint, er wüßte genau Bescheid, doch de facto hat keiner eine Ahnung, was ich hier mache! Sehen Sie diese Papiere hier?“ Der Alte tippte auf einen der Stapel. „Das alles sind Anträge von Leuten, die genau wie Sie hier reinkamen und der Meinung waren, Sie wüßten alles. Doch mein Metier ist so kompliziert, glaubense mir, so kompliziert, daß Sie niemals, niemals dahinterkommen würden, was genau ich hier mache. Die Leute haben vielleicht eine diffuse Ahnung, verstehense, nur so ein leichtes Glimmern von Wissen, aber wirklich verstehen, was ich zu tun habe, kann nur ich.“

„Aha.“ Heinz bereute, so lange gewartet zu haben, denn dieser Greis hier hatte sie nicht mehr alle an der Waffel, das war offensichtlich.

„Auch wenn Sie jetzt glauben“, fuhr der Alte fort, „daß ich sie nicht mehr alle an der Waffel habe; ich weiß schon genau, was ich hier tue. Ihr einfachen Menschen seid ja so klug. Aber klug genug für die-

sen Job hier war nur ich. Selbst mein Sohnmann, dem ich, wie ich glaube, genug beigebracht habe, hat letztendlich versagt. Na, ich will Sie ja jetzt nicht mit Familiengeschichten langweilen, nur, wissense, ich hatte mal die Hoffnung, daß wenigstens mein eigen Fleisch und Blut in meine Fußstapfen treten könnte, doch das war ein Irrtum. Ein Krawallmacher ist er geworden, ein Chaot. Aber man soll ja nicht nachtragend sein. Ich habe ihn ja selber auf diesen Trip geschickt. Na, wie dem auch sei, Sie jedenfalls sind hier wegen Ihrem Antrag, und ich will sehen, daß ich ihn so schnell wie möglich über die Bühne bringe. Dafür bin ich ja da. Also, haben Sie denn die Formblätter 142-B und 665-A ordnungsgemäß ausgefüllt und mitgebracht?“

Heinz druckste herum. „Öhm, wissen Sie, Herr Je...“

„Jehwa, bitte. Jehwa ist mein Name. Nicht mit Jehova verwechseln.“

„Entschuldigung. Hm, also, ich muß zugeben, von diesen Formblättern habe ich bis eben nichts gewußt. In der Anmeldung...“

„Kommense mir doch nicht dauernd mit der Anmeldung! Einige Sachen muß man doch auch selber wissen, man kann sich doch nicht dauernd mit anderen rausreden! Sie haben die Formblätter also nicht dabei?“

„Äh, nein“, mußte Heinz zugeben.

„Dacht ich’s mir doch! Sie kommen hier rein, fühlen sich wie Hansdampf in allen Gassen, maulen mich an, doch in Wirklichkeit habense von nix ‘ne Ahnung! Also, einen Moment mal bitte, hier haben wir Formblatt 142-B, und hier, äh, Sekunde, ah, hier haben wir Formblatt 665-A.“ Der alte Mann reichte Heinz zwei Vordrucke.

„Danke.“

„Bedanken Sie sich nicht, bevor Sie sich die Blätter überhaupt angesehen haben! So leicht auszufüllen sind sie auch wieder nicht. Ich habe sogar berechtigten Grund zu der Annahme, Sie hier nicht wieder zu sehen. Die meisten bedanken sich und tun so, als hätten Sie die große Ahnung, doch dann tauchen sie nie wieder auf, verschwinden in der Versenkung. Ich mache diese Arbeit schon so lange, sooo lange! Jeder, der hier reinkommt, glaubt, er hätte die Fäden in der Hand, glaubt, er hätte hier das Sagen. Doch schauen Sie sich diesen Stapel von Formularen hier auf meinem Tisch an. Und das ist nur die Spitze des Eisbergs. Im Keller gibt es einen Raum, der ist so groß wie ein Haus, und in diesem Raum gibt es nichts anderes als Anträge, Anträge, Anträge. Und all diese Anträge wurden von Leuten wie Ihnen gestellt. Tonnen von Anträgen. Man schmiert mir Honig ums Maul, schwingt schöne Reden, betet mich regelrecht an“, der Alte kicherte wieder, „nur, damit ich den jeweiligen Antrag bevorzugt bearbeite, doch ich bin stolz darauf, mich unbestechlich nennen zu dürfen! Niemand hat es bisher geschafft, den Lauf der Dinge zu beschleunigen, und Sie werden unter Garantie nicht den Anfang bilden!“

„Na, hören Sie mal...“ wollte Heinz sich beschweren.

„Ich höre ganz gut. Vielleicht nicht mehr so gut wie in meiner Jugend, aber noch gut genug! Mein Sohn wollte auch eine Sonderrolle spielen, und am Ende haben sie ihn doch verknackt. Keiner entgeht der Strafe, die er verdient. Wer sich nicht anpassen will oder kann, der muß halt sehen, was er davon hat. War schon immer meine Rede.“

„Nun gut“, hob Heinz an, doch der Alte ließ ihm keine Chance.

„Kennense denn überhaupt den Sinn dieses Antrags? Wissense eigentlich, warum er so ungemein wichtig ist?“

„Nun, man sagte mir, er wäre notwendig.“

„Notwendig... Na, sicher ist eine Reiselegitimation notwendig! Aber warum muß Ihnen daß erst jemand sagen? Warum kommen Sie nicht von selbst darauf? All die Jahre, die ich jetzt schon in dieser Stube sitze, höre ich immer wieder dasselbe: Man hat mir gesagt, jemand meinte, da war wer der Meinung... Keiner ist je aus freien Stücken gekommen, immer steckte irgendwer, irgendwas dahinter! Ich würde doch so gerne, sooo gerne nur einmal hören, daß jemand sagt: Ja, ich komme, weil es an der Zeit war, die Legitimation zu verlängern, es ist mir kürzlich aufgefallen, und deshalb bin ich jetzt hier. Aber nix da! Immer werden fadenscheinige Gründe vorgeschoben, immer, immer, immer! Ich kann’s bald nicht mehr hören!“

„Na, nichts für ungut, aber gibt es denn überhaupt jemanden, dem dieses dämliche Papier wichtig genug ist? Hätte man mich nicht darauf angesprochen, wär ich doch von selber nie darauf gekommen! Und ich muß ganz ehrlich zugeben, langsam bereue ich, hierher gekommen zu sein. Ich meine, ein bißchen Freundlichkeit könnte Ihnen weißgott nicht schaden.“ Heinz wollte aufstehen und gehen.

„Weißwer? Hören Sie, junger Mann, mir ist auch klar, daß es Wichtigeres im Leben gibt, als Behördengänge zu erledigen. Doch wir können ja schließlich auch nicht jeden Adepten anschreiben, nur damit er die Frist nicht verpaßt! Ihre Reiselegitimation ist wichtig, auch wenn Sie daß jetzt nicht wahrhaben wollen! Sie machen sich doch keine Vorstellung davon, was passiert, wenn Sie mal OHNE aufgegriffen werden! Wennse erstmal hinter Gittern sitzen, ist das Gejammer groß. Kenn ich doch. Aber ihr jungen Leute habt ja nichts als Sex und Drogen im Kopf! Immer nur gut draufsein, das ist das Haupt vom Ganzen. Habe ich nicht recht?“

„Hinter Gittern? Nur, weil einem so ein blöder Wisch fehlt?“

„Ganz genau, hinter Gittern! Sie haben ja keine Ahnung, wie streng unsere Gesetzgebung wirklich ist. Aber wenn man zwischen den Beinen einer schönen Frau liegt, wer denkt da schon an Gesetze? Kann ich ja verstehen, ohne weiteres. In meiner Jugend habe ich auch nichts anbrennen lassen, das können Sie mir glauben! Aber ich war mir im Gegensatz zu Ihnen immer im Klaren, daß die Welt nicht nur in der Freude gipfeln kann. Der Mensch hat Pflichten, das war schon immer so.“ Der weißhaarige Mann nahm einen Zettel von einem Stapel und las ihn. Dann knallte er einen Stempel drauf und legte ihn auf einen anderen Stapel.

„Was Sie hier erzählen, hat doch gar nichts mit meinem Antrag zu tun! Ob ich gerne zwischen Frauenbeinen liege oder nicht, ist doch absolut uninteressant! Was bilden Sie sich eigentlich ein? Ich will nur meinen Antrag loswerden und dann so schnell wie möglich wieder hier raus! Kann man sich seinen Sachbearbeiter eigentlich aussuchen?“

Auf einmal wirkte der alte Mann nachdenklich. „Sicher kann man das. Nur, ob die anderen Ihnen schneller helfen können als ich, das möchte ich doch stark bezweifeln. Jeder Sachbearbeiter hat seine eigenen Methoden, klar. Doch meine Methode hat sich, soweit ich das überblicken kann, noch immer als die richtige erwiesen. Was nützen Ihnen die schönsten Versprechungen, wenn Ihr Antrag dann doch im Reißwolf landet?“

„Na na, im Reißwolf? Sie wollen doch nicht behaupten, Ihre Behörde...“

„Doch! Genau das will ich! Die meisten Anträge landen dort. Was meinen Sie denn, wieviele Menschen noch heute auf einen positiven Bescheid hoffen, obwohl ihre Anträge längst nicht mehr existieren? Junger Mann, ich könnte - wenn es mir erlaubt wäre - Geschichten erzählen, da würden Ihnen die Haare zu Berge stehen!“

Plötzlich öffnete sich die Türe, und ein junger Mann trat herein. Er trug einen dunkelblauen Anzug, Krawatte, und hielt in der Hand ein Formular. „Papa, ich wollte nur... Oh, entschuldige! Ich wußte nicht, daß du zu tun hast.“

„Darf ich vorstellen“, sagte der Alte, „das hier ist mein Sohn. Der ewige Verlierer. Was kann ich für dich tun, mein Junge?“

Der junge Mann wirkte unentschlossen, sagte: „Nun, ich wollte dich nur mal um einen väterlichen Rat bitten...“

„Sehen Sie! Nicht einmal mein eigener Sohn hat von mir gelernt! Es hat nicht gereicht, daß sie ihn für seine anarchistischen Ideen genagelt haben, nein, er kommt heute noch zu mir, um meine Meinung zu hören! HABE ICH DIR DENN GAR NICHTS BEIBRINGEN KÖNNEN?“

Der junge Mann kratzte seinen dunklen Bart und wußte scheinbar nicht, was er seinem Vater antworten sollte. Heinz fühlte sich mehr als unwohl. Was gingen ihn denn die Probleme dieses Vaters mit seinem Sohn an?

„Also, was ist los, Junge?“

„Nun, ich habe hier diesen Antrag auf Befähigung zu höherem Wissen, und ich weiß jetzt nicht, welchen Stempel ich draufdrücken soll. Der Adept ist der Meinung, man könne ihn ruhig bewilligen, aber ich möchte auch nichts falschmachen. Soll ich nun ein ‘Erledigt’, ein ‘Eingegangen’ oder ein ‘Abgelehnt’ stempeln?“

„Wer ist denn der Adept?“

„Keine Ahnung. Mal sehen.“ Der junge Mann sah lange auf das Formular. „Äh, hier steht, ah ja, hier steht, es sei ein gewisser Jonas Ischenkot. Hm, Moment, das kann doch nicht stimmen! Nein, das heißt nicht „Jonas“, sondern „Joachim“. Mann, hat der eine Sauklaue! Joachim... hm... Imscherdot. Nee, nicht „Imscherdot“, sondern „Immelmann“. Ach, Scheiße, lies doch selber!“ Der Mann gab seinem Vater das Formular, welcher es sogleich aufmerksam zu lesen schien.

Heinz stand auf und sagte: „Also, ich habe noch einige Wege zu erledigen, ich glaube, es ist besser, wenn ich mich mal von dannen mache...“

„Nein nein nein!“ fuhr da der weißhaarige Alte auf. „Bleibense nur sitzen!“ Er nahm einen Stempel und knallte ihn auf das Formular. Dann legte er es auf einen der Stapel auf dem Tisch und ließ seinen Sohn mit einer Handbewegung wissen, daß er stört.

„Mein Sohn macht diesen Job noch nicht so lange, müssen Sie wissen. Manchmal braucht er einfach einen väterlichen Rat.“

„Nun ja, das mag ja sein, nur...“

„Vergessen Sie ihn! Also, wie war das noch mal mit Ihnen? Sie wollten Ihren Antrag auf Erteilung einer Reiselegitimation einreichen, nicht wahr?“

„Ja, verdammt.“

„Nana, immer cool bleiben“, feixte der Alte. „Fluchen hat noch keinen weitergebracht.“

„Fluchen ist Stuhlgang für die Seele, hat mein Fahrlehrer immer zu sagen gepflegt.“

„Was sind schon Fahrlehrer? Haben die denn wirklich was zu sagen?“

„Immerhin hat er mich als jungen Mann unterrichtet und mir dabei nicht nur Vorfahrtsregeln beigebracht. Das sollte man nicht unterschätzen.“ Heinz setzte sich wieder hin.

„Ja, sicher. So ganz unrecht haben Sie da ja nicht. Aber das tut doch jetzt gar nichts zur Sache.“ Der Alte nahm wieder ein Formular, knallte einen Stempel drauf und legte es auf einen anderen Stapel.

„Wissen Sie, mein Herr“, sagte er, nun nicht mehr so überheblich, „ich mache diese Arbeit schon so lange. Ich weiß nicht, auf wieviele Anträge ich schon Stempel gesetzt habe. Wie ich schon sagte, im Keller gibt es einen Raum, und dieser Raum ist bis unter die Decke mit Formularen gefüllt. Und auf all diese Formulare habe ich meine Stempel gedrückt. Millionen Formulare. Manchmal frage ich mich, warum ich das überhaupt noch mache...“

„Na, irgendeinen Nutzen werden Ihre Stempel schon haben...“

Der Alte kratzte seinen Bart. „Nun, genaugenommen... eigentlich nicht.“

„Wie bitte?“ Heinz glaubte, sich verhört zu haben.

„Nun, genaugenommen wandern diese Formulare ungelesen in besagten Raum im Keller. Allesamt, ohne Ausnahme. Wenn man es mal ganz nüchtern betrachtet, könnte gesagt werden, daß ich hier nur meine Lebenszeit verschwende, nichts wirklich Produktives mache. Diese Formulare sind zwar immens wichtig, aber uns fehlt einfach das Personal, um sie nach Eingang weiter zu bearbeiten. So knalle ich meine Stempel drauf und kann mir zugute halten, daß zumindest ich meine Arbeit gewissenhaft erledige.“

„Und Ihr Sohn?“

„Ach der!“

„Na dann: Guten Tag!“ Heinz stand nun endgültig auf und ging zur Tür.

„Und was soll nun aus Ihrer Reiselegitimation werden“, kreischte der alte Mann. Er war aufgesprungen und fuchtelte wild mit den Armen.

„Na, was weiß ich denn? Nach Ihren eigenen Worten folgt diesen Anträgen doch sowieso nichts mehr. Warum soll ich dann also meine Zeit verschwenden? So brilliant sind Sie auch nicht...“

„FRECHHEIT! FRECHHEIT!“ geiferte der Alte. Er war stehend nicht viel größer als sitzend. Heinz schenkte ihm noch ein mitleidiges Lächeln und verließ das Büro.

„SIE WERDEN SCHON SEHEN, WAS SIE DAVON HABEN! SIE WERDEN SCHON SEHEN!“

Auf dem Gang lief ihm der Sohn des Alten über den Weg. „Um Himmels willen, was ist denn mit meinem Vater los? Was haben Sie ihm getan?“

„Gar nichts“, erwiderte Heinz. „Der hat nur seine fünf Minuten.“

„Ach so. Kommt in der letzten Zeit recht oft vor. Er ist halt auch nicht mehr der Jüngste. Vergißt immer die Hälfte. Sie müssen schon verzeihen. Wir beschäftigen ihn nur noch, weil ihm der Job halt so viel bedeutet. Man sollte alte Bäume nicht einfach so auf die Straße werfen, schon gar nicht, wenn die Kugeln und das Lametta noch daran hängen, Sie verstehen?“

„Sicher.“

Der bärtige Sohn ging zurück in sein Büro und beachtete das Geschrei seines alten Herren nicht weiter. Als Heinz bei der Anmeldung vorbeikam, war die Tür geschlossen. *Naechste Sprechstunde am 31. November.*

Als irgendwo jemand die Anlage ausschaltete, kam aus den Lautsprechern ein furzähnliches Geräusch. Selbst die am Gangende über einer Glastür angebrachte Uhr hörte auf zu ticken. Das Licht verlosch, und Heinz beeilte sich, das Gebäude zu verlassen.

## Kapitel 20

Heinz hatte einige Schwierigkeiten, dem Mafia-Manager die Tatsache zu erklären, daß es ihm nicht gelungen war, die Reiselegitimation zu besorgen. Der Mann wurde wütend und hatte schon den Telefonhörer in der Hand, um die Polizei zu holen, ließ aber schließlich doch noch mit sich reden. Er gab ihm noch eine Woche Frist, sich eine Arbeit und damit Geld zu besorgen - er solle tun, was er eben könne, und wenn er 'ein Mädel auf die Straße stellen' würde, hauptsächlich, in einer Woche würde die Rechnung beglichen werden. Andernfalls würde er eben solange als Nachtportier arbeiten müssen, bis seine Schuld getilgt sei. Noch einmal wies der Mann darauf hin, daß sie auch andere Möglichkeiten hätten, die offenen Posten einzutreiben, und daß er es lieber nicht darauf ankommen lassen sollte, diese Möglichkeiten kennenzulernen.

Ziemlich niedergeschlagen verließ Heinz das Hotel, ging zum nächsten Kiosk und kaufte sich eine Tageszeitung.

Zusammen mit Marian studierte er die Stellenanzeigen, und wenn sie etwas fanden, das sich interessant anhörte, rief er sogleich dort an. Doch meistens verbargen sich hinter den interessantesten Anzeigen, also denen, die für wenig Arbeit viel Geld versprachen, nur Druckerkolonnen, mit denen Heinz durchs Land ziehen und Zeitungsabonnements verkaufen mußte. Doch auf so etwas hatte er nun wirklich keine Lust. Einmal jedoch wurde er von einem freundlich wirkenden Mann eingeladen; eine einfache Arbeit, bei der er schnell weiterkommen konnte, keine Verkaufstätigkeit, er sollte doch einfach mal vorbeikommen und es sich anschauen. Also verabschiedete er sich von Marian, sie wünschte ihm alles Gute, und machte sich auf den Weg zur angegebenen Adresse.

Er fand sich auf einer Art Schulhof wieder. Ein Mann kam auf ihn zu und führte ihn über den Hof. Da waren kreisförmige Vertiefungen, an deren Rändern Menschen saßen und scheinbar ihre Pause verbrachten. Der Mann erklärte Heinz, seine Aufgabe sei es, die Emaille unter den Füßen der Leute zu polieren; wenn er das gut machte, könne aus ihm schon etwas werden. Er sah unter die Füße der Leute, doch er konnte nichts als ordinäres Kopfsteinpflaster entdecken. Der Mann fragte ihn, ob er damit einverstanden sei, und da ihm nichts anderes übrigblieb, sagte er zu. Er bekam eine kleine Bürste, die ihn unwillkürlich an eine stark verschmutzte Zahnbürste erinnerte. Damit machte er sich an die Arbeit und 'polierte' das Kopfsteinpflaster unter den Füßen der Leute, die ihn nicht zu bemerken schienen. Keiner hob die Schuhe, damit er besser vorankam, und Heinz hatte das Gefühl, das letzte, unterste Faktotum zu sein, mit dem Kontakt zu haben für alle hier Anwesenden weit unter ihrer Würde war.

Er schrubbte Stunde um Stunde, schließlich kam der Abend, und der Mann, der ihn eingewiesen hatte, kehrte zurück, begutachtete sein Werk und schien zufrieden zu sein. Er betonte noch einmal, daß aus ihm durchaus etwas werden könne, und gab ihm dann seinen ersten Lohn, der genau fünfzig Mark betrug. Fünfzig Mark. Für über acht Stunden Rumpfkriechen und Kopfsteinpflaster schrubben. Heinz steckte den Schein ein und machte sich auf den Weg zu Marian. So hatte das keinen Zweck. Auf diese Art und Weise würde er das Geld für seine Hotelrechnung niemals zusammenbekommen. Er beschloß, auch morgen wieder die Stellenanzeigen zu studieren, doch heute hatte es keinen Zweck mehr. Vielleicht sollte er wirklich 'ein Mädel auf die Straße stellen'. Auf die Art und Weise würde er das Geld wahrscheinlich innerhalb von zwei, drei Tagen zusammenbekommen. Er stellte sich vor, wie Marian mit einer kleinen roten Handtasche und hochhackigen Schuhen am Straßenrand auf Kundenschaft wartete. Sie war ja noch schön jung, und es gab wohl genug Freier, die gerade auf junge Mädchen standen. Dann sah er Eleonora neben Marian stehen, ebenfalls mit einer kleinen roten Handtasche und hochhackigen Schuhen. Mann, die würde Kohle machen! Sämtliche Kinderschänder der Stadt würden Schlange stehen, und innerhalb kürzester Zeit wäre das Geld zusammengebracht.

Als er später mit Marian und Eleonora im Wohnzimmer saß, fragten sie ihn, warum er einen so roten Kopf hatte. Aber Mann - das konnte er ihnen nun wirklich nicht erzählen!

Später am Abend klingelte es, zwei weißgekleidete Männer standen vor der Tür und stellten sich als Doktoren des hiesigen Veterinäruntersuchungsamtes vor. Sie hätten in Erfahrung gebracht, daß sich eine Katze im Besitz der Familie befinde, und es bestehe der dringende Verdacht, daß dieses Tier unter der allseits gefürchteten 'Katzenseuche' leide, einer meldepflichtigen Tierkrankheit, die auch auf den Menschen übertragen werden könne. Marians Mutter ließ sie schließlich herein. Die beiden Männer machten sich sofort daran, den Haustiger in der Küche zu untersuchen. Sie räumten dazu den



Küchentisch ab, setzten die Katze darauf, einer hielt sie fest, der andere horchte ihr Herz ab, leuchtete mit einer kleinen Stablampe in ihre Augen, schaute in ihr Maul.

Heinz blieb im Wohnzimmer, die drei Frauen schauten in der Küche zu. Marians Vater war wohl noch unterwegs. Er hörte ab und zu einige Kommentare der Tierärzte und kümmerte sich nicht weiter darum. Er studierte gerade noch einmal die Stellenanzeigen, als plötzlich Eleonora ins Wohnzimmer stürmte, sich auf einen Sessel warf und weinte. Heinz versuchte zu erfahren, was denn los ist, doch das Mädchen brachte kein Wort heraus. Kurze Zeit später stürmte auch Marian ins Wohnzimmer und sagte: „Die bringen sie um! Die bringen sie um!“ Heinz sah, daß auch ihr Tränen über das Gesicht liefen. Er beschloß, in der Küche einmal nach dem Rechten zu sehen.

Zunächst sah er Marians Mutter, die fassungslos in einer Ecke stand und zum Küchentisch blickte. Dann sah er zwischen den Ärzten hindurch und stellte fest, daß sie die Katze inzwischen geöffnet hatten und gerade dabei waren, ihre Eingeweide zu entfernen. Heinz sah fasziniert zu und fragte: „Ist es denn wirklich nötig, so weit zu gehen?“

Einer der Ärzte hob gerade den Darm aus der Bauchhöhle und warf ihn neben den Kadaver auf den Tisch, wo schon andere Innereien lagen. Es gab ein platschendes Geräusch, welches scheinbar auch Marians Mutter den Rest gab - sie drehte sich schnell um und flitzte aus der Küche.

„Nun, mein Herr“, antwortete der Arzt und vergrub seine Hände erneut im Inneren der Katze, „es ist unsere Pflicht, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit festzustellen, ob dieses Tier mit der Katzenseuche infiziert ist oder nicht. Und eine hundertprozentige Sicherheit kann man in diesem Fall nur dann haben, wenn man die Eingeweide und das Gehirn des betroffenen Tieres untersucht.“

„Und woran erkennt man dann, ob das Tier krank ist?“

„Die Leber und das Herz sind verdickt und bläulich verfärbt. Das Gehirn hat seine Konsistenz verändert und erinnert an einen löchrigen Schwamm, um es mal salopp auszudrücken. Können Sie mir mal bitte das große Messer da reichen? Das Brotmesser.“

Heinz nahm das Messer vom Messerbrett und reichte es dem Arzt, der damit den Kopf der Katze absägte, um ihn anschließend auf der Spüle wie eine Nuß zu knacken. Er zog das Gehirn aus der blutigen Fellmasse, die übrigblieb und warf den Rest in die Spüle. Er hielt das Gehirn unter die Küchenlampe und betrachtete es eingehend. Schließlich sagte er: „Das dachte ich mir schon. Sehen sie mal hier, das Gehirn ist vollständig erhalten und gut durchblutet.“

„Und was heißt das?“

„Nun, diese Katze ist, oder besser gesagt, diese Katze war nicht an der Katzenseuche erkrankt. Herzlichen Glückwunsch. Da haben Sie noch mal Schwein gehabt. Wenn wir sowas melden müssen, ist das immer mit viel Ärger für alle Beteiligten verbunden.“ Er warf das Gehirn nachlässig auf den Küchentisch, zog seine blutigen Gummihandschuhe aus, ließ sie zu Boden fallen und packte seine Tasche.

Der andere Arzt meldete sich nun auch zu Wort: „Ja, in einem solchen Fall müssen sich alle die, die mit dem betroffenen Tier in Kontakt gekommen sind, einer eingehenden Untersuchung im Seuchenamt unterziehen und werden in der Regel für etwa drei Monate unter Quarantäne gestellt. Aber darüber brauchen Sie sich ja jetzt keine Gedanken mehr zu machen. Hier ist alles in Ordnung.“

„Ja, und wenn wir Ihnen und Ihrer Familie Unannehmlichkeiten bereitet haben sollten, tut uns das aufrichtig leid. Wir tun auch nur unsere Pflicht.“

„Ja, kann ich verstehen“, erwiderte Heinz und fühlte sich geschmeichelt, weil er für ein Mitglied Marians Familie gehalten wurde. „Äh, was passiert denn jetzt mit den, äh, sterblichen Überresten der Katze?“

„Ach, die können Sie mit dem nächsten Hausmüll runterbringen. Eigentlich müßten wir sie ja mitnehmen, aber da keine Infektion vorliegt und sich weitere Untersuchungen somit erübrigen, lassen wir sie hier. Außerdem habe ich keine Plastiksäcke mehr dabei, und dieses Zeug da würde mir ja das ganze Auto verschmieren! Machen Sie also damit, was Sie wollen. Ich rate Ihnen nur“, fügte der Arzt mit einem Schmunzeln hinzu, „spülen Sie Ihren Haustiger nicht im Klo runter! Das verstopft mit Sicherheit!“

Heinz mußte bei der Vorstellung lachen. „Na, so blöd ist ja wohl niemand, daß er sowas tut.“

„Ach, sagen Sie das nicht! Was meinen Sie, was wir schon alles erlebt haben! Also dann, ich wünsche Ihnen noch einen schönen Abend! Grüßen Sie mir die anderen.“

„Alles klar. Wiedersehen.“

Die Männer verschwanden, Heinz ging zurück ins Wohnzimmer und sagte: „Alles klar, sie sind weg. Eure Katze war gesund, also kein Grund, sich Sorgen zu machen. Ich kann sie ja nachher mitnehmen und in den Müll schmeißen. Ich muß eh noch mal runter, um mir Zigaretten zu besorgen.“

Er sah die Versammlung schockierter Frauen und Mädchen im Wohnzimmer an, keine von ihnen sprach ein Wort. „Nun, ich meine... ich kann ja auch jetzt gleich gehen. Sieht ja schon ein wenig wüst aus in der Küche... äh, ja. Ja, das mache ich. Bis gleich.“ Er verließ das Wohnzimmer, suchte in der Küche nach einer Plastiktüte und stopfte, als er sie gefunden hatte, die Überreste der Katze hinein. Er wischte mit einem nassen Tuch das Blut von Tisch und Spüle und stopfte es zum Kadaver in die Tüte. Dann verließ er die Wohnung und brachte die Tüte in die Mülltonne. Er ging zur Tankstelle, besorgte sich seine Zigaretten und kaufte auch noch einen kleinen Flachmann Weinbrand. Auf dem Rückweg trank er den Schnaps und rauchte eine Zigarette.

Marian und Eleonora verziehen ihm eine ganze Weile nicht, daß er sich so gefühllos über das von ihnen geliebte Haustier geäußert hatte. Marians Mutter hingegen schien ihm dankbar zu sein, daß er zumindest die Reste entsorgt hatte und ihr so diese unangenehme Arbeit ersparte. Er durfte seine Freundin einige Tage lang nicht anfassen, und Eleonora ging ihm regelrecht aus dem Weg. Er verstand den ganzen Ärger nicht. Die Ärzte hatten doch wirklich nur ihre Pflicht getan, und wenn eine Sektion die einzige sichere Methode war, die Katzensuche zu diagnostizieren, dann war das eben so! Heinz ärgerte sich, zumal er auch in den nächsten Tagen keine einträgliche Arbeit finden konnte und so von Tag zu Tag immer mehr unter Druck geriet, denn jeder Tag, der erfolglos verstrich, schmälerte seine Chancen, den Rechnungsbetrag zusammenzubekommen.

Schließlich gab Heinz auf, ging zum Hotel und beichtete dem Mafia-Manager das Mißlingen seiner Versuche. Erstaunlicherweise regte sich der Mann diesmal gar nicht auf, nein, er war sogar richtig freundlich und sagte, daß dann jetzt ja wohl nichts anderes übrigblieb, als daß Heinz seine Schuld im Hotel als Nachtportier abarbeitete. Sie machten zwei Termine aus, während derer der hauptamtliche Nachtportier ihn anlernen sollte, und der Mafia-Manager stellte Heinz in Aussicht, vor und nach seiner Schicht jeweils wieder in seinen Zimmer schlafen zu dürfen. Einen übermüdeten, unausgeschlafenen Nachtportier wollten sie schließlich auch nicht.

Teilweise frustriert, teilweise aber auch erleichtert, ging Heinz zurück zu Marian. Als er das Naturschutzgebiet überquerte, stellte er, wie jedes Mal, fest, das neue Rohbauten hinzugekommen waren. Er wunderte sich nicht mehr darüber.

Marian hatte die Sache mit der Katze inzwischen zu den Akten gelegt, freute sich für ihn, daß seine unangenehme Situation doch so relativ gut gemeistert hatte. Auch Eleonora wirkte wieder versöhnlich und sagte: „Irgendwer muß doch in jedem Hotel den Nachtportier machen. Und außerdem hast du da einen schön ruhigen Job. Ist zwar Nacht, aber doch wohl besser als Teller zu waschen, oder wäre dir das lieber?“

Das wäre es Heinz freilich nicht. Ja, er hatte noch mal Glück gehabt - schließlich könnte er diesen Abend auch in einer Zelle verbringen, nicht hier bei seiner Freundin. Die paar Nächte würde er schon rumkriegen; der andere Nachtportier wirkte ja auch immer ziemlich gelassen, schien sich also nicht gerade zu überarbeiten. Es würde schon alles gutgehen. Ein paar Wochen oder Monate halt mal zwei oder drei Nächte die Woche arbeiten, und anschließend würde er wieder frei sein und tun und lassen können, worauf immer er Lust hatte.

Trotz seiner Erleichterung fiel es Heinz schwer, neben Marian einzuschlafen. Zu viele Dinge gingen ihm durch den Kopf, die ihm keine Ruhe ließen. Außerdem hatte sie sich eine leichte Erkältung zugezogen und schnarchte, zwar leise, aber beständig.

Später mußte er wohl doch eingeschlafen sein, denn er konnte sich daran erinnern, etwas geträumt zu haben. Ihm fielen zwar keine Einzelheiten mehr ein, aber auf jeden Fall war es ein bemerkenswert unerfreulicher Traum. Nun, jetzt war er wach, und er nahm sich vor, es auch zu bleiben. Zumindest eine Zeit lang.

## Kapitel 21

Er meinte eine Zeit lang Schritte zu vernehmen, zunächst hörte es sich an, als würde eine einzelne Person in einiger Entfernung durch den Keller gehen, dann schienen es zwei oder drei zu sein, und schließlich hatte er den Eindruck, eine ganze Armee marschiere im Dunkel umher. Er wartete in sei-

nem Sessel, das Geräusch kam näher und entfernte sich wieder. Er machte sich nun keine Gedanken mehr darüber, hier als Einbrecher ertappt werden zu können - was machte er denn schon Schlimmes? Er saß in einem Keller und sah sich Fotoalben mit Bildern seiner Freunde an. Die Schritte wurden immer leiser und leiser, und nach einiger Zeit schienen es nur noch die einer Person zu sein. Heinz überlegte, ob er auf sich aufmerksam machen sollte; schließlich wurde es inzwischen sicher Zeit, mal wieder nach oben zu gehen. Aber andererseits - er glaubte sich erinnern zu können, daß er sagte, wo er hingehet, und wenn ihn jemand vermissen würde, käme er ihn wohl schon holen.

Das nächste Album wirkte sehr robust, sehr stabil. Es hatte einen festen Einband, der mit allerlei mystischen Symbolen und Politparolen verziert war. Heinz hatte eine gewisse Ahnung, und als er das Album aufschlug, fand er sie bestätigt: Dieter.

Die Schritte waren jetzt so leise geworden, daß er sie kaum noch hören konnte. Dann fiel irgendwo eine Tür ins Schloß, und es war ruhig.

Heinz hatte Dieter schon vor vielen Jahren kennengelernt. Sie waren auf die selbe Schule gegangen, und Dieter war eine Erscheinung, die dort viel Aufsehen erregte. Einerseits lag das daran, daß er erhebliches Übergewicht hatte, und Mitschüler, die extrem fett sind, werden ja nur allzu gerne Zielscheibe des allgemeinen Spotts. Bei Dieter war das aber etwas anders; die nächste Sache, die bei ihm auffiel, war nämlich seine Extravaganz und seine Fähigkeit, sich durchzusetzen. Er bot immer wieder neue Überraschungen, was seine Aufmachung betraf, mal trug er Trenchcoat und Udo-Lindenberg-Hut, mal hatte er etliche Sicherheitsnadeln im Ohr. Und wenn ihm mal jemand krumm kam, tat er dies meist nur ein Mal. Heinz erinnerte sich noch gut an eine Begebenheit, Dieter stand auf einer kleinen Mauer und war damit gerade mal so groß wie der, der ihm klarzumachen versuchte, was für eine fette Sau er doch sei. Er zeigte keinerlei Gefühlsregung, wirkte gelassen wie nur was, und als der Typ kurz nach hinten sah, um sich zu vergewissern, ob auch jeder mitbekommen hatte, wie er Dieter fertigzumachen versuchte, und sich anschließend wieder umdrehte, bekam er ohne Vorwarnung die Kraft zu spüren, die hinter einer Faust steckte, an der ein knapp hundert Kilo schwerer Junge hängt. Der Typ ging in die Knie, und Heinz sah ihn nie wieder in Dieters Nähe.

Ja, Dieter genoß schon einen gewissen Ruf an der Schule. Heinz kam erst später mit ihm zusammen, als nämlich seine Klasse aufgelöst wurde und er in die von Heinz kam. Sie verstanden sich von Anfang an bestens, hockten nach der Schule stundenlang zusammen, unterhielten sich und machten so manche Dummheit.

Ein Foto zeigte nichts als einen roten Feuerlöscher, der im Gras lag. Heinz mußte lächeln. Ja, sie waren eine Zeitlang fast täglich in die Hochhäuser gegangen, die in der Nähe des Hauses angesiedelt waren, in dem Heinz wohnte. Es war leicht, dort hineinzukommen; man drückte einfach mehrere Klingeln gleichzeitig und antwortete nicht auf das Stimmengewirr, welches die Gegensprechanlage anschließend von sich gab. Irgendwer würde schon den Türöffner betätigen, und irgendwer tat das auch immer. Auf jeder Etage gab es einen Feuerlöscher neben dem Fahrstuhl, und eines Tages beschlossen sie, einen solchen zu klauen, um ihn auf der Dönche leerzumachen. Keiner von ihnen hatte je einen Feuerlöscher benutzt. Bei Heinz besorgten sie eine große Plastiktüte und stopften sie mit Altkleidern voll. Dann gingen sie zu den Hochhäusern, standen bei einem im Eingang, und noch bevor sie ihr Spielchen mit den Klingelknöpfen machen mußten, kam jemand, der die Tür aufschloß. Sie unterhielten sich über Tante Sowieso, und daß sie sich über die Klamotten sicher freuen würde, und als der Mann das Haus betrat, gingen sie einfach mit hinein. Sie fuhren mit ihm im Fahrstuhl, und Heinz sagte, daß die Tante sicherlich froh sei, daß sie so schnell kamen. Der Mann stieg irgendwann aus, und Heinz und Dieter fuhren hoch bis zu letzten Stockwerk. Dort gingen sie sofort ans Werk, warfen einen Teil der Kleider in den Müllschlucker, der von ihnen auch schon mit Fußmatten oder Schuhen gefüttert worden war, die auf einigen Etagen unvorsichtigerweise herumlagen. Dann packten sie den Feuerlöscher in die Tüte und bedeckten ihn mit Kleidung. Sie verließen das Hochhaus, und in Gegenwart des Ehepaars im Fahrstuhl erzählte Heinz, daß Tantchen sicher sehr froh war, daß sie die alten Klamotten für sie zum Altkleidercontainer brachten.

Auf der Dönche packten sie den Feuerlöscher aus, entsicherten ihn und schossen ihn leer. Sie waren beide etwas enttäuscht, wie wenig weißes Pulver in so einem Ding steckt. Trotzdem sah es, zumindest in einem Bereich von etwa fünf Quadratmetern, so aus, als hätte es kurz zuvor geschneit.

Heinz entdeckte ein Foto von Dieter in einem Blumenmeer. Ohja, die Bundesgartenschau! Sie waren umsonst hineingekommen, weil sie entdeckt hatten, daß man unter einer Brücke, über welcher der Absperrzaun langführte, sehr leicht auf das Gelände gelangen konnte. Heinz hatte einige Zeit zuvor in

einem Hochhaus eine Allzweckschere geklaut, und mit dieser spielte er jetzt Gärtner. Er sagte Dieter, die Pflanzen müssen beschnitten werden, weil sie sonst nicht richtig wachsen würden, und köpfte die teuersten Blumen, die er finden konnte. Die Bereiche, durch die sie hindurchkamen, sahen hinterher ganz schön traurig aus. Als es dunkel wurde, entdeckten sie eine Miniaturstadt, die wirklich sehr kunstvoll gestaltet war, mit Häusern, Kirchen und allem, was dazugehört. Die Leute, die sie hier errichtet hatten, mußten sich eine Mordsmühe gegeben haben. Heinz und Dieter besahen sich dieses kleine Kunstwerk eine Weile und kamen dann auf die Idee, 'King Kong und Godzilla' zu spielen. Sie stampften durch die Stadt, grunzten und kreischten, und fünf Minuten später sah der Ort aus wie nach einem Angriff der Luftwaffe. Kaum ein Steinchen lag noch auf dem anderen. Sicher, wenn Heinz heute darüber nachdachte, mußte er zugeben, daß sie seinerzeit doch recht unausstehliche Rangen gewesen sind, doch damals hatte es ihnen einfach Spaß gemacht. Sie hatten ein Ventil, um ihre Aggressionen abzulassen.

Später landeten sie beim sogenannten 'Gärtnermarkt', einer Ansammlung von Verkaufsbuden, wo auch einige Tische und Stühle standen. Die Buden hatten natürlich längst geschlossen, ebenso wie das Ausstellungsgelände. Sie hatten das Gefühl, die einzigen Personen zu sein, die hier noch unterwegs waren. Sie ließen sich auf zwei Stühlen nieder, und Heinz mußte irgendwann pinkeln. Er ging zwischen zwei Buden, um sich Erleichterung zu verschaffen, und als er da so stand, fiel ihm auf, daß die Buden nicht durch Rollgitter oder Glasscheiben, sondern nur einer Art grünem Laken gesichert wurden, durch die man seitlich sehr leicht reingreifen konnte. Er war förmlich eine Einladung, der er nur zu gern nachkam und so einen großen Lutscher zutage förderte. Als er zurück zu Dieter kam, staunte dieser nicht schlecht, als er sah, wie Heinz - ganz so, als sei es das Natürlichste auf der Welt - einen Lutscher im Mund hatte. Er fragte natürlich, wo er ihn her habe, und nachdem Heinz es ihm gesagt hatte, machen sie sich daran, alles aus den Buden zu holen, was man mit den Händen greifen konnte, egal ob Süßigkeiten, Kitschromane, Postkarten, Feuerzeuge oder was sonst so zu haben war. Sie fühlten sich wie in einem Schlaraffenland, stopften händeweise Schnuckzeug in sich hinein, spülten es mit Cola herunter, zündeten ihre Zigaretten mit Feuerzeugen, auf denen das Buga-Logo zu sehen war, an. Dann besorgten sie sich in einer Bude zwei Plastiktüten, packten diese bis oben hin voll, verstaute sie unter einem Baum in der Nähe und gingen noch einmal in Richtung Gärtnermarkt, um nach Zigaretten zu schauen. Aber bevor sie dort ankamen, mußten sie feststellen, daß sie doch nicht die einzigen waren, die hier rumliefen. Plötzlich standen zwei Wächter vor ihnen und fragten sie, was sie denn um diese Uhrzeit noch hier zu suchen hätten. Sie sagten, sie hätten sich verlaufen, doch das schien die Wächter nicht sonderlich zu überzeugen. Sie fragten nach ihren Eintrittskarten, Heinz erwiderte, die hätten sie schon weggeworfen. Auch das hörte sich wohl nicht sehr glaubwürdig an, denn die Wächter nahmen Heinz und Dieter mit in ein kleines Haus, wo sie sich hinsetzen mußten. Dummerweise ragte die Allzweckschere aus Heinz' Jackentasche, einer der Wächter entdeckte sie und unterstellte ihm, er hätte damit doch sicherlich den Zaun durchtrennt, um auf das Gelände zu kommen. Er leugnete dies, doch die Wächter riefen die Polizei, welche einige Minuten später auch eintraf. Man zeigte den Ordnungshütern die sichergestellte Schere, und diese erwiderten lachend, damit könne man nicht einmal einen dünnen Draht durchtrennen. Heinz bekam seine Schere zurück, und die Polizisten waren so nett, sie auch noch bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zu fahren. Wenn die Wächter oder die Polizisten geahnt hätten, was Heinz und Dieter an diesem Abend wirklich auf dem Gelände der Bundesgartenschau angestellt hatten, wäre die Sache sicher nicht so glimpflich abgelaufen, aber sie schienen bei all ihren Aktivitäten einen kriminellen Schutzengel zu haben; niemals passierte etwas.

Ein Schwarzweißfoto zeigte Dieter auf einer Bank sitzend, um sich herum Unmengen von leeren Bierflaschen, eine volle nachlässig in der Hand haltend. Ja, das war auch so eine Phase. Eine Zeit lang tranken sie, was das Zeug hielt, und jeder schien den anderen mengenmäßig übertrumpfen zu wollen. Dieter, der ja ohnehin zu dick war, nahm in dieser Zeit zu, bis er etwa einhundertfünfundzwanzig Kilo wog. Später hörte er im Gegensatz zu Heinz vollständig mit dem Trinken auf - er kiffte nun lieber.

Nun, auch Heinz war einem guten Joint nicht abgeneigt. Er erinnerte sich nur zu gerne an die Abende, die er mit Dieter damit verbrachte, herauszufinden, wer von beiden mehr Hasch vertrug. Meist war Dieter der Sieger. Er rollte eine Tüte nach der anderen, Heinz war oft noch ganz benommen von der letzten, da reichte ihm Dieter schon die nächste. Aber es waren schöne Abende, später auch schöne Tage, die sie oftmals in der Natur verbrachten, hier und dort mal einen durchzogen, und sich über das Leben und den Sinn desselben unterhielten. Meist lachten sie viel dabei.

Doch Dieter rauchte nicht nur ab und zu einfach mal einen Joint oder zwei oder auch drei, nein, er rauchte schließlich einen am anderen, morgens beginnend und abends vor dem Schlafengehen aufhörend, als wolle er Heinz, der immer wieder sagte, das sei doch viel zu viel, beweisen, daß man nur so die wahren THC-Weihen erfahren kann. Auch Heinz begann, mehr und mehr zu kiffen, und sein Bierkonsum ging stark zurück, wenn auch nicht auf einen Nullpunkt wie bei Dieter. Heinz ging ja immer noch zur Schule, inzwischen auf ein berufliches Gymnasium, während Dieter eine Lehre absolviert hatte und schon voll im Arbeitsleben stand. Dieter hatte genug Geld, um sein teures Hobby zu finanzieren, während Heinz sich nur ab und zu mal ein kleines Bröckchen Hasch leisten konnte, welches dann möglichst lange halten mußte. Es war erstaunlich, wie Dieter es schaffte, den ganzen Tag über zu kiffen und dann am nächsten Morgen doch wieder pünktlich bei der Arbeit zu erscheinen. Zumindest zu Beginn war das so. Später schmiß Dieter seinen Job und lebte, wie er es auszudrücken pflegte, 'von Vater Staat'. Aber das ging auch nur eine Zeit lang gut, und nach ein paar Monaten mußte er sich einen anderen Job besorgen, weil seine Kifferei mehr verschlang, als Vater Staat herzugeben bereit war.

Richtig schlimm wurde es in dem Jahr, als sich erst sein Onkel im Garten erhängte und einige Zeit später seine Mutter an Herzversagen starb. Die beiden waren die einzigen in seiner Familie, an denen er wirklich gehangen hatte. Sein Onkel war eine echte Type, seit dem 2. Weltkrieg litt er an einer Art Schizophrenie, schmiß von Zeit zu Zeit sein ganzes Mobiliar aus dem Fenster oder lief mit einem Staubsauger durch den Garten und versuchte seinem Neffen klarzumachen, daß hier alles radioaktiv verseucht sei. Der Rest der Familie begegnete diesen Extravaganzen damit, daß sie ihn immer wieder in eine Anstalt einweisen ließen, wo man ihn von früh bis spät mit den härtesten Psychopharmaka vollstopfte. Diese Behandlung blieb nicht ohne Spuren, und schließlich kam der Morgen, an dem Dieter durch den Garten ging und seinen Onkel an einem Baum hängend vorfand. Irgendwann in der Nacht mußte er eine Wäscheleine genommen und sich auf den Weg gemacht haben; als Dieter ihn fand, war er längst kalt und steif.

Traf ihn der Freitod des Onkels schon sehr hart, warf ihn der plötzliche Tod der Mutter doch endgültig zu Boden. Seine Mutter war stark übergewichtig gewesen, mußte spezielle orthopädische Korsetts und Stützstrümpfe tragen, um sich überhaupt noch fortbewegen zu können. Aber sie war auch ein herzensguter Mensch und machte ihrem jüngsten Sohn, im Gegensatz zum Vater, nicht ständig Vorhaltungen über seinen Lebenswandel. Dieter war nicht mehr er selber. Zeitweise rauchte er besonders viel und ging nachts auf den Friedhof, um mit seiner Mutter zu reden. Dann wieder rauchte er tagelang gar nichts und quatschte Heinz mit dem ausgemachtsten Blödsinn voll, den er jemals gehört hatte. Er hatte langsam das Gefühl, daß mit seinem Freund etwas ganz und gar nicht stimmte, befürchtete sogar, daß die Krankheit seines Onkels auch auf ihn abgefärbt haben könnte.

Die Jahre gingen ins Land, Heinz und Dieter blieben Freunde, redeten und rauchten gemeinsam, unternahmen Urlaubsreisen und auch sonst vieles, doch mit der Zeit wurde immer deutlicher, daß sie sich mehr und mehr voneinander unterschieden. Dieter wechselte die Jobs wie andere Leute die Hemden, behauptete immer, die Arbeit würde ihn daran hindern, wirklich frei zu sein, doch wenn die Schulden zu groß wurden, mußte er doch wieder los, um sich seine Freiheit beschneiden zu lassen. Er machte den LKW-Führerschein, arbeitete eine Weile als Fahrer, was ihm anfangs viel Spaß machte, doch nach einigen Monaten meckerte er nur noch über die Kollegen, die samt und sonders 'blöde Spießer' waren, die sich ständig nur vollaufen ließen. Überhaupt war Dieter inzwischen wohl der Meinung, er sei der einzige, der wirklich weiß, was der Begriff 'Leben' bedeutet. Er war der einzige coole Mensch auf einer Welt voller Idioten, und er gab Heinz immer wieder das Gefühl, er zähle auch ihn zum Rest der blöden Menschheit. Er wurde arrogant. Schrecklich arrogant.

Wenn es mal passierte, daß Dieter kein Hasch bekommen konnte, veränderte er sich erschreckend. Er redete dann immer wie ein Wasserfall und ließ niemanden zu Wort kommen. Und das, was er erzählte, war meist der größte Blödsinn, gewürzt mit seinen ewigen Ausfällen über die Dummheit der restlichen Menschheit und Ergüssen über seine eigene Einzigartigkeit. Einmal versuchte er ihm klarzumachen, daß es Objektive für Fotoapparate gäbe, die so lang sind, daß sie eine Innenbeleuchtung benötigen, um überhaupt noch Licht durchzulassen. Heinz versuchte ihm zu erklären, daß es absolut unmöglich ist, etwas abzulichten, was außerhalb des Objektivs liegt, wenn innerhalb des Objektivs eine Lichtquelle vorhanden ist. Doch er ließ sich durch solche einfachen optischen und physikalischen Tatsachen nicht aus der Fassung bringen und versuchte, Heinz die Sache anhand eines Modells klarzumachen. Er nahm eine Papprolle, bohrte ein Loch hinein, schob eine Zigarette mitsamt Glut hin-

durch und steckte fast das ganze Zimmer in Brand. Er mußte einsehen, daß sein Experiment mißlungen war, doch von seiner Überzeugung ließ er sich nicht abbringen. Heinz sah ein, daß es keinen Zweck hatte, an seine Vernunft zu appellieren, da Dieter dadurch nur noch mehr in Rage geriet, schwieg den Rest des Abends und ließ ihn plappern.

Bisweilen wurden Dieters Ausführungen so verworren, daß man ihnen beim besten Willen nicht mehr folgen konnte. Ständig schnitt er neue Themen an, um sie zugunsten eines weiteren Themas wieder zu verwerfen. In guter Erinnerung hatte Heinz ein Telefonat, welches er mit Dieter führte, als dieser ein paar Tage ohne Hasch war: „Es ist so, ich bin der perfekte Manager. Ich bin Spezialist auf dem Gebiet. Nee, aber ich kenne jemanden, der das weiß und bestätigen kann. Die wollen alle Sicherheiten. Und wenn du deine schmutzige Unterwäsche als Sicherheit anbietest. Oder ein paar neuere Fotos von Bankautomaten. Es ist doch ganz einfach, jeder müßte mitspielen, materialintensiv und weiträumig. Ich habe jetzt jemanden getroffen, der Interesse an Informationen aus Ämtern hat, ja, man muß halt überall jemanden kennen. Ist doch so, alle fahren allein in ihren Blechkisten, aber keiner nimmt dich mit. Man muß seine Sache einfach nur intensiv tun, das dürftest du ja inzwischen auch gelernt haben. Ich bin eine Art Independent Manager. Werde sauer, wenn Leute zu spät kommen oder wenn ich zu spät komme. Zeit ist Cash! Man muß die Sache von innen heraus ändern. Doch die meisten wollen nur die Leiter hoch. Ich sollte mal ein Managertraining machen. Warum sollte ich ihnen nicht einfach den Spiegel vors Gesicht halten? Ich bin kreditwürdig, weil ich energisch bin. Was er will, das will er, sagt mein Vater immer. Und wenn mich alles ankotzt, kann ich immer noch Schäfer werden. Tja, irgendwie muß der Porsche doch vor die Haustür. Aber immer nur der Egoist zu sein, ist auch ziemlich schwer. Ich bin viel zu gutmütig. Habe so viel geschafft und doch gar nichts. Ich habe nie genug an mich gedacht, das war mein Fehler! Würdest du denn Torte mit Ketchup essen? Er schon. Er sammelt neue Erfahrungen. Er ist verrückt, nicht bekloppt! Ein echter Managertyp eben. Ich interpretiere hier nur aus Wörtern. Wenn die Götter sagen, ich bin Gott, dann bin ich Gott. Haha, du merkst schon, was ich vorhabe - mit Wissen beeindrucken, mit Wissen verwirren. Jemanden in Grund und Boden reden. Wie bei Krediten. Die Bank streicht ein, wenn Leute auf die Nase fallen. Verpfänder. Zinseszins. Rendite. So läuft der Hase. Man muß nur verstehen können, die Leute auf etwas gierig zu machen. Dann erzählste ihnen was, was sie nicht verstehen können. Das wird die umbringen. Dazu fällt dir nichts mehr ein, was? Ich habe echt keinen Bock, ins VW-Werk zu gehen und zu schufteln. Es gibt keine andere Möglichkeit, außer... Eigener Herr oder immer buckeln und dasselbe verdienen? Autos braucht doch jeder, ein Autohändler müßte man sein. Die Immobilienpreise sind im Moment zu hoch. Alles Rare ist teuer - stimmt, warum sollte man mit dem Gedanken nicht arbeiten? Jettas kann ich besorgen, was fällt dir dazu ein? Mir fallen gleich ein paar negative Sachen ein. Ich kriege einen rein, von einer alten Frau, ist kaum gefahren. Frißt alles, Normal, Benzin - was du willst. Super, verbleit, nicht verbleit. Super-Teil. Oder BMW - ist nichts für mich, Machoauto. Oder Peugeot, Baujahr 67, 5.000 Mark. Ich kenne jemanden, der da helfen kann. Mal sehen, was dabei rauskommt. Kleinwagen kriegst du nirgends. Wie leergefegt die ganzen Plätze. Hast du die Gelben Seiten? Mußt du das nächste Mal unbedingt mitbringen! Man fragt da einfach nach, nennt 'ne Firma, gibt es bestimmt irgendwo, sagst einfach, dein Alter hätte 'ne Firma. Kann dich keiner drauf nageln! Bin ja mal gespannt, was die mir dann so zuschicken. Die Zeit läuft, man muß hinterherrennen, damit sie einem nicht wegläuft, aber - man kann sich ruhig Zeit lassen dabei, denn sie läuft einem ja nicht weg. Alles zu seiner Zeit, alles hat seine Zeit. Sei doch mal naiv, laß dich einfach mal überraschen, sonst ist es dein Fehler. Du mußt naiv sein, wie ein Kind, das ist alles...“ So ging das noch eine ganze Weile weiter. Als sich der Monolog endlich dem Ende näherte, fragte Dieter, ob Heinz am Mittwoch Zeit hätte. Gerade an diesem Mittwoch hatte er abends etwas vor und sagte das Dieter. Der erwiderte, er komme dann am Mittwoch. Heinz sagte: „Aber nicht abends!“ Dieter: „Wird es aber wohl.“ Heinz: „Aber dann bin ich nicht da.“ Dieter: „Dann haste Pech gehabt!“ Klick, und er hatte aufgelegt.

Es kam immer häufiger zum Streit. Keiner von beiden konnte auch nur einen Deut von seiner Meinung abweichen, und ihre Meinungen drifteten mehr und mehr auseinander.

Eines Tages, sie waren inzwischen wohl so um die zwölf Jahre befreundet, kam Dieter spontan auf die Idee, sie könnten am nächsten Morgen nach Prag fahren. Heinz war schon zweimal in Prag gewesen, zuletzt ein Jahr zuvor mit Boris, und hatte sich immer sehr begeistert darüber geäußert. Zunächst wollte er nicht, denn ihm war klar, wenn sie eine Woche lang aufeinander hingen, kam es unweigerlich zum Streit, und das wohl nicht nur einmal.

Und so kam es auch. Kaum waren sie in Prag angekommen, gab es den ersten Krach wegen eines Mißverständnisses, und danach folgten weitere. Sie machten so manchen Ausflug, und obwohl es eiskalt war, überall hoher Schnee lag und dicke Eisplacken die Bürgersteige gefährlich machten, kochte Heinz innerlich; während er die Stadt zu genießen versuchte, die vielen alten Häuser und Gassen, hier und da mal stehenblieb, um einen Anblick besonders intensiv in sich aufzunehmen, latschte Dieter ständig wie ein Zombie durch die Gegend und starrte bestenfalls auf den Bürgersteig vor sich. Auf die Frage, ob er die Stadt denn nicht toll finde, antwortete er nur: „Naja, ist halt ‘ne alte Stadt. Aber nichts Besonderes...“

Abends erzählte Dieter stolz von seinen neuesten Eskapaden, an denen Heinz keinen Anteil mehr hatte. Er probierte scheinbar alles an Drogen aus, was in seine Reichweite geriet. An einem Abend will er mal 400 Mark an Kokain weggeschnupft haben, ein anderes Mal eine ordentliche Nase Heroin genommen haben, was aber Scheiße gewesen sei, da er anschließend nur noch gekotzt und wilde Sachen träumend auf dem Sofa gelegen habe, das sei doch nichts, es war zwar geil gewesen wie sonst nichts, ein mehrstündiger Ganzkörperorgasmus, das Mega-Erlebnis schlechthin, aber eben auch Scheiße...

Kurze Zeit nach diesem Urlaub kam es dann zum endgültigen Ende ihrer Freundschaft. Heinz fuhr einen alten Passat Kombi, der des öfteren Mucken machte. Dieter, der nicht nur meilenweit über allen normalen Menschen stand, sondern in sich auch noch den perfektesten Automechaniker sah, bot sich an, eine kleinere Reparatur vorzunehmen, und da Heinz null Ahnung von der Technik eines Autos hatte, stimmte er zu. Die Sache, die er repariert bekommen wollte, erledigte Dieter auch zu seiner vollsten Zufriedenheit. Dann aber entdeckte er noch eine andere Sache, fummelte auch daran lange herum, und als Heinz am nächsten Tag zur Arbeit fahren wollte, entwickelte sich sein Auto zum Nebelwerfer. Das gesamte Kühlwasser floß über den heißen Motor, an jeder Ampel wurde sein Wagen zur Attraktion, und zu allem Überfluß stand seine Chefin auch noch gerade in dem Moment auf dem Parkplatz, als Heinz angeraucht kam. Sie fragte: „Heinz, kann es sein, daß Ihr Auto qualmt?“ Heinz, sauer, wie er ohnehin schon war, erwiderte nur: „Sieht fast so aus“, und ging an die Arbeit. Woraufhin seine Chefin, die sowieso ihn sowieso schon auf dem Kieker hatte, eine Woche lang kein Wort mehr mit ihm redete.

Zwei Tage später tauchte Dieter morgens um acht Uhr bei ihm auf (das machte er gerne, da er wußte, daß Heinz gerne ausschließ), und in einem Zustand von akuter Müdigkeit und unterdrücktem Ärger putzte Heinz ihn herunter und erzählte ihm genau, für wie arrogant er ihn hielt und wie hoch er seine vielgelobten Fähigkeiten auf jedem Gebiet wirklich schätzte. Dieter bot sich zunächst noch an, das Auto richtig zu reparieren, schien die Anschuldigungen nicht hören zu wollen, aber schließlich hatte er genug und ging grublos. Eine Woche später, Heinz tat es inzwischen schon wieder leid, denn schließlich konnten jedem mal Fehler unterlaufen, tauchte Dieter bei ihm auf, um seine Tasche mit Werkzeug, die noch in Heinz’ Auto lag, abzuholen. Heinz versuchte, so nett zu sein, wie es nur ging, doch Dieter ging nicht darauf ein, ließ sich nur seine Tasche geben, sagte noch: „Tschüß dann!“ und war verschwunden. Seitdem hatten sie nie wieder ein Wort gewechselt.

Es war merkwürdig; noch Jahre, nachdem ihre Freundschaft zerbrochen war, tauchte Dieter immer wieder in seinen Träumen auf, und dort unternahmen sie all die Dinge, die sie auch früher unternommen hatten, sie verstanden sich prächtig, und alles war so, wie es früher einmal war. Es schien, als hätte Heinz’ Unterbewußtsein die Trennung von Dieter ignoriert. Niemals gab es Streit in seinen Träumen, sie waren die besten Kumpel, die man sich nur denken konnte.

Sie fuhren in der Weltgeschichte herum, rauchten ihre Joints und lachten über alles. Doch wenn er wieder wach war und daran dachte, wie die letzten Jahre verlaufen waren, wurde ihm bewußt, daß sie wirklich nur in seinen Träumen Freunde bleiben konnten. Dieter war einfach nicht mehr der Mensch, den er kennengelernt hatte.

Später hörte er von Bekannten, Dieter habe sich einer alternativen WG angeschlossen, die ihre Zeit mit Kiffen und Anderssein als der Rest der Welt verbrachte, er begann, ‘professionell’ Runensteine zu schnitzen, verschrieb sich überhaupt der altgermanischen Mystik, ohne davon eine genaue Ahnung zu haben, und zerstritt sich irgendwann mit den Leuten, weil sie es nicht einsahen, mittags vor zwölf Uhr aufzustehen. Über Heinz soll er irgendwann gesagt haben, er könne nicht mehr mit ihm reden, es gäbe keine Gemeinsamkeiten mehr, und damit hatte er durchaus recht.

Heinz schlug das Album zu und legte es neben sich auf den Boden. Manche Dinge sollte man wohl besser ruhen lassen.

## Kapitel 22

Als er die Straße überquerte, hatte er das Gefühl, in eine Zeitlupenaufnahme geraten zu sein. Diese Straße wirkte irgendwie unwirklich, er setzte Schritt vor Schritt, doch ihm war, als käme er nur zentimeterweise voran. Der gegenüberliegende Bürgersteig schien meilenweit entfernt und kam kein Stück näher. Ein Auto fuhr klappernd heran, ein verblässer blauer Kleinwagen, machte keinerlei Anstalten, zu bremsen. Heinz sah den Fahrer, sah sein desinteressiertes Gesicht; er begann zu rennen, doch auch jetzt schien er kaum von der Stelle zu kommen. *Wenn er doch wenigstens umkehren könnte!* Doch kurz bevor das Auto ihn erfaßte, war das Gefühl vorbei, und er erreichte mit beinahe zuviel Schwung die andere Straßenseite. Als er dann endlich vor Marians Haus stand, war ihm mehr als unwohl. Das Haus wirkte riesig und dunkel, und es schien Geheimnisse zu beherbergen, von denen Heinz im Leben nichts wissen wollte.

*Denk dran: Morgen um drei Uhr. Die Dritte von links...*

Es ertönte das Summen des Türöffners. Er trat ins Treppenhaus. Es war düster.

Eine Treppe führte nach oben. Heinz erklimmte sie und stand vor einem etwa zehn Meter langen Gang mit jeweils vier Türen auf beiden Seiten. Keine davon war geöffnet. Er durchschritt den Gang und kam zu einer weiteren Treppe, an deren Ende wieder ein Gang gleicher Art zu finden war. Auch hier waren alle Türen verschlossen. Im nächsten Stockwerk fand er endlich eine offene Tür. Er rief: „Hallo“, bekam aber keine Antwort. So trat er einfach ein und machte sich auf die Suche nach Marian.

Vor ihm lag ein Flur mit je zwei Türen auf der linken und der rechten Seite. Ihm gegenüber, am Ende des Flurs, war ein zugezogenes Fenster. Es war düster hier, und es roch irgendwie muffig. Heinz klopfte an die erste Tür auf der linken Seite, und da keine Antwort kam, öffnete er sie und trat ein. Der Raum, der sich ihm darbot, war, bis auf einen Schneemann in der Mitte, vollkommen leer. Sonderbar. Ein Schneemann mit allem Drum und Dran, selbst die Möhre als Nasenersatz fehlte nicht. Auf seinem frostigen Kopf saß ein ausgefranster Strohhut. Rings um den Schneemann herum war alles naß, so, als würde er beharrlich schmelzen. Allerdings war das Gebilde noch nahezu vollständig erhalten, es schien, als sei es erst vor kurzem hier aufgestellt worden. Es war relativ warm im Zimmer, und so war es unvermeidlich, daß der Schneemann nach und nach vor sich hinschmolz. Heinz entdeckte einen Heizkörper, der bis zum Anschlag aufgedreht war. Er drehte das Ventil zu, besah sich den Schneemann und mußte lächeln. Wahrscheinlich war er das Werk von Kindern, und diese hatten die Heizung wohl aufgedreht, damit er nicht frieren mußte. Ein Schneemann, der nicht frieren soll; wie naiv Kinder doch sein konnten, wie ursprünglich ihre Logik war, wie ursprünglich und doch gefährlich - der Gefallen, den sie ihrem Geschöpf taten, auch, wenn es noch so gut gemeint war, brachte es allmählich um. Heinz widerstand der Versuchung, sich zu fragen, woher überhaupt der nötige Schnee stammen konnte, da der Winter ja noch nicht angefangen hatte. Er verließ den Raum wieder und wandte sich der nächsten Tür zu. Auch hier antwortete niemand auf sein Klopfen, er öffnete die Tür und betrat einen Raum, der hauptsächlich von einem großen Haufen Kartoffelschalen beansprucht wurde, welcher über und über von grünlichem Schimmel bedeckt war. Daher also der muffige Geruch. Rings um den Haufen herum lag noch allerhand anderer Unrat, aber die Kartoffelschalen dominierten, nicht zuletzt deshalb, weil sie schon halb verfault waren und die Maden in seinem Inneren dem Haufen eine Art gespenstisches Eigenleben verliehen. Er schien regelrecht zu pulsieren. Heinz spürte, wie sich sein Magen unwillkürlich zusammenzog. Sein erster Gedanke war es, ein Fenster zu öffnen, doch leider wies der Raum kein solches auf. Er bemerkte, daß sich einige Maden vom Haufen lösten und auf ihn zukrochen. Er drehte sich schnell um, verließ den Raum und verschloß dessen Tür besonders sorgfältig.

Er wandte sich den beiden Türen auf der rechten Seite des Flurs zu, klopfte an die erste - keine Antwort, wie gehabt - öffnete sie dann und trat ein. Auch dieser Raum besaß kein Fenster, wurde aber durch einen vielarmigen Kerzenhalter erleuchtet, der am Kopf eines etwa zwei Meter langen Tisches stand. Auf dem Tisch entdeckte er, auf einem schwarzen Tuch liegend, ein merkwürdiges Gebilde, welches an einen großen Vogel erinnerte und sich aus diversen Tierknochen, Federn, hölzernen Eisstielen sowie einigen Körperteilen von Plastikpuppen zusammensetzte, wie sie kleine Mädchen nur allzu gerne in kleinen Puppenwagen durch die Gegend fuhren. Den Kopf des Gebildes bildete der rasierte Kopf der Puppe, deren Augen entfernt und durch Bohnen ersetzt worden waren. Vor den



Mund hatte man ihr mit Hilfe eines bunten Kinderarmbandes einen echten Vogelschnabel, scheinbar von einem Papagei, gebunden. Unter dem Kerzenhalter lag ein kleines, in Leder gebundenes Buch, welches auf seinem Deckel ein Miniaturgebirge aus Wachstropfen aufwies. Heinz nahm es und schlug es auf. Es handelte sich bei diesem Buch scheinbar um eine Art Tagebuch, es war nicht gedruckt sondern handbeschrieben. Er las:

*'Es ist schon merkwürdig', sagte die Motte zur Kerze, 'ich brauche dich, und ich brauche dich nicht. Du ziehst mich an, doch je näher ich dir komme, umso gefährlicher wird es für mich. Ich kann ohne dich nicht leben, doch wollte ich mich mit dir vereinigen, so wäre das mein Tod. Du bist das Lichtlein, das mir den Mut zum Leben gibt; wenn ich dich umkreise, wird mir so warm, je näher ich dir komme, desto heißer wird mir - ich kann es nicht ändern, ich will dich, ich liebe dich, auch wenn ich weiß, daß mich eine Verbindung mit dir mein Leben kosten würde...'*

*Sprachs und flatterte in die Flamme.*

Er blätterte weiter:

*Man schrieb den 31. Juli des Jahres 1979. Es war ein schöner, sonniger Tag, Schäfchenwolken trieben am Himmel, ein angenehm frischer Wind wehte vom Norden her und ließ das Wasser auf den Körpern der Menschen, die der Hitze wegen in die Schwimmbäder geflohen waren, trocknen. Kinder spielten überall, auf Spielplätzen, auf Wiesen, auf der Straße; Heizungsmonteur schweißten fröhlich pfeifend vor den Hauseingängen Kupferrohre aneinander, Jungen sahen dabei zu und verspürten Lust, Bäume zu erklimmen. Für fast alle begann dieser Tag recht angenehm, und für die meisten endete er auch so; ein Kind jedoch schien seinen Schutzengel verärgert zu haben, denn als es ihn am nötigsten brauchte, ließ er es im Stich...*

Die nächste Passage, etwa eine halbe Seite, war bis zur Unkenntlichkeit durchgestrichen.

*... Als es passiert war, wollte ich im ersten Moment instinktiv sofort nach Hause. Ich hatte wahnsinnige Schmerzen, konnte mich nicht bewegen, kein Bißchen, aber ich wollte unbedingt nach Hause, in mein Zimmer, in meine Welt, nicht in dieses Krankenhaus. Ich war wie ein verwundetes Tier, das auf zerschundenen, gebrochenen Gliedern allein in seinen Unterschlupf zurückkriechen will, um dort zu sterben. Ich sah Wolken über mir. Sie packten mich ein, ich war ihnen hilflos ausgeliefert, ihnen und ihren Maschinen. Die Seele eines Kindes wollte zum Himmel aufsteigen, doch sie ließen sie nicht...*

*Du allein bist schuld, daß dieses junge Leben nicht gelebt werden konnte...*

Wieder waren einige Zeilen durchgestrichen.

*Und der Abend dieses letzten Julitages war wie jeder Abend. Kinder kamen von ihren Spielen nach Hause es tut so weh und aßen etwas und sahen fern, sie gingen es tut so weh ins Bett, sie träumten ihre kleinen es tut so weh verrückten Träume, und der nächste Tag es tut so weh würde so werden wie jeder andere Tag. Oder auch nicht.*

Heinz schlug das Buch zu und legte es auf seinen Platz unter dem Kerzenhalter. Das war doch etwas zu intim und sicher nicht für ihn bestimmt, auch wenn es ihm auf eine merkwürdige Art und Weise bekannt vorkam. Er hatte das Gefühl, diese Zeilen vor vielen Jahren, vielleicht in der Schule, schon einmal gelesen und nur wieder vergessen zu haben. Er besah sich noch einmal das merkwürdige Gebilde auf dem Tisch, dann drehte er sich um und verließ den Raum. Die letzte Türe öffnete er, ohne zuvor anzuklopfen. Es war sehr dunkel, Heinz tastete neben der Tür nach einem Lichtschalter und fand einen Kerzenhalter mit einer halb heruntergebrannten, verlöschten Kerze, der auf einem kleinen Tischchen neben der Tür stand. Er zündete den Docht an, und seine nähere Umgebung erhellte sich ein wenig. Heinz stellte fest, daß er sich in einer Art Bibliothek befand, überall standen Regale voller Bücher, an den Wänden, im Raum, sie bildeten eine Art Spirale. Oben auf den Regalen waren noch mehr Bücher gestapelt und reichten bis zur Decke. Heinz nahm den Kerzenhalter mit und betrat die Spirale, folgte fasziniert den Regalen, der Gang wurde immer enger und enger und endete schließlich vor einem Sessel, der mit dem Rücken zu ihm stand. Er drehte sich einige Male um und versuchte, einen der Buchtitel zu entziffern, doch sie waren allesamt derart verblichen, daß es ihm nicht gelang.

„Dürfte ich erfahren, was Sie hier zu suchen haben?“

Heinz schrak zusammen und drehte sich dem Sessel zu. Er trat einen Schritt näher und versuchte, im Halbdunkel jemanden zu erkennen. Doch entweder war die Person so klein, daß sie nicht über die Rückenlehne herausragte, oder die Stimme kam von einer anderen Stelle. Doch von wo?

„Es tut mir sehr leid“, sagte Heinz versuchsweise in Richtung des Sessels und trat noch einen Schritt näher heran. Er spähte über die Rückenlehne, doch der Sessel war leer. Er drehte sich um und sprach in die Richtung, aus der er gekommen war: „Wissen Sie, bei jeder Türe hatte ich angeklopft, nur bei

Ihrer habe ich es scheinbar vergessen. Es war nicht meine Absicht, Sie zu stören oder mich gar an Ihrem Besitz zu vergreifen. Ich war nur, nun ja, sagen wir einfach, ich war neugierig. Wissen Sie, eigentlich bin ich hier sowieso falsch, ich wollte meine Freundin besuchen, sie wohnt hier im Haus, sicher kennen Sie sie. Die Marian. Wohnt schon immer hier. Nun, wie dem auch sei, ich entschuldige mich für mein unangemeldetes Eindringen. Ich habe mich wohl in der Etage geirrt. So muß es sein.“

Es blieb still.

„Also, nicht daß Sie jetzt denken, ich wäre so einer, der sich in fremde Wohnungen schleicht. Nein, das bin ich ganz bestimmt nicht.“ Heinz ging einige Schritte in die Spirale hinein und erwartete hinter jeden Windung der Regale den Besitzer der Bibliothek. Die Stimme war ganz nah bei seinem Ohr erklungen, so, als hätte der Sprecher direkt neben ihm gestanden. „Sie können mir glauben, das alles ist nur ein dummer Zufall. Übrigens - eine schöne Sammlung alter Bücher haben Sie hier. Beneidenswert. Ich wünschte, ich hätte nur zehn Prozent davon. Um genau zu sein, besitze ich wahrscheinlich noch nicht einmal ein Prozent.“ Er ging immer weiter und kam schließlich wieder bei der Tür an, ohne daß ihm jemand begegnet wäre. Er drehte sich um, da er sich sicher war, der Besitzer der Bücher müsse irgendwo zwischen den Regalen sein. „Nun, mein Herr, ich muß dann jetzt mal wieder los. Sie verstehen, ich werde erwartet. Also dann, leben Sie wohl und nichts für gut.“ Heinz stellte den Kerzenhalter auf dem Tischchen neben der Tür ab und trat hinaus auf den Flur. Dann fiel ihm sein Fehler auf, er ging zurück zur Bibliothek und sagte: „Ich meine natürlich, für ungut.“

Es blieb weiterhin still. Keine Schritte, kein Atmen, schon gar keine Stimme. Die Kerze neben der Tür war wieder verloschen. Heinz verließ die Wohnung.

Ein Stockwerk höher traf er endlich Marian, die in einer geöffneten Tür stand und ihm entgegenlächelte: „Na, das hat aber lange gedauert! Hast du dich verlaufen?“

„So könnte man es fast bezeichnen.“

Sie gaben sich einen heftigen Kuß, dann trat Heinz ein.

Sie gingen in die Küche, und er setzte sich an einen Tisch mit graukarierter Plastiktischdecke. Eine Kaffeemaschine gab mit dem ihr typischen Blubbern zu verstehen, daß der Kaffee gleich fertig war. Marian ging zu einem Regal, an welchem mehrere Tassen aufgehängt waren, und nahm zwei ab. Hinter dem Fenster zogen helle Schäfchenwolken vorbei.

Sie stellte eine gefüllte Tasse vor ihm ab und legte einen Arm um seine Schultern, küßte ihn auf den Hals und kicherte.

Heinz entdeckte einen Aschenbecher auf dem Küchentisch und steckte sich eine Zigarette an. Kaum hatte er den ersten Schluck getrunken, merkte er, daß er mal pinkeln mußte. Mann, die machte den Kaffee aber auch immer so stark! Er stand auf und ging zur Toilette. Dort angekommen, kam es ihm vor, als sei die Toilette geschrumpft. Sie schien nur noch etwas größer und höher als ein Baby-Töpfchen zu sein. Er hatte einige Schwierigkeiten, richtig zu treffen. Dann wusch er sich die Hände und sah in den Spiegel, der über dem Waschbecken aufgehängt war. Er entdeckte einen kleinen Pickel mit weißer Spitze auf der Nase. Heinz riß ein Blatt Klopapier ab und drückte am Pickel herum, bis er aufplatzte und etwas weißen Eiter ausspuckte. Er wischte ihn mit dem Klopapier ab. Dann drückte er noch einmal, um zu sehen, ob noch etwas drinwar. Diesmal kam wesentlich mehr Eiter, unnatürlich viel Eiter, er wischte ihn ab, drückte wieder, und noch mehr Eiter kam zum Vorschein, es lief nur so aus seiner Nasenspitze, er nahm eine neue Lage Klopapier, drückte und wischte, drückte und wischte. Irgendwann war das Miniklobecken übervoll mit blutig-eitrigem Klopapier, und Heinz drückte immer neuen Schmodder aus seiner Nase. Das konnte es doch gar nicht geben! Das mußte inzwischen ein Fingerhut voll Eiter gewesen sein, den er sich ausgedrückt hatte, und es kam noch immer etwas. Wenn das ganze Zeug in seiner Nase gewesen wäre, so müßte diese doch inzwischen leer und verkumpelt wie die Spitze eines ausgerollten Kondoms aussehen! Ihn beschlich ein unheimliches Gefühl, und plötzlich wurde ihm klar, daß er träumen mußte. Wie sonst wären das Miniaturklo und diese Mengen an Eiter zu erklären? Er sah sich im Spiegel und bemerkte nun zum ersten Mal, daß sein Haar sehr lang war, bis über die Schultern reichte. Dabei trug er es doch - zumindest in der Realität - recht kurz. Er sah aus wie ein Indianer mit roter Nase. Angst beschlich ihn. Was würde wohl passieren, wenn er die Toilette verließ? Im Traum war schließlich alles möglich. Vielleicht hatte sich Marian inzwischen in ein Monster verwandelt und würde ihn, kaum daß er die Türe öffnete, in Stücke reißen? „He, Heinz, dauert's noch lange? Ich müßte auch mal!“ Ihre Stimme hörte sich merkwürdig schrill an, wie man sich die einer Hexe vorstellte. Oh nein, was sollte er nur tun? Er hielt sich die Hände vor die Augen und sagte: „Ich will das nicht! Ich will das nicht! Ich will...“

... das nicht!“

„Wie bitte?“

Heinz öffnete die Augen und sah sich neben Marian im Bett liegen. Er atmete tief durch und sagte: „Mann, ich hatte gerade einen ekelhaften Traum! Igitt!“

„Erzählst du ihn mir?“ Marian kuschelte sich an ihn und streichelte seine Schulter.

„Glaub mir, das willst du gar nicht hören! Mann, war das ekelig!“

„So? Ich will das nicht hören? Na, du scheinst mich ja gut zu kennen. Dann halt nicht! Wenn ich dir schon nicht helfen kann, dann laß mich zumindest schlafen!“ Sie ließ ihn abrupt los und drehte sich von ihm weg.

„Nun sei doch nicht beleidigt! Der Traum war wirklich nicht schön.“ Er hörte Marians gleichmäßigen Atemzüge sowie ein leises Schnarchen, welches wohl von einer Erkältung herrührte. In dieser Hinsicht war sie wie ein kleines Kind, sie legte sich hin, und Sekunden später war sie eingeschlafen, so, als hätte jemand einen Knopf gedrückt. Klick - und Schlaf.

Heinz stand auf und ging zum Fenster. Die Stadt lag im Ruhezustand, alles war dunkel und ruhig. Am Haus gegenüber entdeckte er ein erleuchtetes Fenster. Alle anderen waren dunkel, nirgends schienen Autos zu fahren, nicht einmal Vögel waren zu hören. Wie spät es wohl war? Sicher nicht später als zwei oder drei Uhr morgens.

Das Haus gegenüber war nicht sehr weit entfernt, Heinz sah, daß hinter dem erleuchteten Fenster zwei kleine Mädchen in einem Etagenbett schliefen, das eine vielleicht neun, das andere elf oder zwölf Jahre alt. Sie wachten auf, wälzten sich herum und rieben sich die Augen. Dann tobten sie im Bett herum und freuten sich ihres Lebens. Es schien, als hätten seine Augen einen eingebauten Zoom, er konnte die Mädchen aus der Nähe sehen, als stünde - oder genauer gesagt, flöge - er vor ihrem Fenster. Aber er stand nach wie vor in Marians Zimmer Nophretete und schaute aus dem Fenster. Die Ältere hob ihr Nachthemd und zog es sich über den Kopf. Darunter trug sie ein T-Shirt, welches sie ebenfalls ablegte. Darunter war noch ein Hemd, unter diesem ein weiteres, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie schließlich auch einen BH ablegte und ihn ihrer Schwester reichte. Diese hielt ihn spielerisch vor ihren flachen Brustkorb, lächelte kokett und wiegte ihren Oberkörper. Dann lachte sie laut heraus und warf den BH auf den Boden. Die ältere Schwester rieb inzwischen irgendeine Salbe auf ihre Brüste, die gar nicht wie die eines so jungen Mädchens aussahen; ganz im Gegenteil, sie wirkten schlaff, schwabbelig und waren mit rotem Haar bewachsen. *Na, da habe ich aber auch schon mal Schöneres gesehen*, dachte Heinz. Er merkte, daß ein neuer Morgen graute, lag also allen Anschein nach mit seiner Schätzung der Uhrzeit total daneben. Die Ältere schien nun ihre kleine Schwester zu fragen, wie spät es sei, es wäre doch sicher noch späte Nacht, worauf diese erwiderte, daß es schon viertel vor sieben ist. Die Ältere wirkte nun enttäuscht, als störe sie die Tatsache, daß nun ein neuer Tag beginnt und die Träume und Unbeschwertheit der Nacht vorbei sind. Heinz lehnte sein Gesicht gegen das Fenster und schloß die Augen. Die Scheibe war angenehm kühl. Er sah die beiden Mädchen durch einen Wald laufen, sie trugen weite weiße Kleider. Es war ein schöner Spätsommertag, Heinz meinte regelrecht Grillen zirpen zu hören. Die beiden liefen an einem glitzernden Teich voller Seerosen vorbei auf ein kleines Dorf zu, und er bemerkte, daß nun auch die jüngere Schwester kleine Brüste hatte, und sie schien es darauf anzulegen, daß man sie sah, als wolle sie der Welt zeigen, wie erwachsen sie schon ist. Die Mädchen unterhielten sich über den neuen Dorfpfarrer, und die jüngere sagte, daß sie nichts mit ihm zu tun haben will, es in naher Zukunft aber muß. Dann wurde ihm bewußt, daß er wieder nur träumte, und Heinz öffnete die Augen.

Er saß neben Marian in einem Linienbus, der gerade eine kurvige Straße entlangfuhr. Sie waren nicht mehr in der Stadt, Heinz sah Wälder und Berge, hin und wieder kleine Hütten am Straßenrand.

„Mann, Heinz, wie machst du das nur? Alle hier im Bus werden ohne Ende durchgeschüttelt, nur du ratzt ungerührt ‘ne halbe Stunde durch und läßt dich nicht stören. Ist mir ein absolutes Mysterium.“

„Na, wer kann der kann. Äh, sag mal, wohin geht es denn eigentlich?“

Marian sah ihn skeptisch an und sagte: „Schlägt deine Vergeßlichkeit wieder zu? Du fährst jetzt nach Hause, und ich zu meinem Kurs. Übrigens, du kannst meiner Mutter bestellen, daß ich eine halbe Stunde später als sonst komme. Wir machen heute Gulasch, und die Leiterin hat gesagt, das dauert etwas länger. Übrigens - ich glaube, die mit den braunen Hüten und den langen Stielen konnte man doch essen. Wir hätten vielleicht zumindest einen mitnehmen sollen, um das daheim genauer zu checken.“

Achja, sie waren ja bis eben im Wald gewesen, um Pilze zu sammeln. Aber außer welchen, die nicht gerade eßbar oder sonst irgendwie interessant aussahen, hatten sie nichts gefunden. Bis auf die mit den braunen Hüten und den langen Stielen, aber die waren ohnehin allesamt madig.

Einige Zeit später hielt der Bus an einer kleinen Hütte an, Marian stand auf, gab Heinz einen Kuß und sagte: „Bis nachher dann. Und grüß schön.“

„Klar, mache ich“, erwiderte Heinz. Es kam ihm gar nicht sonderbar vor, daß Marian mitten im Wald ausstieg, wo weit und breit kein Haus, geschweige denn das der Volkshochschule, zu sehen war. Es hatte wohl schon seine Richtigkeit. Ja, er glaubte, sich erinnern zu können, daß sie ihm gesagt hatte, der heutige Kurs würde bei der Leiterin zu Hause abgehalten, weil dort die Voraussetzungen günstiger waren als in der Lehrküche. Hatte wohl was mit den Zutaten oder so zu tun.

Der Bus fuhr weiter. Die Straße wand sich einen Berg hinauf, die Kurven wurden immer enger, die Reifen quietschten, und Heinz war nahe daran, dem Fahrer zu sagen, er solle doch etwas langsamer fahren. Dann aber dachte er, daß der Mann schon wissen muß, wie er richtig zu fahren hat, schließlich fuhr er die Strecke mehrmals täglich. Heinz saß in der letzten Reihe und sah aus dem hinteren Fenster. Die kurvige Straße schoß unter dem Bus hervor und verschwand augenblicklich wieder, es sah aus wie bei einem Computerspiel, welches rückwärts lief. Er sah, daß ihnen ein anderer Bus folgte. Sollten die Fahrer vielleicht so eine Art Wettrennen veranstalten? Aber das war doch unverantwortlich, schließlich hatten beide Passagiere zu befördern. Plötzlich hörte er seinen Fahrer fluchen, und der Bus hielt auf einem Bergplateau an. Der andere Bus hielt direkt daneben, die Fahertüre öffnete sich, und Heinz sah, daß der Fahrer im Rollstuhl saß. Die meisten Passagiere sowie der Fahrer seines Busses stiegen aus. Auch Heinz blieb nicht länger sitzen. Er hörte, wie die beiden Fahrer meckerten - es lief darauf hinaus, daß der Fahrer des Busses, in dem er gereist war, sich bei einer Abzweigung verfahren hatte, und der Fahrer mit dem Rollstuhl war ihm gefolgt, weil er dachte es sei eine Abkürzung. Dann fuhr der andere Bus rückwärts davon. Der Fahrer seines Busses erklärte den Passagieren, es sei ein kleines Mißgeschick geschehen, sie müßten nun einige Zeit warten, bis sich der andere Bus zur richtigen Straße zurückmanövriert hätte. Er steckte sich eine Zigarette an und setzte sich auf einen Stein. Heinz ging rund um das Plateau und verfolgte die gewundene Straße mit seinen Blicken. Da war der andere Bus, fuhr sehr langsam rückwärts durch die Kurven. Na, es war bestimmt kein Vergnügen, so ein langes Biest rückwärts zu fahren, noch dazu auf solch einer unübersichtlichen Straße.

Heinz fielen einige Vögel auf, die schon seit ihrer Ankunft über dem Plateau kreisten. Sie gaben ein lautes Geschrei von sich und schienen tiefer zu kommen. So wie sie aussahen, waren es scheinbar Geier. Auch die anderen Passagiere hatten die Vögel bemerkt, und je tiefer sie kamen, umso mehr breitete sich Unruhe unter ihnen aus. Auch Heinz bekam es mit der Angst zu tun, nicht nur, daß die Vögel immer größer und größer wurden, viel zu groß für normale Geier, nein, auch ihr Geschrei wurde mit der Zeit immer fürchterlicher, es hörte sich fast an wie ein Angriffsruf. Nur der Busfahrer schien nichts davon mitzubekommen, er trat seine Zigarette aus und ging zum Rand des Plateaus, um zu sehen, wie weit der andere Bus inzwischen gekommen war. Er war die Ruhe selbst.

Dann breitete sich eine regelrechte Panik unter den Passagieren aus, und diese Panik war auch begründet: Heinz sah voller Schrecken, daß diese Vögel gar keine Geier waren - es waren Harpyien, Dämonen aus Mensch und Vogel, und sie wirkten aggressiv und angriffslustig. Dann ging alles blitzschnell, die Wesen landeten und griffen sofort an. Der Busfahrer hatte keine Chance. Er drehte sich gerade um und wurde vom Anführer der Harpyien überrascht, einem abgrundtief bösen und gemeinen Wesen. Fauchend sagte es: „Dich werf' ich zu Boden!“ Dann schlug es einmal kräftig mit beiden Flügeln, und der Busfahrer fiel schreiend über den Rand des Plateaus und war verschwunden. Dann drehte sich das Wesen um und ging auf den Passagier zu, der ihm am nächsten stand: „Dir zerbrech' ich den Kopf!“ Es schlug den Mann so kräftig auf den Kopf, daß es ein krachendes Geräusch gab und er wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte, in sich zusammenfiel. Heinz sah einen Blutbach aus seiner Nase schießen, doch das war auch das einzige, was an ihm noch in Bewegung war. Dann kam der Anführer der Harpyien auf ihn zu, und das Wesen sagte: „Dir zerbrech' ich die Nase!“ Mit einer blitzschnellen Bewegung drehte es ihn um, legte von hinten seinen Unterarm über seine Nase und drückte zu. Der Schmerz war schlimm, aber nicht so schlimm, wie Heinz es erwartet hatte. Trotzdem schrie er, was das Zeug hielt, er schrie und weinte und hoffte, so den Dämon davon abhalten zu können, ihn weiter zu quälen oder gar zu töten. Er ließ sich auf die Knie sinken, Tränen liefen über sein Gesicht, zwischen seinen Fingern hindurch sah er, wie die anderen Harpyien die restlichen Passagiere anfielen und ermordeten, meist auf besonders schreckliche und schmerzhaft

Art und Weise. Einem Mann wurde von einer scharfen Krallen der Bauch aufgerissen, eine am Boden liegende Frau wurde von Schnäbeln zerhackt, ihr Kind rissen sie lachend in zwei Hälften. Heinz hielt sich die Nase, und er schrie und schrie und schrie...

Bis Marian ihn wachschüttelte und besorgt ansah.

Heinz war sich nicht im Klaren, was gerade passiert war, er mußte einige Sekunden lang die Situation checken, um schließlich zu begreifen, daß er geträumt hatte. Er schmiegte sich an Marian und paßte auf, daß ihm die Augen nicht wieder zufielen. Von diesem Traum wollte er weißgott keine Fortsetzung erleben.

„Mann, Heinz, was ist denn los mit dir? Du schreist wie am Spieß, als wolltest dich einer umbringen!“

„Oh Lord, Marian, so war es ja auch! Ich sage dir, ich hatte gerade einen Alptraum, der sich gewaschen hat! Meine Güte! War das ein Traum! Einfach nur scheußlich. Ich hatte Angst, echte Todesangst. Neenee... Also, ich hoffe, sowas träume ich nie wieder. Mann, mir ist jetzt noch ganz übel! Schlimmer kann echte Todesangst auch nicht sein! Was für ein scheußlicher Traum!“

„Und“, fragte Marian und strich zärtlich und verspielt durch sein schulterlanges Haar, „ist er jetzt vorbei?“

## Kapitel 23

Heinz saß im Umkleideraum und wartete. Eineinhalb Stunden. Warum war er eigentlich mitgekommen, wenn er doch nur hier herumsitzen durfte und sonst nichts machen konnte? Da hätte er genauso gut das Naturschutzgebiet besuchen und die Zahl der neu hinzugekommenen Neubauten schätzen können; zählen konnte man sie inzwischen nicht mehr, oder nur noch mit erheblichen Mühen. Neben ihm saß ein scheinbar besoffener Punk; mehrmals schon war diese Person gegen seine Schulter gesackt. Er hatte ihn jedesmal wieder aufgerichtet, da es ihm unangenehm war, jemand Fremdes mit dem Kopf an seiner Schulter liegen zu haben. Der Punk hatte grüne Haare und wirkte irgendwie 'fertig', verwahrlost. Heinz stand schließlich auf und schaute durch das Fenster in der Tür zur Lehrküche. Alle hatten weiße Kittel an und wirkten sehr ernsthaft in ihre Arbeit vertieft; auch Marian, die einen Platz in der zweiten Reihe hatte, machte da keine Ausnahme. Die Küche wirkte gigantisch groß, die zwanzig Teilnehmer hatten wohl gerade mal ein Zehntel der gesamten Kochstellen belegt. Weiter hinten lag der Raum in einer Art gelblichem Notlicht, das die wahren Ausmaße der Lehrküche nur erahnen ließ. Nur vorne, wo die Volkshochschüler arbeiteten, war es richtig hell. Er versuchte, Marian zuzuwinken, doch sie schaute nur auf ihre Töpfe und schenkte ihm keine Beachtung.

Heinz setzte sich wieder neben den Punk, der daraufhin erneut gegen seine Schulter sackte. Mit dem Ellenbogen richtete er ihn wieder auf und bemerkte einen großen Wandspiegel, der direkt gegenüber angebracht war. Er sah sich und den Punk nebeneinander auf einer schmalen Holzbank sitzen, und ihm fiel auf, daß der Punk eine Frau war. Ihre Lederjacke war mit weißen Linien verziert und hier und da zerrissen. Die Haare schienen nicht wirklich grün zu sein sondern nur durch die Notbeleuchtung so zu wirken; nachdem die Kochschüler den Umkleideraum verlassen hatten, war die Deckenbeleuchtung augenblicklich ausgegangen, ohne daß jemand den Lichtschalter betätigt hätte. Im Spiegel sah Heinz die ausgestreckten Beine der dösenden Frau, und auch die Wölbungen unter dem ausgebleichenem Sweatshirt blieben ihm trotz der Lederjacke und der mindestens drei Nummern, die das Sweatshirt zu groß war, nicht verborgen. Sie wirkte zwar verwahrlost, besaß aber scheinbar eine bemerkenswert gute Figur. Er ärgerte sich fast, sie immer wieder aufgerichtet zu haben, nachdem sie gegen seine Schulter gesackt war, und er hoffte im Geheimen, sie würde noch einmal wegsacken. Doch dann sah er, wie das Spiegelbild der Frau den Kopf hob, sich benommen umsah und dabei an der Schulter kratzte, um dann träge aufzustehen. Heinz hatte sich nicht getäuscht; das Spiegelbild der Frau war wirklich sehenswert. Ihre Haare wirkten zwar, als seien sie seit Wochen nicht mehr gewaschen worden, aber das konnte ja genausogut irgendeine neue Mode sein, die er in seinem zehnjährigen Nichtbewußtsein verpaßt hatte. Sie waren, das sah er nun allzu deutlich, wirklich nicht grün sondern blond. Und auch der frische Geruch der Frau paßte nicht recht zum verwahrlosten Eindruck, den er zunächst von ihr hatte; sie mußte heute geduscht haben, nur allzu angenehm lag der Duft irgendeines Duschgels in der Luft. Die Frau streckte sich und gähnte herzhaft. Dann ging sie zur Küchentür und sah durch die Scheibe.

„Scheiße, die haben ja schon angefangen! So ein Mist!“ Sie wandte sich Heinz zu, der nun zum ersten Mal sie selbst und nicht nur ihr Spiegelbild sah. „Warum hast du Heini mich denn nicht geweckt? So ein Fuck! So billig sind die Stunden nun auch wieder nicht, als daß man sie einfach verpennen könnte! Oh verdammt, jeder hat sich einen Partner genommen, wo soll ich denn jetzt noch einen herkriegern? Und allein läßt einen diese Tussi doch nicht an den Herd!“

Er wußte nichts zu erwidern und schwieg.

„Also gut, machen wir mal ein kleines Brainstorming. Ich habe den Anfang der Stunde verpennt, alles klar. Ich habe keine Möglichkeit mehr, einen Partner zu wählen, auch gut. Was bleibt mir jetzt, hm?“ Sie sah Heinz an, als läge die Antwort auf ihre Frage nur allzu offensichtlich in der Luft und müßte nur noch von ihm ausgesprochen werden.

„Äh, vielleicht heimgehen und den Tag abhaken?“

Die Frau lachte, und ihr Lachen wirkte irgendwie sehr gehässig: „Du bist mir ja ein Früchtchen! Weißt du eigentlich, was dieser Kurs kostet? Und ich brauche den Schein, sonst kriege ich Ärger bei meinem Boß. Ich sehe die Sache so: Du bist daran schuld, daß ich den Anfang der Stunde verpennt habe und mir keinen Partner suchen konnte. Was liegt also näher, als daß wir beide nun da reinmarschieren und du für heute mein Partner bist? Also los, auf, du Schlaffi! Auch *Männern*“, sie kotzte das Wort regelrecht aus, „kann etwas Kochkunst nicht schaden!“

„He, Moment mal! Ich gehöre doch gar nicht zu diesem Kurs! Ich, äh, begleite nur jemanden!“

„Na und? Meinst du vielleicht, das fällt wem auf? Die Leiterin des Kurses liest doch die meiste Zeit über sowieso nur ihre Frauenzeitschriften. Und außerdem - willst du eineinhalb Stunden hier rumsitzen oder nicht doch lieber was nützliches machen? Heute ist Pizza dran. So richtig mit allem Drum und Dran, Teigkneten und Belegen und so. Kann einem *Mann*“, wieder hörte sich das Wort wie hingetrozt an, „nicht schaden, wenn er seiner Liebsten mal ‘ne Pizza hinzaubern kann!“

„Obwohl ich ein *Mann* bin“, Heinz versuchte ihren abfälligen Tonfall zu imitieren, was ihm aber nur teilweise gelang, „weiß ich zufälligerweise, wie man eine Pizza macht...“

„Ja klar! Man reißt die Packung auf, schiebt das Ding in den Backofen und läßt es solange brutzeln, wie’s draufsteht. Und wenn man vorher nicht vergessen hat, die Plastikfolie zu entfernen, kann man sich schon als Meisterkoch betiteln, was? Du stehst jetzt auf und kommst mit mir da in diesen Raum! Ich bin bekannt dafür, daß ich keine Widerworte dulde! Und ganz so nebenbei - ich mache nicht nur diesen Kochkurs, ich habe auch noch Selbstverteidigung für Frauen belegt. Ist zwar mein erstes Semester, aber ich weiß schon, wo es bei euch besonders wehtut...“ Sie zog ihre Jacke aus und krempelte die Ärmel ihres Sweatshirts hoch.

Soviel Überredungskunst konnte Heinz nicht widerstehen. Er hatte zwar keine Ahnung, wie Marian reagieren würde, wenn er als Partner dieser Frau heute mal an ihrem Kochkurs teilnehmen würde, aber so schlimm konnte das wohl auch nicht sein. Vielleicht hatten sie ja die Möglichkeit, einen Herd ganz in ihrer Nähe zu benutzen, und dann konnte er sich noch mit ihr unterhalten. Das war allemal besser, als eineinhalb Stunden in diesem düsteren Umkleideraum herumzusitzen und Däumchen zu drehen.

Als sie die Küche betraten, ging die Frau gleich zur Kursleiterin, die tatsächlich gerade in einer ‘Freundin’ vertieft war und sagte ihr, daß sie sich etwas verspätet hätte, ob sie mit ihrem Partner jetzt noch anfangen könnten. Die Leiterin erwiderte, das sei kein Problem, sie hätte zwar die Einführung verpaßt, aber da jeder Teilnehmer eine Kopie des Rezeptes bekommt, könne sie ja anhand dessen arbeiten. Derzeit seien alle sowieso noch mit dem Teigkneten beschäftigt.

Marian lächelte Heinz zu und schien keinen Anstoß daran zu nehmen, daß er sich bereiterklärt hatte, als Partner einer ihm unbekanntem Frau zu dienen. Er lächelte ebenfalls und zuckte mit den Schultern. Sie zogen sich weiße Kittel an und gingen zu einem Herd etwa drei Reihen hinter Marian, der einzige, der im hellen Bereich noch frei war. Die Frau klemmte das Rezept in eine Art Konzepthalter und begann damit, diverse Ingredienzen vorzubereiten. Heinz stand daneben und sah ihr zu.

„Hey, du Supermann, wie wäre es denn, wenn du schon mal den Backofen vorheizen würdest? 225 Grad, wenn das nicht zuviel verlangt ist.“

„Gut. Wo ist denn hier der... ah, da.“ Heinz stellte den Backofen auf die gewünschte Gradzahl und kam sich langsam etwas dämlich vor, von dieser Frau ständig so von der Seite angemacht zu werden. Wenn sie was gegen Männer hatte, und davon konnte man wohl ausgehen, war das ihre Sache, aber es war ungerecht, ihn, der ihr ja sogar noch half, deswegen dauernd runterzuputzen. Trotzdem hatte er das Gefühl, daß es das beste sei, nicht darauf einzugehen oder gar beleidigt abzuhaufen. Die Frau hatte

wohl ihre Gründe, so abweisend Männern gegenüber zu sein, aber sie gefiel ihm auf irgendeine Weise auch; er wollte es als eine Art Herausforderung ansehen, sich ihre Sympathie zu erarbeiten. Und die gewann er sicher nicht, wenn er sich beleidigt zeigte oder etwa durch coole Sprüche. Nein, hier mußte er ganz anders vorgehen. Zurückhaltung war angesagt, vielleicht auch das Zugeben einer gewissen Schwäche, ohne sich allerdings vollständig zu verleugnen.

„So, nun mischen wir das Scheiß-Mehl mit der Fuck-Backmischung, und heraus kommt eine Art Baby-Dünnschiff. Das kneten wir dann eine Weile durch, bis uns so richtig übel geworden ist. Das kannst du mal machen, damit du nicht so nutzlos hier rumstehst und Löcher in die Luft starrst. Na los, die Pfoten gewaschen und ran ans Werk!“

Heinz seufzte, wusch sich die Hände und begann den Teig zu kneten.

„Nana, nicht so zimperlich! Stell dir einfach vor, das wären die Möpfe deiner Liebsten, auf der du gerade liegst, um sie so richtig... ach, du weißt schon! Ihr *Männer* wißt sowas doch immer.“

„Na, wenn du meinst.“

„Du weißt ja wohl auch, was Paul Dirac in Bezug auf das Gegenstück zu negativ geladenen Elektronen festgestellt hat, nicht wahr? Das weißt du doch, oder?“

„Nicht so direkt. Ich meine, kann sein, daß ich es mal gewußt habe, aber im Moment...“

„Erzähl' keinen Scheiß! Du weißt doch genau, was passieren würde, wenn Elektron und Positron zusammentreffen würden, oder etwa nicht? Ihr Kerle kennt euch in sowas doch aus. Männer und Physik, das ist doch ein Kopp und ein Kuchen.“

„Nun, weniger. Was passiert denn, wenn die Dinger zusammenkommen?“

„DU weißt es, da bin ich mir ganz sicher. Du siehst mir ganz wie einer aus, der darüber nur allzu gut Bescheid weiß. He, paß auf, daß dir der Scheiß-Teig nicht über den Schüsselrand flutscht!“

„Jaja, keine Sorge, ich paß schon auf!“

„Das sieht mir aber gar nicht danach aus.“

„Ich paß schon auf!“

„Was mit den beiden Teilen passiert, ist das, was deiner Meinung nach jetzt am besten mit mir geschehen sollte. Ich kenne euch! Ich kenne euch nur zu gut! Mir kannst du nichts vormachen. Weißt du, was ein Mann macht, wenn er keine Beine mehr hat?“

Er schüttelte den Kopf, ahnte die Antwort aber schon.

„Sackhüpfen!“

Heinz knetete, was das Zeug hielt, er gab sich alle Mühe, es so professionell aussehen zu lassen wie nur möglich.

„So OK, das reicht dann jetzt. Gib her! Und hol mir mal ein Backblech von da drüben. Aber wasch dir erst mal die Pfoten! Tut ja wohl nicht not, daß du hier alles einsaust.“

Er kam sich fast wie ein kleiner Junge vor, der alle Befehle seiner strengen Mutter prompt erfüllt. Er überlegte, ob er die Frau nicht einfach ihr Ding machen lassen sollte, um mal bei Marian vorbeizuschauen. Doch als er nach vorne sah, stellte er fest, daß sie, wie es schien, selber gerade mit Teigkneten beschäftigt war und ließ es bleiben. Er brachte seiner Kochpartnerin das Backblech und sah zu, wie sie es zunächst einfettete und dann den Teig darauf verteilte.

„Nur gut, daß das nicht die erste Pizza ist, die ich mache. So kann ich noch etwas Zeit einholen. Und du steh nicht so nutzlos hier rum! Hol schon mal die Salami und den Käse aus dem Kühlschrank.“

„Welchem Kühlschrank?“

„Na, den in der Vorratsküche, wo 'Belag und sonstiges' draufsteht. Da vorne, neben der Tür zum Umkleideraum!“

Heinz ging unsicher in die angegebene Richtung und hörte die Frau hinter sich seufzen. Dann war sie plötzlich neben ihm und sagte gereizt: „Da vorne ist die Tür! Weißt du nichtmal, was 'ne Tür ist? Ist wohl besser, ich komme mit.“

Die Frau betrat einen kleinen Raum, in welchem vier Kühlschränke standen. Sie ging gezielt auf einen zu, öffnete ihn und holte ein paar Sachen heraus. Heinz blieb in der Tür stehen und sah ihr dabei zu. Sein Schatten fiel irgendwie sehr groß auf sie und den Kühlschrank. Er überlegte, wie er sich am besten aus der Situation stehlen konnte; die Frau war zwar hübsch, aber sie ging ihm doch auch ganz gewaltig auf die Nerven. Dann drehte sie sich um, sah ihn in der Tür stehen und begann zu zittern. Sie ließ eine Salami fallen, die sie gerade aus dem Kühlschrank genommen hatte, bückte sich, um sie wieder aufzuheben, und ließ Heinz dabei nicht aus den Augen. Dann stand sie da, zitterte, starrte ihn

an und wirkte auf einmal sehr klein. Er sah sie an und wußte nicht, was sie hatte. Eben noch war sie eine reine Giftmudel, und jetzt wirkte sie, als hätte sie den Leibhaftigen gesehen.

„Laß mich raus!“

„Bitte?“

„Laß mich raus!“

„Ich verstehe nicht...“

„VERDAMMT, DU SOLLST MICH RAUSLASSEN!“

Jetzt erst wurde Heinz bewußt, daß er in der Tür stand und damit den Ausgang aus dem kleinen Vorratsraum versperrte. Ihm war zwar nicht klar, warum sie ihn nicht dazu aufforderte, Platz zu machen oder ihn einfach zur Seite schob, aber da es gerade so aussah, als würde die Frau einen hysterischen Anfall bekommen und jeden Moment zu weinen anfangen, trat er schnell zur Seite und machte die Tür frei. Sie huschte, kaum daß genug Platz war, an ihm vorbei und ging zurück zum Herd.

Heinz warf einen Blick in die Lehrküche, doch es schien, als hätte niemand etwas von dem Vorfall mitbekommen. Selbst Marian schaute nur auf ihre Pizza und schien ihn nicht zu bemerken. Er schloß die Tür zum Vorratsraum und ging wieder zum Herd.

„Ich war jetzt neulich auf einer Veranstaltung vom AStA, wo es um Vergewaltigungen ging. Die psychischen Folgen der Opfer und so. Verstehst du jetzt?“ Die Frau wirkte im Gegensatz zu ihrer barschen Art von vorhin nun sehr still und schaute Heinz nicht an, blickte nur starr auf ihren Pizzateig und die Zutaten, die sie eben aus dem Kühlschrank geholt hatte. Sie nahm ein Messer aus einer Schublade und begann, dünne Salamischeiben abzuschneiden. Sehr leise fügte sie hinzu: „Hm. Dachte ich mir schon. Wie sollst du das auch verstehen.“

Doch die Frau täuschte sich. Er brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen, und plötzlich ergab ihr schroffes Verhalten vorhin und die Panik im Vorratsraum sehr wohl einen Sinn. Er legte eine Hand vor die Stirn und sagte leise: „Oh nein...“

Die Frau wirkte überrascht, schien nicht erwartet zu haben, daß Heinz ihrem Geheimnis auf die Spur kommen würde. Sie sah ihn von der Seite an und wirkte irgendwie unsicher, was eine ziemlichen Kontrast zu ihrem Verhalten von vorhin bildete. Es war, als hätte sie all ihr Selbstbewußtsein verloren. Aber da war noch etwas: Heinz hatte das Gefühl, als schenke sie ihm nun ein wenig Vertrauen, als hätte sie eingesehen, daß es nicht nötig ist, ihn wie einen Untermenschen zu behandeln. Er war versucht, ihr von Susi zu erzählen, die in jungen Jahren auch vergewaltigt wurde, so in der Art: ‘Ich verstehe das schon, ich kannte da auch mal jemanden...’, doch ihm wurde im nächsten Moment klar, daß das nicht stimmen würde. Er konnte sie nicht verstehen, ebensowenig, wie er Susi jemals hätte verstehen können, selbst wenn er damals schon gewußt hätte, warum sie manchmal so sonderbar reagierte. Wie sollte er als Mann sich auch vorstellen können, wie es ist, einem anderen Menschen ausgeliefert, voll und ganz in seiner Gewalt zu sein, und Dinge über sich ergehen lassen zu müssen, die man nicht wollte, die die letzte Intimität verletzen, die ein Mensch besaß? Er zog es vor, einfach zu schweigen.

Nachdem die Pizza fertig war, suchte er die Frau vergeblich. Sie war scheinbar verschwunden, ohne sich zu verabschieden. Er setzte sich neben Marian an den Tisch, wo auch die anderen Schüler Platz nahmen, um ihre Arbeitsergebnisse zu verzehren, doch er brachte kein Stück von der Pizza runter. Irgendwie fehlte ihm jeder Appetit. Marian fragte ihn, was denn los sei, doch er wußte nicht, was er ihr antworten sollte.

Später waren sie bei ihr zuhause, Heinz lag im Wohnzimmer auf der Couch und las in einem Buch des Regisseurs Fellini, Marian sah fern, ihre Mutter und ihr Vater waren in der Küche beschäftigt, Eleonora wohl irgendwo unterwegs. Irgendwann klingelte das Telefon im Flur. Marians Mutter hob ab und kam kurze Zeit später ins Wohnzimmer. „Heinz, da ist jemand für dich am Telefon!“

Er hatte keine Lust, aufzustehen, und fragte: „Wer ist es denn?“

„Ich weiß es nicht. Eine Frau, die ziemlich schroff gefragt hat: ‘Ist der Heinz da?’“

„Ich stehe nicht auf, wenn ich nicht weiß, wer dran ist.“

Marians Mutter lächelte und ging zurück zum Telefon. Er hörte, wie sie säuselte: „Ich habe als Stewardess einen Liebesbrief zu übermitteln: Wer ist denn dort am anderen Ende? Der Heinz möchte das gerne wissen, weil er sonst nicht aufzustehen gedenkt.“ Sie horchte kurz und kam dann zurück ins Wohnzimmer. „Es ist eine Martina.“

Heinz gab sich geschlagen, nicht zuletzt, da er allmählich neugierig wurde.

„Ja?“



„Hallo, hier ist die Martina.“

„Das hörte ich eben schon, aber ich glaube nicht...“

„Die Frau aus dem Kochkurs von vorhin. Ich mußte plötzlich weg und hatte gar keine Gelegenheit mehr, mich von dir zu verabschieden und dir für deine bescheidene Hilfe zu danken. Bild dir jetzt aber nichts darauf ein, nimm es einfach so hin. OK?“

„Keine Ursache. Die Pizza war nicht übel“, log Heinz. Sie sah höchstens nicht übel aus, aber ihren Geschmack konnte er nicht beurteilen, da er sie ja nicht gekostet hatte. Nun ärgerte er sich deswegen.

„Ja, kann ich mir denken. Aber bei mir daheim gab es am Abend eh noch mal Pizza, deshalb kann ichs verschmerzen.“

„Naja.“

„Ja, Alter, also, Danke nochmal. Vielleicht sehen wir uns ja noch mal. Vielleicht am nächsten Mittwoch beim Kurs? Kannst ja Marian begleiten und mich notfalls wieder wecken, wenn ich wieder abnaten sollte.“

„Na, schau mal. Vielleicht sehen wir uns ja auch mal woanders wieder. Ohne Marian, meine ich.“

„Nana, das will ich jetzt aber nicht gehört haben“, sagte Martina, doch es klang nicht sehr ernst.

„Gut. Ist schon klar. Wir werden sehen. Es freut mich jedenfalls, daß du noch mal angerufen hast. Tschüß, Martina!“

„Tschüß, Heinz!“

Er legte auf und dachte schnell an etwas Unangenehmes, um sich so das verträumte Lächeln aus dem Gesicht zu bannen. *Das Hotel. Dicke Rechnung. Als Nachtportier arbeiten.* Gut, das sollte reichen. Er ging zurück ins Wohnzimmer, legte sich auf die Couch, nahm das Buch wieder auf und bedachte Marian mit einem sehr nachdenklichen Blick.

## Kapitel 24

Seine erste Nacht als Nachtportier stand nun unmittelbar bevor. Er hatte seine zwei Anlernnächte hinter sich gebracht, und es lief eigentlich besser, als er es erwartete. Dieser Nachtportier war ein gar nicht mal so übler Mensch, wenn man sich mal eine Weile mit ihm unterhalten hatte, wurde er regelrecht nett. Er hatte ihm so manchen Tip gegeben, und Heinz hatte sich alles, was es zu lernen galt, aufgeschrieben. Eigentlich konnte nichts mehr schiefgehen. Trotzdem - jetzt, am Vorabend seiner ersten Nacht, war ihm doch ganz schön mulmig zumute. Er hatte das Gefühl, daß es jetzt ernst wurde, daß sein Leben, so wie er es kannte, nun vorbei sein würde. Obwohl das Quatsch war, denn er mußte ja nicht sein ganzes Leben lang sondern nur ein paar Wochen als Portier arbeiten. Trotzdem war er nervös wie nur was, als er vor Marians Haus ankam. Er klingelte, doch niemand öffnete ihm. Sollte sie nicht daheim sein? Aber heute war doch gar nicht Mittwoch, Kochkurs hatte sie also nicht. Er stand eine Weile unschlüssig vor der verschlossenen Haustür und überlegte, was er machen sollte. Sein Blick fiel auf die Wiese vor dem Haus, und er sah ein frisch gewaschenes Federbett dort liegen. Ihm fiel auf, daß das Federbett genau unter dem Balkon von Marians Eltern lag, und daß auf der Balkonbrüstung noch drei weitere Federbetten ausgelegt waren. Es schien heruntergefallen zu sein, vielleicht hatte Marians Mutter oder sie selber es etwas ungünstig hingehängt, und die Schwerkraft hatte es nach unten gezogen. Was sollte er tun? Er konnte es doch nicht einfach so auf der feuchten Wiese liegenlassen - nicht nur, daß es naß wurde, es konnte ja auch gestohlen werden. So billig war ein gutes Federbett schließlich nicht. Er beschloß, es erst einmal an sich zu nehmen. Dann fiel ihm ein, daß Marian auch im 'Club' sein konnte, einem Treff für junge Leute, wo sie sich unterhalten, tanzen oder sonstwie sinnvoll beschäftigen konnten. Er war einmal mit ihr dort vorbeigekommen, und sie hatte ihm gesagt, daß sie dort desöfteren mal hingehge. Es war nicht weit weg von hier, und da er sowieso nichts Besseres zu tun hatte und sich sehr nach Gesellschaft sehnte, beschloß er, es dort zu versuchen. Er nahm das Federbett unter den Arm und machte sich auf den Weg.

Der 'Club' lag neben einer Kirche und war in einer ehemaligen Sporthalle untergebracht, die zwar nicht sonderlich hoch, dafür sehr weitläufig war. Er legte das Federbett auf einen Tisch neben der Garderobe und machte sich auf die Suche nach Marian. Ein Bereich des Gebäudes wies regelmäßig aufgestellte Etagenbetten auf, sehr alte Modelle mit abblätterndem weißen Lack, unter welchem rostiges Metall zum Vorschein kam. Hier und dort standen Leute in Grüppchen, doch Marian konnte er

nicht entdecken. Er lief zwischen den Betten herum und sah auf einem zwei junge Frauen nebeneinander liegen, die scheinbar stark berauscht waren. Ihm fiel auf, daß die eine junge Frau unter ihrem schwarzen Minirock nichts trug. Das wollte er sich doch mal etwas genauer anschauen. Heinz stieg auf das Bett, welches direkt hinter dem mit den beiden jungen Frauen stand, tat so, als würde er schlafen und sah ihnen zu. Die Frau mit dem schwarzen Rock war scheinbar derart hinüber, daß sie von ihrer Umwelt nichts mehr mitbekam. Heinz mußte sich etwas aufrichten, um ihr richtig unter den Rock schauen zu können. Er sah dichtes schwarzes Schamhaar. Dann begann die Frau plötzlich zu onanieren, er sah ihre feucht glitzernde Muschi, sah die reibende Hand. Ihre Nachbarin wurde darauf aufmerksam und schaute lachend zu. Dann kam es der Frau. Sie hörte auf zu reiben und zog sich trübselig aus. Dann begann sie erneut zu onanieren, und die Frau neben ihr machte mit. Schließlich lagen sie aufeinander und befriedigten sich gegenseitig mit der Hand. Ein vorbeikommender Typ wurde darauf aufmerksam, kletterte auf die Leiter des Etagenbettes und rieb der oben liegenden Frau lachend die Pobacken. Plötzlich sagte die unten liegende Frau, daß sie kotzen müsse, und kurze Zeit später hörte Heinz sie würgen und ihre Ankündigung platschend wahr machen. Die obere Frau schrie auf, der Typ verzog angeekelt das Gesicht, und die Show war gelaufen. Heinz stieg vom Bett herab und machte sich wieder auf die Suche nach Marian.

Bei einem Hinterausgang entdeckte er eine Gruppe junger Frauen, unter ihnen auch Marian. Er ging hin und herrschte sie gereizt an - daß er sie besuchen wollte und sie nicht da war, daß vor ihrem Haus ein Federbett gelegen hätte, welches allen Anschein nach von ihrem Balkon runtergefallen wäre, er hätte es mitgenommen, damit es nicht noch geklaut wird und jemand heute Nacht im Bett frieren muß. „Und wo ist das Federbett jetzt“, fragte Marian, der es peinlich zu sein schien, von ihrem Freund, den sie vielleicht gerade eben bei ihren Freundinnen noch in den Himmel gelobt hatte, so angeschnauzt zu werden.

„Na, ich habe es vorn neben der Garderobe auf den Tisch gelegt. Meinst du vielleicht, ich will es die ganze Zeit mit mir rumschleppen? Da habe ich auch besseres zu tun!“

„Das ist aber Scheiße, da vorne liegt es auch nicht sicherer als auf der Wiese!“

„Na, dann bring' es doch nach Hause!“

„Wartest du hier auf mich?“

„Mal sehen.“

„Heinz! Bitte!“

„Na gut, ich warte.“

Marians Freundinnen hatten ihn angeschaut, zu tuscheln begonnen und sich entfernt. Marian ging hastig zum Eingang und verschwand. Heinz lief noch ein Weilchen im 'Club' herum, sah sich die Leute an, die in Gruppen zusammenstanden und sich unterhielten, und er kam sich ausgesprochen fehl am Platze vor. Er entdeckte einen großen gekreuzigten Jesus an einer Wand und einige Stuhlreihen davor. Er setzte sich in die erste Reihe und nahm ein Telefonbuch, welches auf dem Stuhl neben ihm lag, um darin zu lesen. Die Lektüre war verständlicherweise nicht sonderlich interessant, so daß er das Buch nach einigen Minuten wieder weglegte. Er sah einen Handwerker, der an der Jesusfigur arbeitete und irgendwelche kleine Metallsternchen daran anbrachte. Ein Pfarrer stand neben ihm und sagte lobend, das sähe aber gut aus. Im bunten Licht der Discoscheinwerfer sah es fast so aus, als würde der gekreuzigte Erlöser lächeln. Heinz entdeckte auf dem Fußboden jede Menge dieser kleinen Metallsternchen, er griff danach, und die Dinger blieben an seinen Fingern hängen. Er steckte sie ein, stand auf und drehte eine neue Runde durch den Raum.

Als er beim Hinterausgang ankam, entdeckte er dort zwei junge Mädchen, vielleicht fünfzehn Jahre alt oder so. Sie schauten ihn an und kicherten. Er spürte eine Art Blitz im Kopf, direkt im Gehirn, es war nicht direkt unangenehm, nur so ungewohnt. Es war, als würde er von einem Bewußtseinszustand in einen anderen gleiten. Ein ähnliches Gefühl hatte er gehabt, als er sich mit Martina, der Frau aus dem Kochkurs, am Telefon unterhielt, jedoch war es nicht so stark gewesen; er ging zu den Mädchen hin und fragte sie, was es denn da zu lachen gäbe.

„Siehst du, was hier auf meinem Arm steht“, fragte die kleinere der beiden und hielt ihm einen nackten Unterarm entgegen, auf welchem mit Tinte ein Name stand.

Heinz versuchte, den Namen zu entziffern: 'Vaclav'. Er sagte: „Sicher kann ich das lesen. Vaclav steht da. Ist tschechisch und heißt Wenzel.“

„Oh Scheiße“, sagte da die größere. „Weißt du denn nicht, daß das die schönste Frau auf der ganzen Schule ist?“

Heinz war das relativ egal, schließlich ging er schon seit einer ganzen Weile nicht mehr zur Schule. Die beiden Mädchen schien das aber sehr zu betrüben, er hatte den Eindruck, sie fanden Gefallen an ihm und sahen jetzt, da er scheinbar die schönste Frau der ganzen Schule kannte (obwohl dem ja gar nicht so war), ihre Chancen sinken, bei ihm landen zu können. Er fühlte sich geschmeichelt und nahm die größere der beiden in die Arme, um sie zu trösten. Dann umarmte er auch die kleinere und drückte sie an sich. Das Mädchen roch gut, ausgesprochen gut sogar. Sie schien seine Umarmung zu genießen, und er hörte, wie das andere Mädchen sagte: „Ach, ist das nicht süß?“ Doch sie schien ihrer Freundin nicht zu mißgönnen, daß seine Wahl auf sie gefallen war. Heinz überlegte gerade, wohin er mit der Kleinen gehen konnte, um ihre neue Freundschaft zu ‘besiegeln’, da sah er, wie Marian zur Eingangstür hereinkam und sich umschaute. Er ließ das Mädchen los und sagte: „Also hör mal, das war jetzt nicht irgendwie ernst gemeint, verstehst du? Ich hatte nur gerade mal Lust, dich zu umarmen, aber da war nichts bei. Das mache ich immer so, wenn ich jemanden nett finde.“

„Du findest mich nett?“

„Ja, schon, aber ich muß mich jetzt losmachen. Da ist gerade eine... Bekannte von mir reingekommen, zu der muß ich jetzt gehen.“

Das Mädchen wirkte enttäuscht. „Ja klar! Eine Bekannte! Ich verstehe schon. Ich verstehe nur zu gut!“ Sie drehte sich um und verschwand mit ihrer Freundin durch den Hinterausgang. Er hörte noch, wie sie sagte: „Wär’ ja auch zu schön gewesen, um wahr zu sein...“

Heinz ärgerte sich über Marians plötzliches Auftauchen. Das Gefühl war schön gewesen, das Mädchen so jung und scheinbar in ihn verliebt, auch wenn er es gar nicht kannte. Er ging auf Marian zu, packte sie hart an der Schulter und sagte: „Hier bin ich!“

„Aua, nicht so fest!“

„Ach, nun stell dich doch nicht so an! Ich bin heute nicht so gut drauf. Du weißt doch, daß ich morgen meine erste Nacht im Hotel habe. Ich wollte nicht allein sein und dich besuchen, und du bist nicht da! Und da finde ich auch noch dieses blöde Federbett und schleppe es durch die Gegend, und was machst du? Plauderst hier mit deinen Freundinnen und scheinst mich total vergessen zu haben!“

„Ich habe dich doch nicht vergessen! Es tut mir leid, ich habe nicht daran gedacht, daß du vielleicht Gesellschaft haben willst. Ich dachte, du wolltest dich noch mal ausruhen, bevor du an die Arbeit mußt.“

„Ach, ich muß doch erst nachts arbeiten und habe also morgen noch den ganzen Tag Zeit, mich auszuruhen.“

„Na gut, jetzt bist du ja hier. Du hast mich noch gar nicht richtig begrüßt.“

Marian zog einen Flunsch, doch diesmal fand Heinz ihn gar nicht süß. Er umarmte Marian, weil er das Gefühl hatte, sie erwarte das, gab ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange.

„Na, du warst aber auch schon mal leidenschaftlicher.“

„Ja, tut mir leid. Wie gesagt, ich bin heute nicht so gut drauf. Laufe irgendwie neben der Spur. Ich weiß ja auch nicht.“

Beiläufig sah Heinz eine Frau auf sie zukommen. Es war eine Freundin Marians, die sie schon seit ihrer Schulzeit kannte, er hatte sie vor einigen Wochen einmal gesehen. Sie war durchaus das, was man allgemein als ‘hübsch’ bezeichnen würde. Ihr blondes Haar war lang und gewellt, ihre Beine lang und glatt, und auch der Rest konnte sich sehen lassen. Marian schien sich nicht gerade darüber zu freuen, daß ihre Freundin ausgerechnet jetzt auftauchte. Sie wollte sich wohl lieber noch eine Weile allein mit Heinz unterhalten, um seine miese Stimmung etwas aufzuhellen. Doch scheinbar war das gar nicht mehr nötig; kaum war Lucy, so hieß ihre Freundin, aufgetaucht, schien Heinz wie ausgewechselt zu sein. Er lächelte sie an und versuchte ständig, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Er war charmant wie der erste Vorsitzende vom allgemeinen Gigolo-Verein. Lucy schien das Gespräch mit Heinz zu genießen, sie hatte zwar eigentlich nur vorgehabt, mal ‘Hallo’ zu sagen, doch knapp zwei Stunden später stand sie noch immer mit ihnen zusammen. Das heißt, an sich stand sie nur mit Heinz zusammen, Marian hielt sich abseits und wirkte deprimiert. Sie hatte einige Male versucht, sich in das Gespräch einzumischen, doch weder Lucy noch Heinz schienen ein Interesse daran zu haben, sich mit ihr zu unterhalten. Sie lachten und redeten und redeten und lachten, und so manches Mal sah Marian, wie entweder Heinz Lucy oder Lucy Heinz wie beiläufig am Arm oder an der Schulter berührte. Irgendwann wurde es ihr zu viel, und sie zog Heinz zu sich her und sagte ihm, daß sie jetzt gehen werde, es sei schon spät. Er wirkte genervt, doch Lucy sagte, daß es auch für sie an der Zeit sei, heimzukehren. Er fragte sie noch, ob sie denn allein gehen wolle, doch sie schien - im Gegensatz zu Heinz -

Marians Stimmung zu bemerken und antwortete, sie hätte es nicht weit, und außerdem würde jemand auf sie warten. „Wie schade“, sagte Heinz und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Es war mir ein Fest, Sie kennenzulernen, schöne Frau.“ Lucy lächelte höflich und machte sich davon, ehe Marian auf die Idee kommen konnte, ihr die Augen auszukratzen.

„Was soll denn das“, fragte Marian, als sie den ‘Club’ verlassen hatten und sich auf dem Heimweg befanden.

„Was meinst du?“

„Na, daß du die Lucy anmachst, was das Zeug hält, obwohl ich direkt neben dir stehe. Kannst du dir denn nicht vorstellen, wie ich mich dabei fühle? Bin ich dir vielleicht nicht mehr gut genug? Willst du mich nicht mehr? Dann sag das gefälligst klipp und klar und mach nicht vor meinen Augen meiner Freundin den Hof!“

Was bildete sich Marian eigentlich ein? Er hatte sich doch nur ein bißchen mit der Frau unterhalten, sonst nichts. Er war nur höflich gewesen, das war alles. Na OK, er gab ja zu, daß ihm diese Lucy schon ganz gut gefallen hatte, aber deswegen mußte sie sich doch jetzt nicht so aufregen! Wenn er sie loswerden wollte, würde er ihr das schon sagen, aber dem war nicht so. Wieder blitzte etwas in seinem Gehirn, und auf einmal wurde ihm klar, wie Marian sich die Zeit über, die er sich lachend mit ihrer Freundin unterhalten hatte, gefühlt haben mußte. Es war wohl für sie, als hätte er sie auf einem Gleis abgestellt, um selber auf einem anderen davonzubrausen, ohne ihr zu sagen, wann er wiederkommen würde.

„Heinz, ich meine, wenn dir alles zu viel wird, dann sag es doch einfach. Manchmal können Menschen nicht so gut miteinander, zumindest nicht, wenn es längere Zeit dauert. Am Anfang ist alles noch schön und neu, es gibt noch vieles zu entdecken, doch wenn man den anderen erst einmal in- und auswendig kennt, kann er schon, nun, langweilig werden...“

„Du wirst mir nicht langweilig, das versichere ich dir. Ich weiß auch nicht, was eben los war. Ich habe mir während der ganzen Zeit, wie soll ich es am besten beschreiben? Ja, ich habe mir einfach keine Gedanken gemacht. Es war normal so, ich war mir nicht bewußt, daß ich dich verletzen könnte. Ich habe einfach keinen Gedanken an diese Möglichkeit verschwendet.“

„Na, das ist doch ein nur allzu deutliches Zeichen dafür, daß ich dir allmählich über bin. Wenn du an meine Gefühle schon keinen Gedanken mehr verschwendest...“

„Ach, Marian, so habe ich das nun auch nicht gemeint! Ich wollte nicht sagen, daß ich keinen Gedanken an dich verschwendet habe, ich war einfach gedankenlos. Das ist ein Riesenunterschied. Es lag mir nichts daran, dich zu ignorieren, es lag mir eigentlich an gar nichts etwas. Ich war einfach nur -gedankenlos.“

„Nun gut, Heinz, ich will dir das ja glauben. Und ich kann auch verstehen, daß du dir Sorgen machst, wegen morgen. Aber ich glaube, es wäre nicht schlecht, wenn wir uns jetzt erst einmal eine Zeitlang nicht sehen. Ich muß darüber nachdenken, und du solltest auch darüber nachdenken, wie du zu mir stehst. Es ist besser so, glaube mir.“

„Aber Marian...“

„Es ist besser so. Und nach dem heutigen Abend wirst du mich davon auch nicht abbringen können. Verstehe mich nicht falsch, ich jage dich jetzt nicht zum Teufel, ich brauche nur etwas Zeit. Und die brauchst du auch.“

Sie waren vor Marians Haus angekommen. Sie sah ihn noch eine Weile ernst an, dann gab sie ihm einen letzten Kuß auf den Mund, drehte sich um und verschwand im Hauseingang. Heinz stand noch eine ganze Weile auf dem Bürgersteig und versuchte zu verstehen, was gerade passiert war. Er hatte Marian, seine Marian, böse gemacht, verletzt, und sie hatte alles Recht auf Erden, ihn davonzujagen, ihm zu sagen, er solle sich doch zum Teufel scheren und sie in Ruhe lassen. Aber sie wollte nur etwas Zeit haben, und sie wünschte, daß auch er sich klarwerden sollte, was er eigentlich will. Was ja nur fair war. Mehr als fair, wenn er bedachte, daß er heute abend auch mit zwei Teenies anzubändeln versucht hatte. Wenn sie davon auch nur den Funken einer Ahnung hätte... Oder von dem Gefühl, welches er hatte, als er mit dieser Martina telefonierte... Sie hatte recht, er sollte wirklich darüber nachdenken. Normal war das doch nicht, daß jemand, der eine Freundin hat, die er mal als seine Traumfrau ansieht, ständig mit anderen Frauen rumturtelt.

Na, aber dafür würde er ja morgen Nacht noch genügend Zeit haben. Er begann zu frieren, als er sich auf den Weg zum Hotel machte. Glücklicherweise konnte er, da er morgen arbeiten mußte, heute dort

übernachten. Ja, er konnte sogar richtig froh sein, daß er morgen arbeiten mußte. Sonst würde er jetzt ganz schön dumm dastehen.

## Kapitel 25

Nun stand sie also an, Heinz' erste Nacht als Portier. Er hatte lange zu schlafen versucht, um die Nacht auch durchstehen zu können, und hätten ihn das Zimmermädchen, welches merkwürdigerweise freundlicher als sonst wirkte, und der Mafia-Manager, der ihm alles Gute wünschen wollte, nicht geweckt, hätte diese Maßnahme sicherlich auch was gebracht. So aber war er schon gegen halb acht Uhr aufgestanden und fühlte sich am frühen Abend bereits wieder hundemüde. Aber was hätte es denn gebracht, bis zwölf Uhr Mittags im Bett zu liegen, wenn man alle Nase lang aus den Träumen gerissen wurde? Und die Träume waren wirklich bemerkenswert; er hatte nur einige Bruchstücke behalten, in denen es um Höhlen, Autowracks und Scherben in bestimmten Extremitäten ging, außerdem tauchten wild gewordene Wespen, kleine Kinder mit Vorlieben für stumpfe Schlagwaffen sowie einige kotzende Leichen auf, aber er war sich sicher, würde man solch einen Traum verfilmen können, wäre das der Schocker des Jahrhunderts und würde noch vor der Uraufführung verboten.

Als es dann endlich soweit war, hatte Heinz ungefähr zweieinhalb Kannen Kaffee intus und erschien, ausgerüstet mit einem weißen Hemd und einer dunkelroten Krawatte, geliehen vom überglücklichen, weil endlich mal frei habenden Nachtportier, mehr oder minder frohen Mutes und mit erheblich zitternden Händen an der Rezeption. Die Empfangsdame mit der Löwenmähne und den vielen Ringen an den Händen schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln:

„Ah, nun ist es also soweit. Ihr erster Auftritt als mein Kollege. Aber keine Sorge; überarbeitet hat sich bei uns noch kein Nachtportier. Sie sitzen einfach Ihre Zeit hier ab, tun, was der Herr Löwenstein Ihnen beigebracht hat, und in Null-Komma-Nichts ist die Nacht vorbei.“

„Na, ich will's ja hoffen“, erwiderte Heinz und kam sich doch ein wenig komisch vor, als er hinter die Rezeption trat.

Die Empfangsdame überreichte ihm den Hauptschlüsselbund. „Machense jetzt erst mal in aller Ruhe Ihren Rundgang. Wenn mir noch was Wissenswertes einfällt, erzähle ich's Ihnen danach. Aber eigentlich ist heute Abend so ziemlich tote Hose.“

„Wie schön. OK, meinen Spickzettel habe ich einstecken, Schlüssel in der Hand - dann kann's ja losgehen. Bis später.“

„See you later, terminator.“

Er lachte kurz und höflich und machte sich auf den Weg.

Zunächst führte ihn seine Patrouille in den Keller. Er kontrollierte - wie gelernt und auf seinem Merkzettel festgehalten - die Kühlhaustüren, die Duschen und den Personalaufenthaltsraum, löschte, wenn nötig, das Licht und schloß, wenn nötig, die entsprechenden Türen ab. Dann hatte er das Ende des Kellergangs erreicht und trat durch eine Schwingtür auf einen kleinen Flur, welcher von gelbem Licht schwach beleuchtet wurde. Er wollte sich gerade der Treppe zuwenden, um in die oberen Geschosse zu kommen, als er bemerkte, daß am Ende des Flurs eine Glastür war. Nanu, an die konnte er sich ja gar nicht mehr erinnern. Er öffnete sie und kam auf einen weiteren, schwach beleuchteten Flur, an dessen Ende sich eine Metalltür ohne Aufschrift befand. Dienstbeflissen, wie er nun einmal war (was blieb ihm auch übrig?), öffnete er sie und fand sich in einem kleinen Raum mit drei Türen wieder. Die vor Kopf war abgeschlossen, die rechter Hand wurde von einem geschwungenen „M“ verziert. Er öffnete sie und kam in einen kleinen Umkleideraum, welcher mit einigen Schließfächern sowie einer Holzbank ausgestattet war. Auf dem Boden lag zerknüllt ein weißes Handtuch. Links erwartete ihn eine weitere Tür, und hinter dieser - zu seiner größten Überraschung - ein Schwimmbad. Davon hatte ihm der Nachtportier aber wirklich nichts erzählt, und nach einem Blick auf seinen Zettel stellte er fest, daß auch dort nichts von einem Schwimmbad vermerkt war. Das Becken wurde vom Grund aus mit mehreren Scheinwerfern beleuchtet, das Wasser wirkte beruhigend blau. Gegenüber entdeckte er eine Glasfront, die die gesamte Wand einnahm. Es waren scheinbar zwei große Schiebetüren, und eine davon stand ein Stück auf. Heinz mußte diese Tür wohl schließen; alle Außentüren hatten geschlossen zu sein, wollte man unangemeldete Besucher vermeiden. Der Nachtportier hatte ihn mehrmals darauf hingewiesen. An beiden Seiten des Beckens war jeweils ein etwa einen halben Meter breiter Weg, welcher beunruhigenderweise feucht glitzerte. Er stellte sich vor, wie er ausrutscht und